RESEARCH

Jennifer Kreß

Onlinecommunities für Senioren

Wie virtuelle Netzwerke als Unterstützung im Alltag dienen

Springer VS

Onlinecommunities für Senioren

Jennifer Kreß

Onlinecommunities für Senioren

Wie virtuelle Netzwerke als Unterstützung im Alltag dienen

Springer VS

Jennifer Kreß
Darmstadt, Deutschland

ISBN 978-3-658-10817-5 ISBN 978-3-658-10818-2 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Springer VS
© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Meinen Eltern Sieglinde und Matthias

Inhalt

Tabellenverzeichnis 10
Abbildungsverzeichnis 11

Einleitung 13

1 Theoretischer Rahmen 19
1.1 Leben in der Moderne und die damit zusammenhängenden Entgrenzungserfahrungen 19
1.2 Auswirkungen moderner Gesellschaftsstrukturen auf die Lebensphase Alter 28
1.3 Die Lebensphase Alter zwischen Kompetenz und Krise 35
1.3.1 Spezifische Krisenmomente in der Lebensphase Alter 35
1.3.2 Kompetenzen, Kompetenzgewinn und Zufriedenheit im Alter 44
1.4 Die Bedeutung von Ressourcen im Rahmen moderner Gesellschaftsstrukturen 48
1.4.1 Klärung des Begriffs der Ressource und seiner Ausdrucksformen 49
1.4.2 Die Bedeutung von Ressourcen im Alter 60
1.5 Entwicklung der Forschungsfrage 64
1.6 Senioren und das Internet 66
1.6.1 Das Internet 66
1.6.2 Internetnutzung durch Senioren (quantitative Daten) 69
1.6.3 Zugangsbarrieren des Internets für Senioren 73
1.6.4 Möglichkeiten und Perspektiven der Internetnutzung für Senioren 75
1.7 Onlinecommunities 87
1.7.1 Merkmale und Charakteristik von Onlinecommunities 87
1.7.2 Starke und schwache Bindungen in Onlinecommunities 96
1.7.3 Die Seniorencommunity „Feierabend.de“ 98

2 Stand der Berücksichtigung von Medien in der Alter(n)sforschung 109

3 Methodisches Design 119
3.1 Methode: Grounded Theory und Narrationsanalyse 119
3.2 Datenerhebung: Problemzentriertes Interview 124
3.3 Sample 127
3.4 Kritische Auseinandersetzung mit der unterschiedlichen Form der Datenerhebung 132
3.5 Auswertung 135
3.5.1 Methodische Anpassung des Kodierparadigmas der Grounded Theory an den Forschungsgegenstand 135
3.5.2 Einzelne Schritte der Datenauswertung 137

4 Falldarstellungen 143
4.1 Ilse 144
4.1.1 Fallbeschreibung 144
4.1.2 Analyse von Ilses Biografie 146
4.1.3 Bedeutung der Mitgliedschaft bei Feierabend.de: Optionale Beziehungsgestaltung im Internet als Basis der Online- und Offlinekontakte (Muster: Schwerpunktsetzung Offline mit hoher Mittelbarkeit und hohem Maß an Identitätsarbeit) 152
4.2 Sigrid 159
4.2.1 Fallbeschreibung 159
4.2.2 Analyse von Sigrids Biographie 161
4.2.3 Bedeutung der Mitgliedschaft bei Feierabend.de: Anonymität der Onlinekontakte als Basis vertrauensvoller Beziehungsgestaltung (Muster: Schwerpunktsetzung Online mit hoher Unmittelbarkeit und eher niedrigem Grad an Identitätsarbeit) 167
4.3 Margot 174
4.3.1 Fallbeschreibung 174
4.3.2 Analyse von Margots Biografie 176
4.3.3 Bedeutung der Mitgliedschaft bei Feierabend.de: Bedarfsgerechte Ausformung von Online- und Offlinekontakten (Muster: Mischform Online-Offline mit hohem Maß an Unmittelbarkeit und hohem Maß an Identitätsarbeit) 188
4.4 Paul 193
4.4.1 Fallbeschreibung 193
4.4.2 Analyse von Pauls Biographie 195
4.4.3 Identitätsarbeit als zentrale Bedeutung für die Mitgliedschaft bei Feierabend.de (Muster: Mischform Online-Offline mit einer

Mischform hinsichtlich Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit und hohem Maß an Identitätsarbeit) 202

5 Ergebnisebene I: Musterbildung abgeleitet von den Eckfällen 211
5.1 Gruppen und Untergruppen innerhalb von Feierabend.de 211
5.2 Formen der Vergemeinschaftung und Identitätsarbeit innerhalb von Feierabend.de 216
5.3 Exkurs: Weitere übergeordnete und wiederkehrende Aspekte 243
5.3.1 Problematisierte Aspekte innerhalb von Feierabend.de 243
5.3.2 Besonderheiten der befragten Feierabend.de-Nutzer 252

6 Ergebnisebene II: Theoretisierung – Die Community als Ressource 265
6.1 Der Begriff des Alltags und der Lebenswelt 265
6.2 Transformative Ressourcen durch die Einbindung in die Onlinecommunity in Bezug auf den Seniorenalltag 272
6.2.1 Assimodative Transformation: Ergänzung und Erweiterung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln 273
6.2.2 Assimilative Transformation: Aufrechterhaltung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln 281
6.2.3 Akkomodative Transformation: Neuschöpfung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln 287
6.2.4 Diskussion der Ergebnisse 293

7 Zusammenfassung und Ausblick 301

Literaturverzeichnis 307

Anmerkungen zur Transkription und Transkriptionsregeln 326

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Durchschnittliche und fernere Lebenserwartung nach ausgewählten Altersstufen 30
Tabelle 2: Mögliche kritische Lebensereignisse im Alter 40
Tabelle 3: Wahrgenommene Einschränkungen bei der Freizeitgestaltung im Alter 42
Tabelle 4: Jahresübersicht der Onliner mit Angaben in Prozent 71
Tabelle 5: Onliner nach Altersgruppen mit Angaben in Prozent 71
Tabelle 6: Entwicklung der Onlinenutzung in Deutschland 1997 bis 2012 mit Angaben in Prozent 72
Tabelle 7: Auswahl gängiger Chat-/SMS-Abkürzungen 80
Tabelle 8: Übersicht der Teilbereiche innerhalb der einzelnen Thementreffs in Feierabend.de (Stand Januar 2011) 101
Tabelle 9: Sample der Interviews 132
Tabelle 10: Arbeitsschritt des Kodierens (Beispiel Margot) 139
Tabelle 11: Anwendung des Kodierparadigmas (Beispiel Margot) 140
Tabelle 12: Segmentierung des Interviewtranskriptes nach der Methode der Narrationsanalyse (Beispiel Emma) 141
Tabelle 13: Musterübertragung auf die einzelnen Interviewteilnehmer 233
Tabelle 14: Übersicht der Musterübertragung auf die einzelnen Interviewteilnehmer 233

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Informations- und Kommunikationsaspekt des Internets 76
Abbildung 2: Screenshot der Feierabend.de-Webseite vom 17.03.2011 108
Abbildung 3: Methodische Abfolge eines problemzentrierten Interviews nach Witzel 126
Abbildung 4: „Mutterseite“ Feierabend.de und exemplarische Untergruppierungen innerhalb der Community 212
Abbildung 5: Exemplarische Darstellung gleichzeitiger Mitgliedschaften in mehreren (Sub-)Untergruppierungen innerhalb der Community Feierabend.de 214
Abbildung 6: Formen der Vergemeinschaftung innerhalb von Feierabend.de (in Abhängigkeit vom Maß der Identitätsarbeit) 220

Einleitung

Ein Leben ohne Internet ist für die meisten von uns heutzutage, zumindest hierzulande, nicht mehr vorstellbar. Die Welt ist online, jederzeit und überall. Und das nicht ohne Grund: Unsere heutige Gesellschaft ist eine Wissensgesellschaft und verlangt vom Einzelnen[1], sich stetig auf dem neusten Stand des Wissens zu halten. Überspitzt ließe sich formulieren: „Nur wer ‚on' ist, ist auch ‚in'". Nicht nur der Informationsfluss und die Nachrichtendienste haben durch das World Wide Web (WWW) eine entscheidende Um- und Neustrukturierung erfahren. Auch inter- und intrapersonale Aspekte sind davon betroffen. So hat das Internet einen erheblichen Einfluss auf zwischenmenschliche Beziehungen, vor allem auf deren Ausdrucksformen, aber auch auf die Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung des Individuums. Das Web mit seinen Einflüssen auf das gesellschaftliche und persönliche Leben und die damit zusammenhängenden Veränderungen geraten daher verstärkt in den Fokus der Wissenschaft. Während Bewahrpädagogen[2] vor allem den Niedergang der Kultur aufgrund von PC, Internet und Co. prognostizieren, setzen sich etwa Bildungsforscher mit veränderten Lernformen im und durch das Medienzeitalter auseinander. Neben allgemeinen Untersuchungen zur Wirkung des Netzes oder zum Verhalten im Internet gibt es auch zielgruppenspezifische Studien, deren Fragestellungen auf einen bestimmten Personenkreis ausgerichtet sind. Gerade in den letzten Jahren gewinnen in diesem Zusammenhang verstärkt solche Themen an Interesse, die das Verhältnis zwi-

1 Zur Verbesserung des Leseflusses und des Textverständnisses wird in dieser Arbeit auf die gesonderte Nennung der weiblichen Form verzichtet. Die männliche Schreibweise impliziert immer beide Geschlechter.

2 Hoffmann erklärt den Begriff Bewahrpädagogik als „Kennzeichnung pädagogischen Handelns bzw. entsprechender Erziehungskonzepte, [die] eng mit in ihrer jeweiligen Zeit ‚neuen' Medien verbunden [sind]" (2008, S. 42). Die Intention der Bewahrpädagogen ist darauf ausgerichtet, Kinder und Jugendliche vor den mit den Medien einhergehenden Gefährdungsmomenten zu bewahren. Kindheit wird dieser Auffassung nach als ein „Schonraum" angesehen, den es zu schützen gilt. Kritik wird an dieser Ansicht vor allem dahingehend geübt, dass damit Aspekte wie das Mündigwerden von Rezipienten vollständig vernachlässigt werden. Bewahrpädagogen sprechen sich vielmehr häufig sogar für medienspezifische Zensuren aus (vgl. ebd.).

schen dem WWW und der älteren Generation, für die die Nutzung des Internets nicht unbedingt selbstverständlich ist, fokussieren. Im Hinblick auf den demografischen Wandel und den durch medizinische und soziale Fortschritte stetig wachsenden Anteil an rüstigen alten Menschen sind diese Fragestellungen von zentraler Bedeutung. Aus diesem Grunde wurde die Zielgruppe älterer Menschen[3] auch als Basis der vorliegenden Untersuchungen gewählt. Das Dissertationsprojekt setzt sich mit der Fragestellung auseinander, inwieweit die Nutzung des Internets und im Speziellen die Einbindung in eine Seniorencommunity ältere User bei der Aufrechterhaltung beziehungsweise Aktivierung oder Neuentwicklung von Ressourcen unterstützt, die ihnen bei der Bewältigung ihres Alltags behilflich sind. Diesen Ressourcen, so lautet die These, kommt insbesondere vor dem Hintergrund einer modernisierten Gesellschaft mit ihren spezifischen Rahmenbedingungen wie Unbestimmtheit, Unsicherheit und Orientierungsverlust eine besondere Bedeutung zu. Die Begründung dafür, den Fokus auf die Ressourcen älterer Menschen zu legen, findet sich in der ressourcenorientierten (sozial-)pädagogischen Praxis. Ihre Grundlagen sind darauf ausgerichtet, das vorhandene Unterstützungspotenzial ihrer Klientel aufzubauen und/oder zu stärken. Das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe ist ein zentrales Anliegen meiner Profession der Sozialen Arbeit. Aus diesem Grunde sollen diese Aspekte in der vorliegenden Abhandlung zum Tragen kommen. Es geht darum, die unmittelbare Relevanz des Themas nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Praxis aufzuzeigen.

Die Motivation, den Personenkreis der Senioren näher zu beleuchten, gründet sich nicht nur in dem Umstand, dass ältere Menschen – wie z. B. die „ARD-ZDF-Onlinestudie“ (ARD/ZDF Medienkommission o. J.) oder der (N)Onliner Atlas (Initiative D21 e.V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG 2010, 2012, 2013) zeigen[4] – immer stärker Zugang zu dem Medium gewinnen und somit als „zukunftsträchtige“ Zielgruppe zu begreifen sind, sondern auch darin, dass diese Altersgruppe nicht mit dem Internet aufgewachsen ist und der Umgang mit dem World Wide Web für sie somit keine „Normalität“ darstellt. Es soll untersucht werden, ob diese Generation ihr Nutzungsverhalten vor diesem Hintergrund entsprechend anders wahrnimmt und reflektiert, als es bei der Generation der

3 An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass sich die untersuchte Onlineplattform als ein Angebot für die Zielgruppe 50+ versteht und man 50-jährige Personen sicherlich noch nicht als Senioren bezeichnen kann. Allerdings lag das Durchschnittsalter der von mir interviewten Nutzer bei ca. 65 Jahren, was die Verwendung des Begriffs der „Senioren“ in der vorliegenden Arbeit legitimieren dürfte.

4 Zu den Ergebnissen dieser Studien siehe Kapitel 1.6.2.

sogenannten *digital natives*[5] der Fall ist. Demnach bei jener, die in ein Medienzeitalter hineingeboren wird und von Beginn an mit dem Umgang moderner Medien vertraut ist. Nicht außer Acht gelassen werden darf im Rahmen dieser Diskussion, dass es mit fortschreitender Zeit eben diese *digital natives* sein werden, die das Seniorenalter erreichen und einen entsprechend versierten Umgang mit Computer und Internet zeigen. Die Schere zwischen den Generationen wird zumindest in Bezug auf die Internetnutzung immer kleiner werden und irgendwann vollständig verschwinden. Jedoch wird es dann zweifelsohne neue Medienformen und -technologien geben, die die verschiedenen Generationen entsprechend ihrer jeweiligen Lebenssituationen und Sozialisationshintergründe individuell nutzen werden. Damit ist die Relevanz des Aspekts intergenerativer Differenzen auch unabhängig von dem Thema Internet zu betrachten. Der verschiedenartige Umgang der einzelnen Altersgruppen mit dem Web ist vielmehr als ein mögliches Beispiel dieser unterschiedlichen Aneignungsformen anzusehen. Genau dieser Sachverhalt ist es, der die Wissenschaft dazu auffordert, sich verstärkt mit den damit einhergehenden Rahmenbedingungen auseinanderzusetzen. Diesem Umstand soll mit der vorliegenden Arbeit Rechnung getragen werden.

Zu Beginn der Abhandlung erfolgt im ersten Kapitel eine Auseinandersetzung mit den modernen Gesellschaftsstrukturen und den Herausforderungen, die sich daraus ergeben. Hierbei geht es primär darum, die Entgrenzungserfahrungen herauszuarbeiten, mit denen die Menschen heutzutage konfrontiert werden. Die Verfügbarkeit von Ressourcen wird durch diese Entgrenzungserfahrungen – so

---

5 Prensky (2001, S. 1) bezeichnet mit diesem Begriff die Generation, die mit den neuen Technologien aufwächst. Er beschreibt die „digital natives" (ebd.) folgendermaßen: „They have spent their entire lives surrounded by and using computers, videogames, digital music players, video cams, cell phones, and all the other toys and tools of the digital age. Today's average college grads have spent less than 5,000 hours of their lives reading, but over 10,000 hours playing video games (not to mention 20,000 hours watching TV). Computer games, email, the Internet, cell phones and instant messaging are integral parts of their lives" (ebd.). Demgegenüber stellt er den Begriff der „digital immigrants" (ebd.) als Bezeichnung für die Generationen, die nicht in die digitale Welt hineingeboren wurden, sich jedoch im Laufe ihres Lebens damit auseinandersetzen (vgl. ebd., S. 1f.). An dieser Stelle soll jedoch auch nicht unerwähnt bleiben, dass der Ansatz der digital natives bzw. digital immigrants in der Wissenschaft durchaus kritisch gesehen wird. So zeigen Studien, wie beispielsweise von Hargittai (2010) auf, dass auch innerhalb der sogenannten digital natives große Unterschiede bestehen hinsichtlich des Medienhandelns und der Kompetenzen im Umgang mit dem Internet. Prenskys Kernaussage, die sicherlich kaum diskussionswürdig ist, ist jene, dass es einen generationsspezifischen Unterschied gibt hinsichtlich der Aneignung von und dem Umgang mit zeitgenössischen Medien. Unstrittig dürfte außerdem sein, dass das Alter alleine nicht als Attribut für das jeweilige Nutzungsverhalten herangezogen werden kann, sondern hierbei noch viele weitere Einflussfaktoren maßgeblich sind.

die These – erforderlicher denn je. Anders ausgedrückt: Die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Unwägbarkeiten und Unsicherheit gelingt vor allem jenen Personen, welche über ein ausgeprägtes Ressourcenspektrum verfügen. Die modernen Gesellschaftsstrukturen führen nicht nur zu einer Zunahme von Verunsicherungsmomenten im Allgemeinen. Sie wirken sich auch auf die einzelnen Lebensphasen aus; so auch auf die des Alters, wie in Abschnitt 1.2 ausführlich erläutert wird. Daraus ergeben sich völlig neue Herausforderungen für das Älterwerden. Diese bedürfen wiederum ganz spezifischer Ressourcen. Diese Lebensphase sollte jedoch nicht auf eine negative Sichtweise reduziert werden, sondern sie ist, wie anschließend aufgezeigt wird, anzusiedeln zwischen Kompetenz und Krise. In Abschnitt 1.4 erfolgt eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Ressourcenbegriff, dabei wird insbesondere die Bedeutung von Ressourcen für das Alter herausgearbeitet. Hierbei ändert sich nämlich der Zugang zu Unterstützungsformen, was sich entsprechend auch darauf auswirkt, welche Ressourcen an Bedeutung gewinnen beziehungsweise verlieren.

Nach der theoretischen Hinführung zur Fragestellung wird diese in Abschnitt 1.5 nochmals ausführlich dargestellt und eingegrenzt. Da der Focus auf computer- und internetvermittelten Ressourcen gelegt wird, folgt ein zweiter thematischer Schwerpunkt der Arbeit, welcher sich mit „Senioren und Internet“ beschäftigt (Abschnitt 1.6). Hierzu werden nicht nur aktuelle Statistiken zum Nutzerverhalten der Altersgruppe aufgeführt, sondern es findet auch eine Auseinandersetzung mit möglichen Zugangsbarrieren statt sowie mit Formen des Zugewinns, die sich durch die Nutzung für die Senioren ergibt. Um diese besser nachvollziehen zu können, werden anschließend die verschiedenen Funktionen, welche das Internet einnehmen kann, vorgestellt und erörtert. Dies erfolgt mit der Schwerpunktsetzung auf die Zielgruppe der Untersuchung statt.

Da sich das Forschungsprojekt auf eine Onlinecommunity bezieht, werden im nächsten Unterkapitel 1.7 die Merkmale und Charakteristika von Onlinecommunities erläutert, wobei gesondert die soziale Dimension im Sinne der eingegangen Bindungen sowie deren Ausdrucksform (starke und schwache Beziehungen) diskutiert werden. Dieses Kapitel abschließend, wird die Seniorencommunity Feierabend.de näher dargestellt und in ihren unterschiedlichen Funktionen erklärt. In Kapitel 2 findet eine Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand zur Alters- und Alternsforschung statt. Dem Untersuchungsthema entsprechend liegt der Schwerpunkt auf den (neuen) Medien. Im Anschluss daran erfolgt die eigene empirische Untersuchung. In Kapitel 3 wird zunächst das methodische Design, welches die Grundlage des Forschungsprojektes bildet, vorgestellt. Hierzu werden sowohl die Erhebungsform kurz erläutert wie auch die Auswertungsmethoden erklärt. Zudem wird das zugrunde liegende

Sample erörtert und Besonderheiten aufgeführt, die mit dem Forschungsprozess einhergingen und die etwa eine Anpassung der Auswertungsmethode notwendig machten. Darüber hinaus werden die einzelnen Auswertungsschritte erklärt, um das Vorgehen transparent zu gestalten.

Das vierte Kapitel beschreibt und analysiert vier Eckfälle. Es sind vier exemplarische Fälle aus dem Kreis der interviewten Personen, deren Angaben die im Zusammenhang des Kodierverfahrens identifizierten Kernkategorien verdeutlichen. Diese Beispiele wurden nach einer spezifischen Methode ausgewertet, die sich bei allen Falldarstellungen durchzieht.

In Kapitel 5 wird als Ergebnisebene I eine Musterbildung auf Grundlage der Eckfälle durchgeführt, innerhalb derer die beiden Kernbereiche *Vergemeinschaftung* und *Identitätsarbeit* herausgearbeitet werden und entsprechend ihrer unterschiedlichen Ausformung Darstellung finden. Zudem werden in diesem Kapitel übergeordnete und wiederkehrende Aspekte aus den Interviews aufgelistet, die dazu herangezogen werden sollen, die Besonderheiten der befragten Communitynutzer deutlicher zum Ausdruck bringen zu können.

Im sechsten Kapitel schließt sich bildlich gesprochen der Kreis, indem auf der Grundlage des vorliegenden Datenmaterials verschiedene Ressourcenbereiche identifiziert werden. Sie werden in Bezug gesetzt zu der Frage, wie sie die Nutzergruppe in der Bewältigung ihres Alltags unterstützen können. Hierzu kommen Theoriekonstrukte zur Anwendung, die einleitend im ersten Kapitel erörtert wurden und die anhand der Forschungsergebnisse erweitert und auf direkte Anwendungsbereiche bezogen werden konnten.

Abschließend wird in Kapitel 7 ein Resümee über die Erkenntnisse gezogen, welche durch den Forschungsprozess gewonnen wurden. Hier werden vor allem die Relevanzen für die pädagogische Praxis aufgezeigt und diskutiert. Es wird zudem ein Ausblick gegeben, der auf weitere notwendige Untersuchungen zu dieser Thematik verweist.

1 Theoretischer Rahmen

Die der Argumentation und dem Forschungsprozess zugrunde liegenden theoretischen Überlegungen werden zunächst eingeleitet durch die Darstellung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die sich aus dem Zeitalter der Modernisierung[6] ergeben. Hierbei werden vor allem die Herausforderungen der Entgrenzung, die in diesem Kontext zum Tragen kommen, näher betrachtet. Im nächsten Schritt werden die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse insbesondere hinsichtlich ihrer Auswirkung auf die Lebensphase Alter diskutiert, was, so die Annahme, der Verfügbarkeit an (inter- und intrapersonalen) Ressourcen einen zentralen Stellenwert einräumt.

1.1 Leben in der Moderne und die damit zusammenhängenden Entgrenzungserfahrungen

Um die komplexe Gesellschaft des modernen Zeitalters[7] zu beschreiben, lassen sich medienwirksame Schlagworte wie „Individualisierung", „Globalisierung", „Pluralisierung" oder „Flexibilisierung" heranziehen. Diese gesellschaftlichen Prozesse führt Beck[8] auf einschneidende Veränderungen und Entwicklungen im

6 Die Gesellschaftsstrukturen der Moderne beschäftigten mich bereits während meines Studiums, so dass Becks theoretische Überlegungen sowohl in meiner Diplomarbeit (2004) als auch in meiner Masterarbeit (2009) Berücksichtigung fanden.

7 Der Begriff der „Moderne" wird in der Literatur unterschiedlich gehandhabt und angewandt. Einige Autoren (z.B. Mann 1988 oder Wagner 1995) nutzen ihn ohne weitere Abgrenzung beziehungsweise Spezifizierung. Andere dagegen (z.B. Loytard 1994 oder Bauman 1995) unterscheiden etwa hinsichtlich Moderne und Postmoderne. Beck (1986) beispielsweise bevorzugt dagegen den Begriff der „Zweiten Moderne" als Abgrenzung zur „Ersten Moderne". In dieser Dissertation wird auf eine Gegenüberstellung der einzelnen Sichtweisen und Argumentationslinien verzichtet. Mit der Verwendung des Ausdrucks „Moderne" wird ohne weitere Differenzierung auf Gesellschaftszusammenhänge verwiesen, die sich durch Auflösungstendenzen kennzeichnen, wie sie im folgenden Kapitel erläutert werden.

8 Die Individualisierungstheorie nach Beck (1983) löste vor allem innerhalb der Soziologie eine große Debatte aus. Kritik wurde hinsichtlich Reichweite, Genauigkeit und empirischer Überprüfbar-

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2_1, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

sozialen Leben zurück. In diesem Zusammenhang beschreibt er zum Beispiel die umfassenden Möglichkeiten, den materiellen Grundbedürfnissen nachzukommen, was vor allem seit der Nachkriegszeit im vorangegangenen Jahrhundert gegeben ist. Entwicklungen in der Medizin, die Optimierung von Wohn-, Lebens- und Arbeitsverhältnissen und der Ausbau des Konsum- und Freizeitverhaltens bilden darüber hinaus die Grundlage für einen tief greifenden Umschwung. Eine entscheidende Bedeutung schreibt Beck zudem der wachsenden Mobilität von Menschen zu. Spontanität und Bereitschaft zum Ortswechsel bilden in Deutschland seit den späten 1980er Jahren beispielsweise Kernattribute für das Bestehen auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Beck 1986, S. 122ff.).

Darüber hinaus trugen die fortschreitenden Entwicklungen der modernen Industriegesellschaft einen erheblichen Teil dazu bei, dass die Großfamilie als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft ihre Bedeutsamkeit eingebüßt hat (vgl. Platta 1998, S. 98). Die Auflösungstendenzen der Familie nahmen in den letzten Jahren weiter zu. Längst ist es nicht mehr der Regelfall, dass Kinder unter intakten Familienverhältnissen heranwachsen. Viele Kinder leben mit nur einem Elternteil zusammen, da Scheidungen und Trennungen in der heutigen Zeit keine Ausnahmeerscheinungen mehr sind. Die Ehe, so betonen Tomasik und Silbereisen, ist demnach immer weniger als eine „stabile Langzeitinstitution“ (2008, S. 59) zu betrachten. Die Familie als Ort des emotionalen Rückhalts verliert dadurch an Kontinuität. Aber nicht nur die Familie wurde in ihrer Grundstruktur erschüttert. Auch Zusammenschlüsse innerhalb der Gesellschaft, wie Vereine oder Kirchengemeinden, büßen ihren ehemaligen Status im Sinne der Förderung von Gemeinschaft und Zusammenhalt ein. Damit geht der Verlust des Sicherheitsaspektes einher, welcher diese Gemeinschaften ursprünglich zusammengehalten hat (vgl. Platta 1998, S. 98f.). Beck führt weiter aus, dass „die Auflösung und Abschwächung industriegesellschaftlicher Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaf-

---

keit der Überlegungen geäußert. Burkhart (1993) etwa stellte das Theoriekonstrukt offen in Frage und betonte, dass Begriffe unklar blieben und nicht kontextualisiert seien. Beck fehle eine entsprechende Operationalisierung und er warf den Anhängern der Individualisierungsthese einen unreflektierten Umgang mit vorliegendem Datenmaterial vor. Beck und Beck-Gernsheim (1993) reagierten auf die Kritik und versuchten, mit einer Präzisierung ihrer Ausgangsformulierungen, Vorbehalte auszuräumen. Kontroverse Sichtweisen auf die Individualisierungstheorie haben bis heute Bestand. Dennoch wird das Beck’sche Konstrukt als theoretische Grundlage für die vorliegende Arbeit herangezogen, allerdings ohne die verschiedenen Argumentationslinien aufzugreifen. Vielmehr geht es darum, die Herausforderungen darzustellen, denen der Einzelne in unserer modernisierten Gesellschaft ausgesetzt ist bzw. genauer gesagt: sein kann. Der Fokus liegt vor allem auf dem Wechselspiel zwischen Pluralisierung und Individualisierung. Dieser Aspekt wurde von Beck sehr anschaulich dargestellt; deshalb wurde bei der Diskussion der Phänomene auf ihn zurückgegriffen.

tungsformen [...] zu einem Zerfall der kollektiv geteilten Werte, Normen, Handlungsmuster und -orientierungen [führen]“ (1994, S. 10).

Die Verunsicherungen und Ambivalenzen des Alltags[9] erfordern von den Menschen souveräne und selbstbewusste Bewältigungsstrategien, welche allerdings nicht als gegeben vorausgesetzt werden können. Lebensentwürfe umfassen nicht mehr das ganze Leben, wie Marotzki (vgl. 1990, S. 28) betont, sondern an die Stelle eines klaren und stringenten Konstrukts tritt ein Konglomerat an vielfältigen und situationsbezogenen Lebensplänen, deren Handhabung und Organisation flexible Anpassungsleistungen des Individuums erfordern. Die damit einhergehende Dauerstrapazierung psychischer und kognitiver Kompetenzen und Ressourcen ist vor diesem Hintergrund als potenzieller Krisenherd zu betrachten (vgl. ebd.).

Jörissen und Marotzki unterscheiden in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Heitmeyer (1997) drei Krisentypen der Moderne (vgl. 2009, S. 16f.):

- *Strukturkrisen*: das sind Krisen, welche die gesamtgesellschaftliche Ebene betreffen. Die Autoren führen hierbei beispielhaft Transformationsprozesse an, wie sie etwa im Rahmen des Übergangs von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft auftreten. Auch die fortschreitende Globalisierung und ihre Auswirkungen auf die Gesellschaft, die sich vor allem auf dem Arbeitsmarkt für viele Beschäftigte negativ bemerkbar machen, fallen in diesen Bereich. Jörissen und Marotzki deklarieren in diesem Zusammenhang, dass „eine Gesellschaft, die die Folgen des eigenen Strukturwandels nicht in den Griff bekommt, [.] langfristig ein Problem [hat]“ (ebd., S. 17). Transformationen und damit der Verlust von beständigen gesellschaftlichen Orientierungsrahmen können zu Desorientierung, zu Anomien und Verwerfungen führen.
- *Regulationskrisen*: Diese gehen mit der Pluralisierung herrschender Wert- und Normvorstellungen einher. Die Einigung auf gemeinsam geteilte Werte und Normen bildet die Grundlage für die Integration in die Gesellschaft. Wenn Werte und Normen sich allerdings vervielfachen, führt dies zu einer Kontingenzsteigerung. Mit anderen Worten: durch die – zugespitzt formuliert – „Individualisierung“ von Wert- und Normhaltungen nimmt die allgemeine Verbindlichkeit innerhalb einer Gemeinschaft ab, da die Überzeugungshaltung des Einen nicht unbedingt deckungsgleich sein muss mit der des Anderen.

9 Siehe die theoretische Auseinandersetzung mit dem Alltagsbegriff in Kapitel 6.

- *Kohäsionskrisen*: Sie beziehen sich auf Aspekte wie soziale Anerkennung, Inklusion und Bildung. Die Individualisierungstendenzen im Rahmen der Modernisierung beinhalten, wie bereits angedeutet, einen Zugewinn an selbstständig strukturierten Gestaltungsräumen hinsichtlich der eigenen Lebensführung. Allerdings, auch das wurde oben ausgeführt, ist im Umkehrschluss auch eine Zunahme von Formen der Vereinzelung und Vereinsamung zu verzeichnen.

Krisenerfahrungen haben zur Folge, so Jörissen und Marotzki (vgl. 2009, S. 17), dass sich Orientierungsmöglichkeit als zeitlich begrenzt herausstellen und somit mit einem Unsicherheitsfaktor versehen werden. Wurde ein Individuum einmal mit der Erfahrung dieser „Fragilität" (ebd.) konfrontiert, so überträgt sich diese Verunsicherung auf alle weiteren Bereiche seiner Weltsicht. Dieser Effekt hat zur Folge, dass sich die Orientierungsmaßstäbe partikularisieren und gleichzeitig pluralisieren. Es gibt nicht mehr „die eine", „die richtige" Sichtweise, mit deren Hilfe ein Mensch sich zurechtfinden kann. „Die Einheitlichkeit und Geschlossenheit von Sinnhorizonten wird brüchig", erklären Jörissen und Marotzki (ebd.).

Die Pluralisierungstendenzen durchdringen jeden Bereich gesellschaftlichen Zusammenlebens, angefangen von sozialen Institutionen bis hin zu privaten Beziehungen und der Familie. Dadurch werden sie, davon sind die Autoren überzeugt, zur Grunderfahrung des Menschen; sie werden von ihm internalisiert. Die Ausgestaltung der eigenen Biografie unterliegt immer weniger sozialen Regulierungen und Reglementierungen und fällt somit in die Entscheidungsfreiheit des Einzelnen, der damit auch zum Inhaber der vollen und alleinigen Verantwortung wird. Hierzu ist ein hohes Maß an Reflexivität erforderlich, sowohl hinsichtlich der eigenen Person als auch in Bezug auf die Umwelt. Jedoch darf hierbei nicht die Erwartungshaltung einer Eindeutigkeit entwickelt werden, diese kann im Hinblick auf die Komplexität der Gesellschaft nicht bestehen (vgl. ebd.). „Die Kontingenz der Umwelt wird dem Einzelnen als Unübersichtlichkeit bewusst", so Jörissen und Marotzki (ebd., S. 18), „das heißt, sie erscheint als *unauflösbare Komplexität*. Vieles bleibt unabschätzbar und unbestimmt" (ebd., Hervorhebung im Original). Beck deklariert in diesem Kontext:

> „Die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biografie nehmen zu. Individualisierung von Lebenslagen und -verläufen heißt also: Biografien werden ‚*selbstreflexiv*', sozial vorgegebene wird in selbst hergestellte und herzustellende Biografie transformiert" (1986, S. 216, Hervorhebung im Original).

Angesichts der erlebten „multiplen Realitäten“[10] (Beck 1986, S. 216) ist der Einzelne dazu aufgefordert, die Erlebnisvielfalt miteinander in Einklang zu bringen, um sich in ihr besser zurechtzufinden (vgl. ebd.). Die Moderne als „Ende der Eindeutigkeit“ (Bauman 1991) hält uns demnach dazu an, unsere eigenen „Wahl-Biografien“ zu „basteln“ und unsere Lebensentwürfe in eine für uns sinngebende und zufriedenstellende Richtung zu lenken. „Vielfalt statt Einfalt“ lautet der Slogan unserer Zeit. Als Konsequenz hieraus ergibt sich eine Kontingenzsteigerung. Denn, so Marotzki,

> „durch die Auflösung traditionaler Milieus können die verstärkt auftretenden, gesellschaftlich induzierten Unsicherheits- und Risikoerfahrungen immer weniger abgeschoben werden auf die den einzelnen bislang weitestgehend stabilisierenden Bezugsgruppen, sondern muß [sic] von ihm selbst immer mehr auf sich genommen werden“ (1990, S. 26).

Beck spricht in diesem Zusammenhang von einer „Landstreicher-Moral“ (1994, S. 13) als Kennzeichen der Gegenwart und möchte mit diesem Sinnbild zum Ausdruck bringen, dass der Mensch in einer modernisierten Gesellschaft wie ein Landstreicher mit der Ungewissheit, Vagheit und Nichtplanbarkeit seines Lebensentwurfes konfrontiert wird und dazu angehalten ist, sich flexibel und offen mit den sich potenziell ergebenden Handlungsoptionen auseinanderzusetzen. Hiermit wird zweifelsohne ein hohes Maß an Entfaltungsspielräumen und Möglichkeitsfreiräumen geschaffen. Keupp etwa äußert in diesem Kontext, dass

> „gesellschaftliche Einbindungen [.] zu Objekte[n] der Distanzierung [werden], denen gegenüber das Individuum seine autonome Besonderheit und Innerlichkeit betont, die dann auch als Befreiung von ‚sozialen Konditionierungen‘ konstruiert werden, von denen sich das ‚emanzipierte Subjekt‘ lösen kann“ (2003a, S. 15).

Der Autor betont in diesem Zusammenhang jedoch auch, dass die Freiheiten, welche sich ergeben, durchaus riskant seien und ein Leben in Freiheit nicht etwa gleichzusetzen sei mit einem „Reich der Freiheit“ (Keupp 2003a, S. 20), das einem in den Schoß falle (vgl. ebd.). Entscheidend dabei ist, dass der Einzelne sich diesen Entwicklungen nicht entziehen kann und, was sicherlich als ebenso schwerwiegend angesehen werden muss, dass die Folgen dieses gesellschaftli-

10 Mit diesem Ausdruck soll vermittelt werden, dass mehrere Sinnbereiche nebeneinander bestehen, einander überlagern, miteinander in Konkurrenz treten und letzten Endes mit der Herausforderung verbunden sind, Kohärenz herzustellen.

chen Wandels aufgrund des beschriebenen fehlenden kollektiven Orientierungsrahmens auf den Einzelnen zurückfallen, der sich damit individuell auseinandersetzen muss. Beck verwendet diesbezüglich die Begriffe der „RisikoBiografie“ (1994, S. 13) und der „DrahtseilBiografie“ (ebd.). Er betont damit den Zustand der vorhandenen Dauergefährdung, welchem die Menschen heutzutage ständig – in offener sowie in verdeckter Form – ausgesetzt sind. Er ist überzeugt, dass Individuen nur allzu oft versuchen, sich über den allzeit präsenten, drohenden Absturz hinwegzutäuschen (vgl. ebd.). Bauman geht noch einen Schritt weiter und erklärt, dass

> „ohne zuverlässigen Kompaß [sic] und offizielle Landkarte in der Dunkelheit herumzutasten, [.] dem ‚neuen Menschen‘ ein brennendes Unbehagen [verursache], das durch die sporadischen, kurzen und vergänglichen Freunden der Selbstbestimmung kaum auszugleichen war“ (2007, S. 119).

Hitzler und Honer (vgl. 1994, S. 307) formulieren demgegenüber vorsichtiger, dass die existenzielle Verunsicherung, die sich im Rahmen der Individualisierung ergibt, nicht notwendigerweise damit einhergehe, darunter zu leiden. Das bedeutet ihrer Meinung nach jedoch auch im Umkehrschluss nicht zwangsläufig, diese Rahmenbedingungen zu genießen. Die Autoren führen aus, dass der Mensch zu Zeiten der Individualisierung ein „‚zur Freiheit verurteiltes‘ Leben“ (ebd.) führe. Dabei bezieht sich die ständige Auseinandersetzung mit Wahlmöglichkeiten nicht nur auf den Einzelnen selbst, sondern dieser wird auch stetig mit den pluralisierten Lebensentwürfen und Entscheidungen anderer Menschen konfrontiert, die ihn selbst und seine Biografie mehr oder weniger nachhaltig beeinflussen und betreffen. Dem Zugewinn an Entscheidungschancen steht in diesem Kontext der „Verlust eines schützenden, das Dasein überwölbenden, kollektiv und individuell verbindlichen Sinn-Daches“ (ebd.) gegenüber. Der Verlust von Einheit und Eindeutigkeit im Zusammenhang einer modernisierten Gesellschaft führt zu einer zwangsläufigen Auseinandersetzung mit einer Mannigfaltigkeit von disparaten Beziehungen, Orientierungsrahmen und Überzeugungen sowie dementsprechend auch mit einer außerordentlichen Heterogenität von Situationen, Gruppierungen und Kulturformen. Dies hat zur Folge, dass der moderne Mensch in der Lage sein muss, mit vielfältigen, nicht aufeinander abgestimmten und mitunter sogar einander widersprechenden Deutungsmustern und Handlungsschemata umzugehen (vgl. ebd., S. 308f.).

Um die Dynamiken greifbar zu machen, welche im Zusammenhang dieser gesellschaftlichen Wandlungsprozesse zum Tragen kommen, bietet sich der Begriff der „Entgrenzung“ an. Er bezieht sich auf verschiedene Phänomene der

modernen Rahmenbedingungen. Zum einen ist er hinsichtlich der mit ihm vermittelten Metapher im Hinblick auf die stattfindende Globalisierung und die Entstehung transnationaler Strukturen zu verstehen. Die Welt „rückt zusammen“, was weitreichende Auswirkungen auf Ökonomie wie auch auf Politik und das (inter-)kulturelle Miteinander hat. Entgrenzung wird zum anderen aber auch gedacht als Reaktion auf die Erosion von Verlässlichkeit und Rationalität. Dies geschieht laut Bönisch, Lenz und Schröer durch eine „radikal selbstreflexive Kritik an der bestehenden Wissensordnung und der darauf beruhenden Klassifikationen und Hierarchien“ (2009, S. 67). Eine solche radikal selbstreflexive Sichtweise verfolgt den (faktisch unerreichbaren) Anspruch, das eigene Handeln jeweils im Hinblick auf die damit verbundene Begrenztheit und Vorläufigkeit zu verstehen, demnach eine Einsicht darüber zu entwickeln, dass hierbei keine Allgemeingültigkeit zu erreichen ist (vgl. ebd.).

Die Autoren merken an, dass sich der Entgrenzungsbegriff hierbei auf zwei Dimensionen richtet: Zum einen ist die alltägliche Lebensführung stark von ihm beeinflusst (=Mikroebene), was sich beispielsweise dadurch äußert, dass sich die Grenzziehung hinsichtlich Arbeit und Leben in räumlicher, zeitlicher und altersspezifischer Hinsicht stark gewandelt hat. Zum anderen ist auch die Makroebene von diesen strukturellen Veränderungen betroffen, welche sich in Politik, Bildung und innerhalb des sozialen Zusammenlebens niederschlagen. Hierbei entstehen ambivalente Zusammenhänge, so Bönisch, Lenz und Schröer (2009, S. 68f.), da die verstärkte Durchlässigkeit auf der Makroebene wiederum ökonomisch-technologische Sachzwänge auf der Mikroebene hervorruft (vgl. ebd.). Auch Gottschall und Voß (o. J., S. 12) betonen die Zwiespältigkeit, unter der der Begriff der Entgrenzung wahrgenommen und betrachtet werden muss: So ginge die positiv bewertete Zunahme an Flexibilität und Handlungsmöglichkeiten oftmals mit Schwierigkeiten der (Re-)Integration von Identitätsanteilen einher. Darüber hinaus seien gegenläufige Bewegungen zu erkennen, welche sich in dem Versuch niederschlagen würden, Neu-Begrenzungen beziehungsweise Neu-Regulierungen vorzunehmen und die Erschütterung gewohnter Ordnungsstrukturen anzumahnen und/oder als Gefährdungsmoment zu beschreiben (vgl. ebd.). Die Veränderungen hinsichtlich der Wirk- und Bedeutsamkeit von Grenzen im Sinne einer voranschreitenden Brüchigkeit, Auflösung, Virtualisierung usw. sind Inbegriff einer sich modernisierenden Gesellschaft. Im Einzelnen sind nach Auffassung von Gottschall und Voß (vgl. o. J., S. 11f., Hervorhebungen im Original) folgende Grenzbereiche und kulturelle Zuordnungen vom Wandlungsprozess betroffen:

- die Differenzierung zwischen *Geschlechts-* und *Rollenidentitäten*
- die unumstrittene Zuordnung von Personen zu festen *Alters-* und *Generationslagen*
- die festgelegte *berufliche Arbeitsteilung* und *Berufsordnung*
- die klare Verteilung von *Funktionen in Betrieben* und *Organisationen* (horizontal wie vertikal)
- die scharfe *Abgrenzung von Organisationen* gegenüber ihren vor- und nachgelagerten *Umwelten*
- die bisher als Begrenzung von sozialen Folgen der Wirtschaftsdynamik wirkenden *arbeits-* und *sozialrechtlichen Regulierungen* von Arbeit und Beschäftigung
- die Abgrenzungen zwischen bis dahin als eindeutig bewerteten sozialen *Schichten, Klassen, Milieus* oder *Lebensstilen*

Daran wird deutlich, dass die Entgrenzungserfahrungen umfassend sind und sämtliche Lebensbereiche durchdringen und beeinflussen. Zusammenfassend entwickelte Keupp zehn Erfahrungskomplexe, die aus diesen gesellschaftlichen Umbrüchen resultieren (2003a, S. 23ff.):

1. *Subjekte fühlen sich entbettet*
   Die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse führen dazu, dass individuelle Lebensverläufe nicht mehr länger in verlässliche Strukturen (Tradition, Kultur) eingebettet sind. Diese Auflösungstendenzen werden von vielen Menschen als „ontologische Bodenlosigkeit“ (ebd., S. 24) erlebt.
2. *Entgrenzung individueller und kollektiver Lebensmuster*
   Die Orientierung an einem kollektiven Normen- und Wertesystem hat ihre Prägkraft verloren. Geteilte Vorstellungen über das gemeinsame gesellschaftliche Zusammenleben (z. B. hinsichtlich Erziehung, Gesundheit, Geschlechter- oder Generationenbeziehungen) verlieren in diesem Zusammenhang zusehends an Bedeutung.
3. *Erwerbsarbeit wird als Basis von Identität brüchig*
   Wie bereits oben erwähnt, sind Erwerbsbiografien nicht mehr stringent und vorgegeben. Zudem trägt die zunehmende Arbeitslosigkeit einen entscheidenden Teil dazu bei, dass die Berufstätigkeit ihre identitätsstiftende Funktion verliert.
4. *„Multiphrene Situation“ als Normalerfahrung*
   Komplexe Lebens- und Erfahrungszusammenhänge, die zusammengenommen kein Gesamtbild mehr ergeben, sind als Inbegriff der Moderne zu begreifen. Keupp spricht sich in diesem Kontext allerdings dafür aus, diese er-

lebte Ambivalenz, welche in Gefühle der Verunsicherung und Überforderung münden kann, auch unter dem Aspekt der durch sie ermöglichten Heterogenität zu betrachten.

5. *„Virtuelle Welten" als neue Realitäten*
   Die weltweite Vernetzung und Kommunikation in Echtzeit kann, so Keupp, zu einem Zweifel an einem „Realitätsprinzip" führen.
6. *Zeitgefühl erfährt „Gegenwartsschrumpfung"*
   Fortschreitende Innovation und zunehmender Fortschritt unserer Gesellschaft haben zur Folge, dass sich die „Veraltensgeschwindigkeit" (ebd., S. 25) stetig erhöht. Lübbe beschreibt diesen Prozess folgendermaßen:

> „Gemeint ist, daß in einer dynamischen Zivilisation in Abhängigkeit von der zunehmenden Menge von Innovationen pro Zeiteinheit die Zahl der Jahre abnimmt, über die zurückzublicken bedeutet, in eine in wichtigen Lebenshinsichten veraltete Welt zu blicken, in der wir die Strukturen unserer uns gegenwärtig vertrauten Lebenswelt nicht mehr wiederzuerkennen vermögen, die insoweit eine uns bereits fremd, ja unverständlich gewordene Vergangenheit darstellt" (2000, S. 11).

7. *Pluralisierung von Lebensformen*
   Hinsichtlich unserer Lebensgestaltung haben wir gegenwärtig Zugriff auf eine schier endlose Anzahl an Alternativen. Diese Möglichkeiten bieten einen offenen Gestaltungsspielraum, sind aber gleichzeitig mit dem Zwang verbunden, diesen Spielraum auch wirklich zu nutzen. Das heißt, die Moderne mit ihrer Flexibilität und Offenheit stellt einerseits eine Befreiung von sämtlichen „Ketten" der Begrenzung, Einengung und Beschränkung dar. Andererseits ist dabei zu beachten, dass diese scheinbar zwanglose Vielfältigkeit und Entscheidungsfreiheit letztendlich doch einen Zwang in sich trägt, nämlich jenen, diese Freiheit auch zu nutzen, die Vielfältigkeit auszuschöpfen, Orientierungsrahmen zu überwinden und dennoch einen kohärenten Zusammenhang für sich selbst herzustellen.
8. *Dramatische Veränderung von Geschlechterrollen*
   Die Frauenbewegungen haben dazu geführt, dass traditionell geprägte Rollenverständnisse ihre Selbstverständlichkeit verlieren, wenn sie auch nicht komplett überwunden werden. Für die geschlechtsbezogene Identitätsbildung eröffnen sich dadurch neue Möglichkeiten, wobei allerdings Konflikte mit traditionellen Rollenbildern vorprogrammiert sind.

9. *Individualisierung verändert das Verhältnis vom Einzelnen zur Gemeinschaft*
   Mit diesem Punkt spricht Keupp die bereits aufgezeigten Entwicklungen des Bedeutungsverlustes von solidarisierenden, gesellschaftlichen Systemen (Tradition, Religion etc.) an.
10. *Individualisierte Form der Sinnsuche*
    Keupp bezeichnet den Einzelnen als einen „individualisierten Sinnbastler" (2003a, S. 26). Damit möchte er zum Ausdruck bringen, dass traditionelle Zusammenhänge bei der Sinnsuche zunehmend an Bedeutung verlieren, da die erlebte Erfahrungsvielfalt entsprechend mannigfaltige Deutungssysteme hervorbringt.

1.2 Auswirkungen moderner Gesellschaftsstrukturen auf die Lebensphase Alter

Wie zuvor aufgezeigt wurde, ist das Leben in modernen Zusammenhängen mit einer Reihe spezifischer Rahmenbedingungen verbunden, welche sich vor allem dadurch kennzeichnen, dass sie individuelle Anpassungsleistungen des Einzelnen erfordern. Deutlich wurde die „Erosion tradierter Sinnbezüge" (Jörissen/Marotzki 2009, S. 16) als „Grundsignatur" (ebd.) dieser Lebensbedingungen. Der gesellschaftliche Strukturwandel hat somit, wie oben ausführlich dargestellt, weitläufige Entgrenzungsprozesse zur Folge, welche die unterschiedlichsten Lebensbereiche betreffen. Veränderungen auf der Makroebene der Gesellschaft haben zwangsläufig Auswirkungen auf die Mikroebene, auch das wurde erörtert. Dementsprechend ziehen sich die Umbrucherfahrungen durch alle Bevölkerungs- und Altersschichten.

Wenn man sich in einem weiteren Schritt eingehend mit den unterschiedlichen Bereichen des Lebensalters auseinandersetzt, wird schnell deutlich, dass die Zuordnung von Menschen in spezifische, klar definierbare Altersgruppen nicht mehr ohne Weiteres möglich ist. Lange Ausbildungszeiten verlängern beispielsweise die „Jugendphase", das durchschnittliche Heiratsalter verschiebt sich nach hinten und auch im Hinblick auf die untersuchte Altersgruppe der Senioren lässt sich feststellen, dass es nicht länger „den typischen älteren Menschen" gibt, sondern sich die Lebensphase im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung immer stärker ausdifferenziert und pluralisiert. Als Konsequenz daraus ergibt sich, dass die bis dahin herrschenden „Altersbilder" und Zuschreibungen ins Wanken geraten. Im Folgenden wird aufgezeigt, wie sich das „Alter" als solches in der heutigen Zeit definieren lässt, welche Aspekte hierbei zum Tragen kom-

men und welche tief greifenden Veränderungsprozesse in diesem Zusammenhang bereits stattgefunden haben.

Der Versuch einer Spezifizierung der Lebensphase des Alters ist mit einer gewissen Schwierigkeit behaftet, wie Marotzki, Ohl und Ortlepp betonen (vgl. 2006, S. 98). Denn der Begriff „Alter“ ist nur schwer abzugrenzen. „Was, wer ist wo wie alt? Eine Frage, die nicht einfach zu beantworten ist“, so auch Thieme (2008, S. 29). Angesichts dieser Problemlage geht die Literatur dazu über, den Begriff stärker zu differenzieren. Während Menschen im Alter zwischen 50 und 65 als „junge Alte“, „neue Alte“ oder „ältere Erwachsene“ bezeichnet werden, hat sich für die 66-Jährigen bis 80-Jährigen die Beschreibung als „alte Menschen“ oder „alte Erwachsene“ durchgesetzt. Diejenigen mit einem Lebensalter von 81 Jahren und darüber hinaus werden gemeinhin als „alte Alte“ oder als „Hochbetagte“ umschrieben (vgl. Backes/Clemens 2008, S. 21). Bei dieser Unterscheidung handelt es sich jedoch lediglich um eine Einteilung nach Lebensjahren, eine Differenzierung, welche eine Unterteilung der großen Gruppe der „Alten“ zwar möglich macht, dennoch zu kurz gegriffen ist, um das Alter in seiner Vielschichtigkeit abzubilden.

Demnach sollten Lebensjahre nicht als Alleinstellungsmerkmal für die Bestimmung eines Personenkreises herangezogen werden, denn das Verständnis davon, was als „alt“ gilt und was nicht, kann nicht als objektiv angesehen werden und ist somit auch nicht allgemeingültig festlegbar. Neben objektivierbaren Daten, wie dem Geburtsdatum und daraus folgend die Anzahl der Lebensjahre sind hierbei auch sowohl subjektive Wahrnehmungen und Einschätzungen von Bedeutung wie auch gesellschaftliche Einflüsse und Zuschreibungen, die wiederum in Abhängigkeit stehen von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen. Demnach sind mehrere Faktoren maßgeblich an der Bestimmung von Alter beteiligt. Böhnisch (1997, S. 232) spricht sich in diesem Kontext dafür aus, zwischen dem biografischen Vorgang des Alterns und den gesellschaftlich-systematischen Sichtweisen auf das Alter zu differenzieren. Die gesellschaftlich gesetzten Maßstäbe unterliegen dabei einer stetigen Veränderung, die sich mehr oder weniger rasant vollzieht. Somit wird Alter „relativ“. Während in früheren archaischen Gesellschaften ein 40-Jähriger beispielsweise schon als alt galt (vornehmlich deshalb, da kaum jemand dieses Alter aufgrund fehlender hygienischer und medizinischer Standards erreichte), gelten 40-Jährige heutzutage noch als regelrecht jung (vgl. Thieme 2008, S. 27ff.). Da die Menschen immer älter werden, scheint die Prognose, die für dieses Jahrhundert das Alter als vorherrschende Lebens- und Sozialform in industriegesellschaftlichen Zusammenhängen betrachtet, kaum mehr fragwürdig. Frauen werden heutzutage (Stand 2011) im Schnitt 81 Jahre alt und Männer 73,7 (vgl. Statistisches Bundesamt Deutschland 2011). Die

nachfolgende Tabelle 1 zeigt, wie sich die durchschnittliche Lebenserwartung in den letzten Jahren entwickelt hat und zukünftig entwickeln wird:

Sterbetafel		**2006/08**	**2007/09**	**2008/10**	**2009/11**
Alter 0	Männer	77,17	77,33	77,51	77,72
	Frauen	82,40	82,53	82,59	82,73
Alter 20	Männer	57,74	57,90	58,05	58,25
	Frauen	62,85	62,97	63,03	63,16
Alter 40	Männer	38,44	38,59	38,73	38,93
	Frauen	43,20	43,32	43,37	43,50
Alter 60	Männer	20,93	21,04	21,16	21,31
	Frauen	24,71	24,81	24,85	24,96
Alter 65	Männer	17,11	17,22	17,33	17,48
	Frauen	20,41	20,52	20,56	20,68
Alter 80	Männer	7,65	7,67	7,71	7,77
	Frauen	8,97	9,04	9,06	9,13

Tabelle 1: Durchschnittliche und fernere Lebenserwartung nach ausgewählten Altersstufen (Quelle: Statistisches Bundesamt 2011)

Marotzki, Ohl und Ortlepp weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die individuelle Lebenserwartung nach Erreichen des formalen Renteneintrittsalters noch 15 bis 20 Jahre betragen kann (mit steigender Tendenz, wenn man Tabelle 1 betrachtet). Diese Zeitspanne sei gleichzusetzen mit dem Heranwachsen eines Kindes bis zum Erwachsenenalter und bilde von daher einen eigenen Lebensabschnitt. Angesichts dieser Ausdehnung der Altersphase gerät die Gruppe der Senioren verstärkt in den Fokus der Forschung, da es darum geht, diese Zeitspanne aktiv, sinnvoll, interessen- sowie bedürfnisgeleitet zu gestalten (vgl. Marotzki/Ohl/Ortlepp 2006, S. 99).

Im Zuge der Entwicklungen der modernisierten Gesellschaft ist von einem Strukturwandel der Altersphase im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert die Rede. Dieser ist laut Böhnisch kontrovers zu diskutieren. Entsprechend setzt er sich kritisch mit den von Tews (1993, S. 23ff.) festgelegten Merkmalen dieses Strukturwandels auseinander (vgl. Böhnisch 1997, S. 232ff.):

- *Verjüngung des Alters*: Der Anteil der aktiven Senioren nimmt immer mehr zu. Werner (2004, S. 122) spricht davon, dass sich die Grenze, ab der sich der Mensch selbst als alt erlebt und sich auch so bezeichnet, immer stärker nach hinten verschiebt und immer höhere Altersgruppen betrifft. Ein großer Anteil der 60- bis 70-Jährigen orientiert sich seiner Meinung nach an dem

Lebensstil jüngerer Menschen und ist somit von der Altersgruppe der Hochbetagten klar abzugrenzen (vgl. ebd.). Im gleichen Atemzug, so Böhnisch, vollzieht sich eine krisenhafte Veränderung der Arbeitsgesellschaft, die vor allem mit dem Zwang der Rationalisierung verbunden ist und die auch das Alter betrifft. Der Ausstieg aus dem Berufsleben, welcher von Böhnisch als „Altersübergang" (1997, S. 232) bezeichnet wird, ist häufig nicht mehr als deckungsgleich und homogen mit den jeweiligen Berufsbiografien anzusehen, vor allem dann, wenn es sich um einen erzwungenen Vorruhestand handelt. Vielmehr ist dieser Prozess zu begreifen als ein Übergang von Freisetzungen, von prekären Arbeitsverhältnissen und Dequalifikationen. Entsprechend belastend und problembehaftet wird diese Phase erlebt. Sie geht einher mit völlig neuen Formen der Anpassung und Bewältigungskompetenz. Noch dazu ändert sich dadurch die biografische Akzeptanz, wie Böhnisch aufzeigt, da ein früher und risikoreicher Altersübergang keinesfalls die gleiche Zufriedenheit und Anerkennung zur Folge hat wie der gelungene Abschluss einer Berufskarriere nach anerkannten Maßstäben.

- *Entberuflichung*: Mit der flächendeckenden Einführung von Sozial- und Rentenversicherungen zum Ende des 19. Jahrhunderts hin wurde eine materielle Absicherung alter Menschen geschaffen, die es bislang in dieser Form nicht gab. Dadurch wurde älteren Menschen der Druck genommen, unter erschwerten individuellen Bedingungen weiterhin ihrer Berufstätigkeit nachzugehen (vgl. Werner 2004, S. 123). Jedoch muss in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden, wie Böhnisch betont, dass sich die Entberuflichung nicht auf alle älteren Arbeitnehmer gleichermaßen bezieht, sondern hierbei eine soziale Selektion stattfindet. Diese betrifft vor allem jene Arbeitnehmer, die durch ihre unzureichende fachliche Qualifikation oder ihre gesundheitlichen Probleme seit jeher zu den Verlierern des Arbeitsmarktes zählten.

> „Integrationsstörungen, Anomiezustände und Angst vor Einbruch sozialer Sicherheit, die aus der erzwungenen Diskrepanz von biografischem Wollen und gesellschaftlicher Zurückweisung entstehen können, machen den Altersübergang zu einer eigenständigen Lebensphase, die wesentlich enger mit dem Erwerbsalter verknüpft ist, als es der per Definition vom Erwerbsalter abgesetzte Begriff der Entberuflichung ausdrückt" (Böhnisch 1997, S. 234).

- *Singularisierung*: Hier wird auf die wachsende Anzahl derjenigen angesprochen, die im Alter allein leben. Laut Statistischem Bundesamt (2010, S.

42) lebten im Jahr 2008 41 % der Frauen ab 60 Jahren alleine. Bei den Männern waren es 17 %. Dieser Aspekt, der unten nochmals aufgegriffen wird, muss jedoch von mehreren Seiten aus betrachtet werden, wie Böhnisch (vgl. 1997, S. 234) betont. Er stellt nicht in Frage, dass von Vereinsamung und verstärktem Bedarf nach sozialen Kontakten vor allem die Alleinstehenden betroffen sind, und verweist in diesem Zusammenhang auf entsprechende empirische Untersuchungsergebnisse (vgl. Kapitel 1.3.1). Jedoch trifft dieser Gesichtspunkt vor allem auf diejenigen Personen zu, die Zeit ihres Lebens in ihrer Kontaktgestaltung beispielsweise auf den Partner angewiesen waren und somit eine eingeschränkte Selbstständigkeit aufweisen. Böhnisch verweist gleichermaßen auf die gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse, die sich auch auf Familie und Partnerschaft auswirken und mit der Herausforderung einhergehen, aufgrund vorhandener Auflösungstendenzen von „traditionellen Beziehungsformen" eigenständig soziale Kontakte aufzubauen. Somit werden diese Erfahrungen nicht zum Einzel-, sondern zum Regelfall und beschränken sich keineswegs auf das Seniorenalter. Böhnisch schlägt in diesem Kontext vor, der Unterscheidung von Gottschalch (1988) zu folgen und zwischen Alleinsein und Einsamkeit zu differenzieren, da diese beiden Begrifflichkeiten nicht zwangsläufig gleichzusetzen sind. Einschränkend fügt der Verfasser hinzu, dass die Fähigkeit des Alleinseins ohne den Verlust von sozialen Bezügen ein hohes Maß an Selbstbezug und Selbstthematisierung benötige und somit an entsprechende Kompetenzen gebunden sei.

- *Feminisierung*: „Das Alter ist weiblich" (Werner 2004, S. 124), was vor allem durch die durchschnittlich sieben Jahre höhere Lebenserwartung von Frauen gegenüber Männern bedingt ist. Dazu kommt, dass männliche Lebens- bzw. Ehepartner im Schnitt drei Jahre älter sind als die Frauen an ihrer Seite, wodurch sich eine ca. 10-jährige Witwenschaft beziehungsweise Partnerlosigkeit für Frauen im hohen Alter prognostizieren lässt (vgl. ebd.). Wenig verwunderlich ist es deshalb, dass der Großteil der Empfänger sozialer Hilfsangebote im Alter weiblich ist. Das ist neben der höheren Lebenserwartung allerdings auch darauf zurückzuführen, dass Frauen während ihrer Familienhaushalts- und Erwerbszeit kein oder nur ein sehr geringes Einkommen erzielt haben und somit stärker vom Risiko der Altersarmut betroffen sind. Die Feminisierung im Alter ist nicht isoliert zu betrachten, sondern bildet mit den Merkmalen „Hochaltrigkeit" und „Singularisierung" ein Cluster (vgl. Niederfranke 1994, S. 47). Vor diesem Hintergrund ist zu beachten, dass Frauen heutzutage im Vergleich zu früheren Generationen über ein größeres Maß an Selbstständigkeit und Eigenverantwortung in familialer

und beruflicher Hinsicht verfügen und somit größere Kompetenz hinsichtlich des Alleinseins im Alter mitbringen.

- *Hochaltrigkeit*: Das ist das Strukturmerkmal, welches laut Werner Gültigkeit besitzt, ohne hinterfragt werden zu müssen und immer mehr Relevanz gewinnt im Hinblick auf die stetig steigende Lebenserwartung der Menschen. Während der Anteil der 60- bis 65-Jährigen in den letzten 50 Jahren „nur“ um einige Prozentpunkte angestiegen ist, kann die Anzahl der 80-Jährigen und älter bzw. 90-Jährigen und älter eine Zunahme von mehreren 100 Prozent verzeichnen (vgl. Werner 2004, S. 126 und Tabelle 1). Im Alter der über 80-Jährigen überwiegen chronische Erkrankungen und (daraus resultierend) Pflegebedürftigkeit. Jedoch muss laut Böhnisch auch in diesem Kontext berücksichtigt werden, dass in dieser Lebensspanne zwar viele Einschränkungen hingenommen werden müssen, gleichsam jedoch weiterhin soziale Bezüge von Bedeutung sind, wenn sie auch eine Reduktion erfahren. Der Autor hebt hierbei den Gesichtspunkt der Humanität hervor, welcher sich aus der Dialektik der Anteilnahme zwischen demjenigen, der sie gibt und demjenigen, der sie empfängt, entwickelt. Bei den betroffenen älteren Menschen löse dies Wohlbefinden und Geborgenheit aus. Vor diesem Hintergrund merkt der Autor kritisch an, dass diese Erkenntnisse in der Pflege noch stärker berücksichtiget werden und sich in einer „Sozialanthropologie der Pflege“ (Böhnisch 1997, S. 235) niederschlagen sollten, welche auf diese Aspekte ausgerichtet werden müsse (vgl. ebd.).

Diese Ausführungen machen deutlich, dass die Lebensphase Alter im Zuge moderner Gesellschaftsformen schwieriger denn je festzulegen ist, da durch die Pluralisierung der Lebensformen keine Verallgemeinerung der Altersgruppe der Senioren vorgenommen werden kann (vgl. Böhnisch 1997, S. 235). „Das Ende des Lebens ist mit dem Tod klar begrenzt“, so Backes und Clemens (2008, S. 21), „doch der Übergang vom mittleren zum höheren Erwachsenenalter – und damit ins ‚Alter‘ ist immer schwieriger zu bestimmen“ (ebd.). Auch Böhnisch (vgl. 1997, S. 232) betont, dass das Ende des Alters klar festgelegt sei, nicht aber seine Anfänge. Selbst wenn sich die Betrachtung auf jene Menschen beschränken würde, welche aus dem aktiven Erwerbsleben bereits ausgeschieden sind, ist eine klare Abgrenzung nur schwer zu vollziehen, wie oben bereits angedeutet wurde. Der Eintritt ins Rentenalter ist zwar faktisch klar geregelt, jedoch lassen individuelle Lebensverläufe, die beispielsweise gekennzeichnet sind durch Krankheit und/oder Arbeitslosigkeit, nicht automatisch auf dieses Durchschnittsalter schließen. Wenn trotzdem dieser Parameter herangezogen wird, um die Altersgruppe zu umschreiben, so basiert diese Einordnung auf gesellschaftlichen

Zuschreibungen und ist nicht unbedingt deckungsgleich mit subjektiven Befindlichkeiten (vgl. ebd.). Böhnisch (vgl. 1997, S. 237) fasst Charakteristika zusammen, die für das Alter als Lebensphase heutzutage maßgeblich sind und m. E. eine gute Ergänzung zu den objektivierbaren Daten, wie dem Lebensalter, bilden:

- Das Altern verläuft nicht eindimensional und ist somit auch nicht gleichzusetzen mit Abbau und Rückzug, sondern der Lebensabschnitt ist gekennzeichnet durch eine große Anzahl von unterschiedlichen Sozialformen und Praktiken, die nebeneinander bestehen. Die Pluralisierung des Alters bringt neue Altersstile hervor, welche ein großes Maß sozialer Präsenz implizieren (können).
- Das Alter als Lebensphase kann mit der Erhaltung oder Wiederherstellung körperlicher, intellektueller oder kommunikativer Kompetenzen einhergehen (vgl. Kapitel 1.3.2), so der Autor. Gleichzeitig sind alte Menschen dazu aufgefordert, kritische Lebensereignisse, mit denen sie konfrontiert werden (vgl. Kapitel 1.3.1), zu bewältigen und sich in diesem Zusammenhang mit ihrer damit häufig einhergehenden Hilflosigkeit auseinanderzusetzen und lernen, mit dieser umzugehen.
- Das Alter ist darüber hinaus verbunden mit einem hier wirkenden Integritätsprinzip. Der Lebensabschnitt ist dadurch gekennzeichnet, dass der alte Mensch mit seiner eingeschränkten Handlungsfähigkeit konfrontiert wird. Filipp (1987, S. 387) spricht in diesem Kontext von der „Krise des höheren Erwachsenenalters“ (ebd.), die sich in der Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit offenbare. Eine Möglichkeit, mit dieser Herausforderung umzugehen, sieht die Autorin darin, eine positive Bilanz des eigenen Lebens zu ziehen und bisherige Erfahrungswerte zu integrieren (vgl. ebd.). Böhnisch sieht diesen reflektierten Umgang mit dem Älterwerden als nötige Voraussetzung dafür, das eigene Niveau auch im Seniorenalter aufrechtzuerhalten und an der persönlichen Entwicklung und Weiterentwicklung zu arbeiten. Ein möglicher Ansatzpunkt besteht seiner Meinung nach in der Kompetenzausbalancierung, die sich in Form einer Verschiebung niederschlägt (vgl. Böhnisch 1997, S. 237f.). Während in manchen Lebensbereichen Einbußen hingenommen werden müssen (z. B. in der körperlichen Leistungsfähigkeit oder der Verarbeitungsgeschwindigkeit), kommen in anderen Segmenten neue Faktoren hinzu (z. B. Lebenserfahrung oder biografische Distanz) (vgl. Hasselhorn 1998, S. 424ff.).

Nachdem der Lebensabschnitt Alter hinsichtlich seines Strukturwandels beschrieben wurde, erfolgt im nächsten Schritt eine Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen, die mit dieser Phase einhergehen bzw. einhergehen können. Auch diese werden im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen im Sinne des stattfindenden sozialen Wandels betrachtet.

1.3 Die Lebensphase Alter zwischen Kompetenz und Krise

Neben den oben genannten gesamtgesellschaftlich relevanten Krisenmomenten gibt es auch solche, deren Aufkommen in bestimmten Lebensbereichen besonders an Bedeutung gewinnen; man denke beispielsweise an die Identitätskrise von Heranwachsenden während der Pubertät. Zweifelsohne lässt sich nicht ausschließen, dass solche Momente auch in anderen Lebenszusammenhängen auftreten (vor allem im Hinblick auf die Auflösungs- und Entgrenzungsmechanismen, welche derzeit zum Tragen kommen), dennoch zeichnet sich ein kumulatives altersspezifisches Auftreten ab. Dementsprechend ist auch der Lebensabschnitt des Alters mit einer Reihe von potenziellen Krisenerfahrungen verbunden, welche bereits für sich genommen als Herausforderung erlebt werden und/oder dazu beitragen können, dass die Erfahrung der Unsicherheit, Entgrenzung und Kontingenzsteigerung noch weiter zunimmt. Von der entgegengesetzten Richtung betrachtet ließe sich auch sagen: welche durch die Erfahrungen der Unsicherheit, Entgrenzung und Kontingenzsteigerung einen Bedeutungszuwachs erfahren.

Allerdings wird in dieser Arbeit keine reduzierende, defizitäre Sichtweise eingenommen, sondern ressourcenorientiert vorgegangen, da die Lebensphase Alter auch mit einer Reihe von Kompetenzen und Zugewinnen einhergeht, wie im Anschluss an die Diskussion möglicher Krisenmomente erläutert werden wird.

1.3.1 Spezifische Krisenmomente in der Lebensphase Alter

Der Lebensabschnitt Alter ist mit einer Reihe von potenziell risikobehafteten Faktoren verbunden, die zu Krisen führen können. Im vorliegenden Dissertationsprojekt werden folgende Kategorien an Krisenpotenzialen unterschieden (vgl. Teising 2007, S. 302):

- Erkrankungen körperlicher und seelischer Art
- Kumulation kritischer Lebensereignisse
- Fehlen stabilisierender sinnstiftender Faktoren

Diese Unterscheidung ist der Abhandlung von Teising zum Thema „Krisenintervention bei älteren Menschen“ (2007, S. 302) entnommen, welcher wiederum sozialpsychologische und sozialpsychiatrische Untersuchungen für seine Zusammenstellung zugrunde legt. Die Wahl dieser Kategorien im Rahmen der vorliegenden Arbeit liegt darin begründet, dass hierbei sowohl individuelle als auch soziale Aspekte zum Tragen kommen. So wird etwa das (subjektive) gesundheitliche Befinden ebenso berücksichtigt wie die soziale Inklusion und Einbindung. Im Folgenden werden die jeweiligen Herausforderungsmomente kurz erläutert.

1.3.1.1 Erkrankungen körperlicher und seelischer Art

Die Definition dessen, was unter Gesundheit zu verstehen ist, berücksichtigte lange Zeit ausschließlich medizinische Aspekte. Entsprechend rückten Gesichtspunkte wie Morbidität, funktionelle Einschränkung und Behinderungen in den Mittelpunkt der Betrachtung. Diese klassische Sichtweise wurde von der Weltgesundheitsorganisation durch ein interdisziplinäres Gesundheitssystem ergänzt (vgl. Wurm/Tesch-Römer 2006, S. 330). Entsprechend definiert die Weltgesundheitsorganisation (WHO) den Begriff Gesundheit in ihrer Satzung wie folgt: „Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity” (1946, S. 1). Gesundheit impliziert dementsprechend auch Faktoren wie das Empfinden subjektiver Gesundheit und Lebenszufriedenheit (vgl. Wurm/Tesch-Römer 2006, S. 330). Diesen Annahmen zufolge muss ebenso das Phänomen Krankheit unter einer weitläufigeren Sichtweise betrachtet werden.

Die Gesundheit eines Menschen steht im engen Zusammenhang mit seinem Lebensverlauf. Dass Alter und Krankheit häufig in Kombination gedacht werden, führen Tesch-Römer und Wurm auf den altersabhängigen Anstieg von Erkrankungen und Funktionsverlusten zurück, deren Ursache nach Auffassung der Autoren allerdings nicht nur in den altersbedingten körperlichen Veränderungen von Organen zu suchen ist, sondern auch in der langen Latenzzeit mancher Krankheiten. Verschiedene Formen von Krebserkrankungen treten dadurch beispielsweise gehäuft im höheren Erwachsenenalter auf. Zudem nimmt die Immunresponsivität mit dem Alter deutlich ab. Alte Menschen sind somit anfälliger für

Krankheitserreger. Auch Risikofaktoren, denen man sich im Laufe des Lebens aussetzt, fordern mit dem Alter ihren Tribut: Umweltfaktoren, wie zum Beispiel Lärm oder Gifte, sowie das eigene Gesundheitsverhalten, wie beispielsweise Rauchen, können Schädigungen von Organen hinterlassen und chronische Krankheiten sowie dauerhafte Funktionsverluste nach sich ziehen (vgl. Tesch-Römer/Wurm 2009, S. 11).

Neben den somatischen Erkrankungen gibt es auch eine Reihe von psychischen Beeinträchtigungen, die im Alter (verstärkt) auftreten. Dementielle Erkrankungen, die mit einem zunehmenden Gedächtnisverlust und Abbau der kognitiven Leistungsfähigkeit einhergehen, tauchen laut Saß, Wurm und Ziese verstärkt auf. Partnerverlust, Einsamkeit und soziale Exklusion im Alter steigern außerdem das Risiko von Depressionen in unterschiedlich starkem Ausmaß. Zudem stehen seelische Probleme häufig im Zusammenhang mit körperlichen Erkrankungen (vgl. Saß/Wurm/Ziese 2009, S. 49ff.). Je nach Schweregrad der Erkrankung haben die Menschen zusätzlich mit unterschiedlichen Folgeerscheinungen zu kämpfen: Chronische Schmerzen, Einschränkung ihrer Alltagsbewältigung und soziale Isolation bilden dabei nur eine Auswahl von Begleitsymptomen. Forstmeier und Maercker (vgl. 2008, S. 1) verweisen in diesem Kontext auf die für das Alter typische Multimorbidität, das heißt das gleichzeitige Auftreten von mehreren Erkrankungen sowohl körperlicher als auch seelischer Art.

Neben den objektiv messbaren Gesundheitsfaktoren kommt jedoch auch der subjektiven Gesundheitseinschätzung eine entscheidende Bedeutung zu. Ebrahim (1996, zit. in: Wurm/Tesch-Römer 2006, S. 350) betont, dass diese subjektive Bewertung des eigenen Gesundheitszustandes vor allem im höheren Lebensalter eine bedeutsame Gesundheitsinformation darstellt. Befunde verschiedener Längsschnittstudien hätten gezeigt, dass anhand dieser individuellen Wertung Rückschlüsse auf das Mortalitätsrisiko gezogen werden können (vgl. ebd.). Außerdem zeichnet sich laut Wurm und Tesch-Römer ab, dass sich die subjektive Gesundheitseinschätzung mit zunehmendem Alter verschlechtert (vgl. 2006, S. 350ff.). Da, wie eingangs erläutert, ein enger Zusammenhang zwischen (subjektiver) Gesundheit und Lebenszufriedenheit besteht, ist davon auszugehen, dass sich diese negative Selbsteinschätzung auch entsprechend auf das individuelle Wohlbefinden auswirkt (wodurch ein „Teufelskreis“ entsteht).

Deutlich wurde, dass körperliche und seelische Krankheiten sowie ihre Bewertung eine ernst zu nehmende Herausforderung im Leben der Senioren bilden.

1.3.1.2 Kumulation kritischer Lebensereignisse

Als kritische Lebensereignisse werden Begebenheiten im Lebenslauf bezeichnet, die weitreichende Veränderungen nach sich ziehen und entsprechender psychosozialer Anpassungsprozesse bedürfen. Solche Ereignisse können bedrohlich erlebt oder einfach nur als bedeutend empfunden werden. Eine entscheidende Rolle spielt in diesem Zusammenhang, so Backes und Clemens (vgl. 2008, S. 175), dass diese Bedeutsamkeit sowohl subjektiv als auch objektiv wahrgenommen wird. Filipp (vgl. 2007, S. 338) beschreibt kritische Lebensereignisse als einen Eingriff in das bestehende Gleichgewicht zwischen Person und Umwelt, was eine Störung der „internen Kongruenz"(ebd.) bewirkt. Die Betroffenen sind in diesem Zusammenhang dazu angehalten, sich um die Wiederherstellung des Gleichgewichts zu bemühen und die interne Kongruenz wieder aufzubauen. Kritische Lebensereignisse können Stress und psychische Anspannung auslösen und bedürfen zur Bewältigung geeigneter Widerstandskräfte, um die bestehende Bedrohung der psychischen und sozialen Identität abzuwenden (vgl. Backes/Clemens 2008, S. 175). Kritische Lebensereignisse sind somit als Herausforderung an die Entwicklungsfähigkeit psychischer Kompetenzen zu begreifen, was Havighurst (1972) als „lebenszeitliche Entwicklungsaufgabe" bezeichnet.

Ein kritisches Lebensereignis, welches häufig mit dem Alter einhergeht, ist der Verlust des Partners. Schaan (vgl. 2009, S. 115ff.) betont auf Grundlage bisheriger Forschungsergebnisse, dass der Tod des (Ehe-)Partners eines der am meisten mit negativem Stress besetzten Lebensereignisse darzustellen scheint. Studien, die sich mit dieser Thematik auseinandersetzen, zeigen, dass verwitwete ältere Menschen ihr individuelles Wohlbefinden geringer empfinden und sie häufiger unter Depressionen leiden als ihre verheirateten Altersgenossen. Aber nicht nur das emotionale Empfinden leidet unter einem solchen Verlust, auch der Alltag wird stark davon beeinflusst. Gerade in finanzieller Hinsicht bildet die Verwitwung für den hinterbliebenen Partner oftmals einen erheblichen Einschnitt. Vor allem Frauen sind von finanziellen Problemen betroffen, so die Autorin. Trotz voranschreitender Emanzipation sind sie es, die nach wie vor finanziell von einer Ehe/Partnerschaft profitieren, da ihre Partner meist über ein höheres Einkommen verfügen und somit auch mehr zum Unterhalt beitragen. Mit dem Tod des Mannes verlieren diese Frauen demnach auch ihren finanziellen Rückhalt. Verwitwete Männer stehen demgegenüber vor der Problematik des Haushaltsmanagements. Durch die immer noch weite Verbreitung der traditionellen Rollenverteilung im Haushalt sehen sich die Männer nach dem Tod ihrer Partnerinnen vor für sie völlig ungewohnte und neue Aufgaben gestellt, was von ihnen mitunter als belastend empfunden wird (vgl. ebd.).

Ein weiterer kritischer Lebensabschnitt kann mit dem Einstieg ins Rentenalter einhergehen (vgl. Tabelle 2). Das Ausscheiden aus dem Berufsleben hat häufig eine Sinnkrise zur Folge. Ein entscheidender Faktor, der das Leben und den Alltag bisher ausgefüllt hat, fällt weg. Zurück bleiben viel Zeit, die sinnvoll verbracht werden möchte, und zuweilen auch das Gefühl des Identitätsverlustes. Worüber definiere ich mich, wenn nicht mehr über meine Erwerbstätigkeit?

Identität entsteht immer als Ergebnis der Interaktion zwischen dem Inneren und dem Äußeren. Mit dem Begriff wird zwar eine Eigenleistung des Individuums beschrieben, dennoch ist in diesem Kontext auch eine Auseinandersetzung mit der Umwelt notwendig. Die Erkenntnisse, die dort gewonnen werden, müssen reflektiert und in einen Aushandlungsprozess mit den Selbsterfahrungen gestellt werden (vgl. Keupp u. a. 2002, S. 190f.). Keupp u.a. verstehen Identität demnach als Passungsarbeit, bei der das Subjekt versucht, erlebte Widersprüche und Spannungen in ein für sich lebbares Beziehungsverhältnis zu bringen (vgl. ebd.). Diese Verknüpfungsarbeit gelingt durch „Selbstnarration" (Gergen/Gergen 1983), womit die Art und Weise beschrieben wird, „in der das Individuum selbstrelevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht" (Keupp u. a. 2002, S. 208). Mit ihren Selbsterzählungen macht sich eine Person verstehbar für andere. Sie geben Antwort auf die Fragen: „Wer bin ich?" und „Warum bin ich so, wie ich bin?". Dabei wird dieser stetige Konstruktionsprozess wesentlich beeinflusst von sozialen Dimensionen, wie etwa gesellschaftlichen Vorstellungen und Machtstrukturen (vgl. ebd., S. 207ff.).

Mit dem Austritt aus dem Berufsleben sind die Betroffenen dazu aufgefordert, ihr individuelles Identitätskonzept, ihre Selbstnarration, zu überarbeiten und an die veränderten Rahmenbedingungen anzupassen. Dieses Unterfangen kann im Hinblick auf den sich verändernden Erfahrungshorizont als grundlegende Herausforderung dieses Lebensabschnittes betrachtet werden. Dies wird noch dazu nicht selten krisenhaft erlebt, da die Betroffenen nicht ohne Weiteres in der Lage sind, die große Lücke, welche sich durch ihr Ausscheiden aus dem Arbeitsalltag für ihre Identitätskonstruktion ergibt, neu zu füllen beziehungsweise zu ersetzen. Forstmeier und Maercker (vgl. 2008, S. 21) haben kritische Lebensereignisse, die im Alter auftreten können, zusammengefasst und mit empirischen Ergebnissen zu deren Häufigkeit versehen (vgl. Tabelle 2). Hierbei zeigt sich, dass die krisenhaften Momente von dem Großteil der Betroffenen gut bewältigt werden. Krisenfaktoren müssen demnach nicht zwangsläufig dazu führen, dass sich Krisen auch tatsächlich einstellen. Dennoch dürfte deutlich werden, dass der Lebensabschnitt des Alters mit einer ganzen Reihe von riskanten Einflüssen und Bedingungen verbunden ist, die vor allem in Kombination das Leben der Betroffenen nachhaltig erschüttern können.

Lebens-ereignisse	Hauptergebnisse	Häufigkeit
Berentung[11]	- als Einschränkung erlebt - als Sinnausweitung erlebt	24 % 55 %
Tod des Partners und nahestehender Personen	- Anteil der verwitweten Frauen und Männer über 70 - Lebenszufriedenheit 1,5 J. nach Verwitwung negativ - positiv	F: 66 % M: 22 % F: 19 % M: 14 % F: 39 % M: 50 %
Armut	- von Einkommensarmut betroffen - Anteil der Sozialhilfeempfänger	2 % F: 6,5 % M: 2,8 %
Traumatische Erlebnisse	- irgendein Trauma erlebt - schwere Unfälle - körperliche Gewalt - Kriegserlebnisse - Zeuge eines traumatischen Ereignisses - sexueller Missbrauch in der Kindheit	36,3 % 12,5 % 11,1 % 8,4 % 7,9 % 3,3 %
Bewusstwerden des eigenen Todes	- Anteil der 70–84-Jährigen, die über Tod/Sterben nachdenken - Anteil der über 85-Jährigen	3 % 9 %
Übergang ins Seniorenheim	- Anteil der 75–79-Jährigen, die in einem Seniorenheim leben - Anteil der 80–84-Jährigen - Anteil der 85–89-Jährigen - Anteil der über 90-Jährigen	F: 3,8 % M: 2,6 % F: 9 % M: 5,1 % F: 20,2 % M:16 % F: 32,2 % M: 19,3 %

Tabelle 2: Mögliche kritische Lebensereignisse im Alter (Quelle: Forstmeier/ Maercker 2008, S. 21)

1.3.1.3 Fehlen stabilisierender sinnstiftender Faktoren

Intrafamiliäre Kontakte, so Stosberg (vgl. 1995), sind für alternde Menschen von zentraler Bedeutung, da sie eine soziale Integration und damit einhergehend eine Steigerung der Lebensqualität sicherstellen. Diese Schutzfunktion wird allerdings durch die gesellschaftlichen Auflösungstendenzen der Moderne und der

11 Berentung im Sinne des Einstiegs in das Rentenalter.

daraus folgenden zunehmenden Vereinzelung in ihren Grundfesten erschüttert, wie in Kapitel 1.1 dargestellt wurde.

Gerade für alte Menschen geht das Fehlen von Familienbeziehungen oft einher mit einer Einschränkung ihrer Handlungs- und Kontaktmöglichkeiten, was weitreichende Folgen für ihr emotionales Empfinden und ihre soziale Einbindung haben kann (vgl. Clemens 2001, S. 504). Petrich (vgl. 2011, S. 18ff.) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Verwitwung und eine eingeschränkte Beziehungen zu den Kindern, aber auch ein Mangel an außerfamiliären Beziehungen oder der Eintritt in das Rentenalter die Risiken einer Vereinsamung im Alter verstärken würden. Blume formulierte in diesem Zusammenhang jedoch bereits vor 45 Jahren, dass „alleinstehend" (1968, S. 83) nicht gleichgesetzt werden dürfe mit „einsam" (ebd.). So habe sich gezeigt, dass sich auch ein Gefühl von Einsamkeit einstellen könne, selbst wenn die Betroffenen beispielsweise mit ihren Kindern unter einem Dach lebten. „Der objektive Tatbestand des Alleinseins [kennzeichnet demnach] den Einsamen nicht" (ebd., S. 82). Wird der Verlust des Partners oder das Fehlen familiärer Bezüge jedoch als sehr krisenhaft erlebt und leiden die Senioren unter ihrem Alleinsein, so spricht Townsend (1968) in diesem Zusammenhang von „Desolation". Die Einsamkeit wird vor allem dann als besonders stark wahrgenommen, wenn sich die Bindung zum Partner sehr intensiv gestaltet hat und aus der Beziehung keine Kinder hervorgegangen sind. Einsamkeit, sei sie nun objektiv vorhanden, oder „nur" subjektiv erlebt, kann eine Reihe schwerwiegender Folgen nach sich ziehen, etwa

- Verzweiflung (Gefühl der Hoffnungslosigkeit und des Verlassenseins)
- geringe Selbstachtung (Selbstvorwürfe, Unsicherheit)
- Depression (Gefühl der Leere, Niedergeschlagenheit, Traurigkeit und Isolation) und/oder auch
- ungeduldige Langeweile (vgl. Preitler/Berger/Schweighofer 1994, S. 88).

Soziale Kontakte können auch durch Mobilitätseinschränkungen einen Rücklauf erfahren. Die Angst der damit zusammenhängenden Abhängigkeit kommt erschwerend hinzu. Auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein und der eigenen individuellen Entscheidungsmacht beraubt zu werden, kann für die Betroffenen sicherlich einem Sinnverlust nahe- bzw. gleichkommen. Zudem bedeutet dieser Umstand eine Konfrontation mit der eigenen Vergänglichkeit, die noch dazu dadurch verstärkt wird, dass sich die „Reihen Gleichaltriger lichten". Häufig können Senioren nicht oder nur eingeschränkt auf altersangemessene Angebote zurückgreifen, die diesen Erfahrungen und Erlebnissen entgegenwirken. Vor allem in ländlichen Gebieten herrscht, so Thomae (1983, zit. in: Birkmayer/

Ruffer/Wohlfahrt 1994, S. 172), ein eingeschränkter und passiver Lebensstil, da die Rahmenbedingungen nicht auf die sich verändernden Bedürfnisse abgestimmt sind (zum Beispiel fehlen öffentliche Verkehrsmittel, kulturelle Angebote sind nur eingeschränkt verfügbar etc.). Allerdings weist der Autor darauf hin, dass die Lebensumwelt in der Stadt den alten Menschen zwar vielfältigere Handlungsalternativen anbietet, hier jedoch Anonymität, Exklusion und soziale Isolation zum Problem werden können (vgl. ebd.).

Scheiner (vgl. 2003, S. 2) hat sich mit unerfüllten Aktivitätswünschen älterer Menschen in ihrer Freizeit auseinandergesetzt. Die Ergebnisse seiner Untersuchung sind in Tabelle 3 als Übersicht dargestellt und zeigen die vielfältigen Bereiche, in denen die Betroffenen eine Einschränkung wahrnehmen:

Aktivität	Prozent
Kein unerwünschter Aktivitätswunsch	51,4 %
Urlaub machen	9,5 %
Kulturelle Veranstaltungen besuchen (Theater, Konzert, Oper)	8,7 %
Sportliche Aktivitäten	7,5 %
Wanderungen machen	3,4 %
Ausflüge machen	4,4 %
Museen/Ausstellungen besuchen	2,4 %
Radtouren machen	1,8 %
Tanzen gehen	1,8 %
Spazieren gehen	1,7 %
Kurse besuchen (VHS)	0,9 %
Einkaufsbummel machen	0,8 %
Zum Essen oder Trinken ausgehen	0,8 %
Sportveranstaltungen besuchen	0,8%
Verwandte treffen	0,5 %
Bekannte oder Freunde treffen	0,4 %
Ins Café gehen	0,4 %
Öffentliche Feste besuchen	0,1 %
Andere	2,6 %

Tabelle 3: Wahrgenommene Einschränkungen bei der Freizeitgestaltung im Alter (Quelle: Scheiner 2003, S. 2)

Die Gründe für diese Aktivitätseinschränkungen, die Scheiner im Zuge des Forschungsprojektes identifizieren konnte, sind vielfältig. Ein Großteil der alleinstehenden Befragten gab an, ohne Begleitung keinen Spaß an der Freizeitgestaltung zu finden. Aber auch die entgegengesetzte Version ist zum Ausdruck gekommen: So erklärten 35,4 % der an der Untersuchung teilnehmenden Personen, die

sich in einer Partnerschaft befanden, durch ihren Partner eine Einschränkung hinsichtlich ihres Aktivitätsspektrums zu erfahren, sei es wegen dessen Gesundheitszustandes oder aber aufgrund unterschiedlicher Interessen. Darüber hinaus wurden strukturelle Gründe benannt, angefangen von fehlender Mobilität bedingt durch schwache Infrastrukturen (öffentlicher Nahverkehr) oder mangels eines persönlichen Pkws. Bemängelt wurden darüber hinaus fehlende einschlägige Freizeitangebote, auf die zurückgegriffen werden könnte. Zeitliche Dispositionen, persönliche Präferenzen und soziale Aspekte wurden ebenfalls angeführt (vgl. Scheiner 2003, S. 3).

Folgen dieser Umstände können sein, dass die älteren Menschen für sich keine geeigneten Möglichkeiten der Alltagsstrukturierung und Freizeitgestaltung identifizieren und wahrnehmen. Fehlen noch dazu soziale Kontakte, steigert das womöglich das Gefühl der Einsamkeit und Nutzlosigkeit, was sich im schlimmsten Fall wiederum in seelischen Erkrankungen niederschlägt (kumulatives Auftreten von Krisenfaktoren). Daher sind fehlende sinnstiftende und stabilisierende Faktoren (für sich allein genommen oder in Verbindung mit anderen risikobehafteten Bedingungen) als eine weitere potenzielle Ursache von Krisen im Alter zu betrachten.

Im Zusammenhang mit der vorgenommenen Kategorisierung von Herausforderungen, die im Übrigen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, darf allerdings, wie bereits angedeutet, nicht unberücksichtigt bleiben, dass diese Belastungssituationen nicht zwangsläufig ins Gewicht fallen beziehungsweise zu Problemen führen müssen. So zeigen die Ergebnisse des Alters-Survey gemessen an den üblichen Wohlfahrtskriterien beispielsweise ein eher positives Bild, wie Kohli und Künemund (vgl. 2005, S. 368f.) betonen. Fortschreitende Entwicklungen im Gesundheitswesen hinsichtlich der materiellen Absicherung und des Bildungssystems sind dabei wichtige Indikatoren für die gelingende Partizipation älterer Menschen an der Gesellschaft (vgl. ebd.). Demnach können viele Senioren die aufgeführten Herausforderungen gut meistern, da sie beispielsweise über ausreichende Schutz- und Unterstützungsmechanismen verfügen beziehungsweise Krisen gar nicht als solche erleben oder bewerten. Bäcker u. a. (vgl. 2008, S. 354) beschreiben das Alter diesbezüglich etwa als Lebensphase, welche größtenteils ohne nennenswerte Beeinträchtigungen einhergeht. Allerdings erkennen auch sie das Risiko, dass ein zunehmendes Lebensalter hinsichtlich seiner eigenständigen und individuell zufriedenstellenden Ausgestaltung Beeinträchtigungen erfahren kann. Die Autoren sprechen in diesem Kontext von „typischen Altersproblemen [.], die die Lebenslage der Betroffenen beeinträchtigen, zu zahlreichen Einschränkungen führen und die in jüngeren Bevölkerungsgruppen unbekannt sind, bzw. nur selten vorkommen“ (ebd., S. 354).

Die aufgezeigten Faktoren sind der Versuch, mögliche und denkbare Gegebenheiten im Leben alter Menschen, die Schwierigkeiten und Probleme zur Folge haben können, zu benennen und zu kategorisieren. Jedoch dürfen dabei subjektive Empfindungen und Sinnzuschreibungen nicht außer Acht gelassen werden. So betonen Bäcker u. a. (vgl. 2008, S. 355), dass die ältere Generation nicht als eine homogene Gruppe angesehen werden kann. Nicht nur, dass die Lebenssituation divergiert aufgrund der breiten Altersspanne in dem Lebensabschnitt, auch innerhalb dieser Altersgruppen gibt es eine große Heterogenität, wie zuvor schon ausführlich erläutert wurde. Das ist gemäß der Auffassung von Bäcker u. a. (vgl. ebd.) damit zu erklären, dass Risiken, die mit dem Alter in Zusammenhang stehen, nicht nur von kalendarischen Lebensjahren abhängig sind, sondern beeinflusst werden von einer Vielzahl von sozialen und psychologischen Faktoren. Ein Gesichtspunkt, der auch in der Lebenswelttheorie von Schütz und Luckmann[12] zum Ausdruck kommt:

> „Jedermann erlebt seinen individuellen Lebenszyklus von Geburt, Altern und Tod, ist dem Wechsel von Gesundheit und Krankheit unterworfen, wechselt zwischen Hoffnung und Sorge hin und her. […] Für jedermann ist auch die Sozialwelt als ein Ordnungssystem mit bestimmten Verhältniskonstanten erlebbar, wiewohl seine Auffassungsperspektiven, seine subjektiven Auslegungen der gesellschaftlichen Ordnungen von seinem Standort abhängen, der ihm teils auferlegt, teils aus der biographischen Kette seiner Entscheidungen bestimmt ist […]“ (1979, S. 40f.).

Entscheidend sind demnach subjektive Sinnzusammenhänge für die Auslegung von Erfahrungen, wobei diese jedoch immer in Abhängigkeit von sozialen Einflussfaktoren gesehen werden müssen. Dieses Zusammenspiel wird auch im folgenden Abschnitt deutlich, in dem eine Auseinandersetzung mit den positiven Begleiterscheinungen des Alters erfolgt.

1.3.2 Kompetenzen, Kompetenzgewinn und Zufriedenheit im Alter

Wie durch die Ergebnisse diverser Altersstudien (wie z. B. der „Alters-Survey“) bestätigt werden konnte (vgl. Kohli/Künemund 2005), ist die Lebensphase des Alterns nicht zwangsläufig mit einer Reduktion von Fähigkeiten und einer Abnahme der allgemeinen Lebenszufriedenheit gleichzusetzen. Vielmehr gibt es

12 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dieser Theorie erfolgt in Kapitel 6.1.

eine Reihe von Kompetenzen, die im Alter eine Zunahme erfahren können. Thieme formuliert diesbezüglich:

> „Sich im Alter den negativen Begleiterscheinungen des Alters widersetzen, die ‚Natur auf den Kopf stellen', alt werden, ohne alt zu sein, das ist vielen jenseits des fünften Lebensjahrzehnts heute ein kaum infrage gestellter Wert" (2008, S. 162).

Einen möglichen Ansatz, genau das zu erreichen, sieht der Autor in der Lebensfreude, welche er als „Rezept für ein gelungenes Leben" (Thieme 2008, S. 165) betitelt. Diese, so führt er weiter aus, ist entgegen der Auffassung üblicher Stereotypen auch weiter verbreitet als angenommen. Die Mehrheit alter Menschen bezeichnet sich selbst und ihr Leben als glücklich. Zwar weist die Altersgruppe über 70, gemessen am Durchschnitt der jüngeren Kohorten, einen etwas höheren Anteil an „Unglücklichen" auf, jedoch bildet diese Gruppe dennoch die Minderheit. Diese Forschungsergebnisse führen in dem Kontext zu der These, dass Senioren mit zunehmendem Alter dazu übergehen, außergewöhnliche Gefühlslagen zu meiden und sich damit eine Art Selbstschutz vor möglichen Stresssituationen aneignen. Es besteht großes Bestreben danach, potenzielle Belastungsmomente, seien sie psychischer oder physischer Art, zu vermeiden. Dabei wird auf den Erfahrungsschatz zurückgegriffen, der im Laufe des Lebens erworben wurde. Jedoch kann auch die reflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Person Schutz vor möglichen Krisensituationen zu bieten. Dies wiederum bildet die Grundlage für die Entwicklung individueller Bewältigungsstile gegenüber den vielfältigen Herausforderungen, mit denen sich die Altersgruppe konfrontiert sieht. Zudem hilft diese kritische Auseinandersetzung mit Umweltfaktoren und der eigenen Person dabei, die verringerte Leistungsfähigkeit im Alter zu bewältigen. Häufig geschieht dies in Form einer schrittweisen, aber dennoch kontinuierlichen Reduktion der ehemals gewohnten Komplexität der Alltagsverrichtungen. Das heißt laut Thieme, dass die Senioren eine „Art behutsamen Rückzug aus dem Leben" (ebd., S. 167) vornehmen. Auch der Umgang mit sozialökonomischen Risiken erfolgt relativ gelassen, so der Autor. Das ist darauf zurückzuführen, dass viele der Senioren, die unter deprivierten Bedingungen leben, bereits in jüngeren Jahren mit finanziellen Einschränkungen konfrontiert waren und ein entsprechendes Handlungsspektrum im Umgang damit ausgebildet haben (vgl. ebd., S. 165ff.).

Entsprechend dieser Ausführungen zeigt sich, dass der Umgang mit dem Älterwerden als solches und den damit verbundenen Rahmenbedingungen, etwa körperlichen und geistigen Defiziten, sowie die Ausbildung eines entsprechend angepassten Verhaltens vielen Betroffenen tatsächlich auch gelingen. Diese

Senioren verkörpern das Ideal des erfolgreichen Alterns, betont Thieme (vgl. 2008, S. 167). Hochhalter, Smith und Ory (2011, S. 16) beschäftigten sich eingehend mit diesem Aspekt, wobei sie die individuellen Anpassungsleistungen in den Fokus der Betrachtung rücken. Dies wird bereits in der von ihnen zugrunde gelegten Definition erfolgreichen Alterns ersichtlich: „Successfull aging requires adaptation to multifaceted challenges that maximize an individual's capacity to reach his/her own goals" (ebd., S. 16). Diese Formen der Anpassung bezeichnen sie als „aktives Altern" (ebd.).

Hinsichtlich der Kennzeichen erfolgreichen Alterns fassen die Autoren folgende Aspekte zusammen (vgl. Hochhalter/Smith/Ory 2011, S. 17):

- Erfolgreiches Altern findet während des gesamten Lebens statt.
- Erfolgreiches Altern bezieht sich auf eine Vielfalt von Bereichen, etwa gesundheitliche, soziale, biologische und psychologische.
- Erfolgreiches Altern kommt im Zusammenhang mit Herausforderungen zum Ausdruck.
- Erfolgreiches Altern verläuft individuell unterschiedlich und ist gebunden an die persönlichen Ziele und Präferenzen des Einzelnen.
- Erfolgreiches Altern unterliegt zum Teil der Kontrolle des Betroffenen selbst (z. B. in Form von Lernprozessen), ist zum Teil aber auch vorherbestimmt (z. B. durch die genetische Ausstattung).

Hochhalter, Smith und Ory (2011, S. 17) gehen davon aus, dass Menschen im Laufe ihres Lebens mit verschiedenen Herausforderungen, die unterschiedliche Lebensbereiche betreffen, konfrontiert werden und dass deren Bewältigung entsprechender, ebenfalls differenzierter Ressourcen bedarf. Das Meistern von Herausforderungen scheint Menschen höheren Lebensalters häufig unerwartet gut zu gelingen, was in der Literatur als „the well-being paradox of old age" (Kessler/Staudinger 2010, S. 264) bezeichnet wird.

> „On the level of self-regulatory mechanisms, it has been suggested that people become increasingly better at adjusting to losses and negative events with age – for example, by disengaging from blocked goals, re-scaling personal expectations to the given, or letting go of self-images that do not fit the actual self anymore" (Kessler/Staudinger 2010, S. 264).

Hierfür werden verschiedene Gründe angenommen. Eine Forschungslinie (als Vertreter hiervon z. B. Gross 1998) argumentiert beispielsweise, ältere Menschen könnten mit emotionsgeladenen Situationen besser umgehen, da sie über

einen größeren und effektiveren Fundus an emotionalen Schemata verfügen würden.[13] Andere Autoren (z. B. Lawton 1996) sind davon überzeugt, dass die Fähigkeit, Gefühle und Affekte durch einschlägige Erfahrungs- und Lernprozesse während des Lebens zu regulieren, im hohen Alter stärker ausgeprägt ist. Einschlägige Forschungsergebnisse, zum Beispiel von Labouvie-Vief, De Voe und Bulka (1989), stützen diese Annahme, da sie nachweisen konnten, dass ältere Menschen eher in der Lage sind, ihre Gefühlslage und -regungen zu kontrollieren und zu regulieren, als dies jüngere vermögen. Dadurch können sie sich entsprechend leichter dem jeweiligen situativen Kontext anpassen (vgl. ebd.).

Das Paradoxon der Lebenszufriedenheit im (hohen) Alter ist laut Tesch-Römer und Wurm (2006, S. 438ff.) außerdem darauf zurückzuführen, dass die allgemeine Lebenszufriedenheit im Vergleich zu einer bereichsspezifischen Einschätzung weniger stark abhängig ist von objektiven Merkmalen der entsprechenden Lebenslage. Zudem ist nach Meinung der Autoren in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, dass die Lebensbereiche im biografischen Verlauf einer Wandlung ihrer subjektiven Bedeutung unterliegen: Einige Bereiche bekommen mit zunehmenden Alter eine stärkere Bedeutsamkeit (beispielsweise der gesundheitliche Aspekt), während andere Gesichtspunkte eher in den Hintergrund rücken (zum Beispiel der eigene Lebensstandard). Dieses Modell kann auch herangezogen werden, um die Aufrechterhaltung der Lebensqualität im Umgang mit krisenhaften Momenten zu erklären. Veränderungen der Lebenssituation haben häufig keinen direkten Einfluss auf die Lebenszufriedenheit eines Menschen, vielmehr werden sie in zweierlei Hinsicht „abgepuffert“ (ebd., S. 438), erklären die Autoren. Ereignisse im Lebenslauf verändern zunächst nur die Bewertung der jeweils davon betroffenen Lebensbereiche. Zugewinne führen zu einer besseren Bewertung, Verluste zu einer schlechteren. Eine Beeinflussung der Lebenszufriedenheit durch die einzelnen Lebensbereiche erfolgt erst in einem weiteren Schritt. Darüber hinaus wirkt sich nicht die Bewertung eines einzelnen Lebensabschnitts auf die Lebenszufriedenheit aus, sondern erst ein Konglomerat aus vielen unterschiedlichen Lebensbereichen. Das impliziert die Möglichkeit, dass (negative) Veränderungen in einem bestimmten Bereich durch andere stabile Bereiche aufgefangen und ausgeglichen werden können. Selbstverständlich müssen hierbei die individuellen Maßstäbe, die der Bewertung zugrunde liegen, Berücksichtigung finden (vgl. ebd., S. 438ff.).

---

13 Dieser Aspekt kommt dann zum Tragen, wenn die Belastungsmomente nicht länger gemieden werden können, wie oben angedeutet.

Dennoch muss auch in diesem Zusammenhang beachtet werden, wie Tesch-Römer und Wurm (vgl. 2006, S. 440f.) deklarieren, dass starke Belastungen, eine Kumulation aus mehreren Beeinträchtigungen und gravierende Veränderungen in der Lebensführung nicht nur eine bereichsspezifische Bewertung nach sich ziehen, sondern sich auch auf die allgemeine Lebenszufriedenheit auswirken. Auffallend ist hierbei, dass hinter kleinen Veränderungen der Lebenszufriedenheit große Wandlungsprozesse in bereichsspezifischen Bewertungszusammenhängen stecken können. Daraus leiten die Autoren die Konsequenz ab, schon kleinen, mitunter wenig ins Gewicht fallenden, Unterschieden und Veränderungen des subjektiven Wohlbefindens die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken. Weniger die allgemeine Lebensqualität sollte dabei ihrer Ansicht nach ins Zentrum der Betrachtung rücken, sondern die Bewertungsindikatoren, die auf konkrete Lebensbereiche verweisen, da diese „für Unterschiede oder Veränderungen der Lebenssituation sehr viel sensibler sind als Maße der allgemeinen Lebenszufriedenheit“ (ebd., S. 441) und von daher größere Aussagekraft besitzen (vgl. ebd., S. 440f.).

Resümierend ist hervorzuheben, dass sich Krisen und Belastungen im Leben nicht zwangsläufig in einer Reduktion der allgemein empfundenen Lebensqualität niederschlagen. Vielmehr spielen hier mehrere Faktoren zusammen, die zum einen in der Art der krisenhaften Momente verortet sind und zum anderen in dem Umgang damit durch die Betroffenen selbst. Die Bewertung von Krisen, auch das ist deutlich geworden, verändert sich im Laufe des Lebens, das heißt, ihre Gewichtung verschiebt sich. Im Zusammenhang mit dem Alter treten beispielsweise gesundheitliche Themen und Probleme in den Vordergrund und erfahren eine stärkere Aufmerksamkeit, als dies im früheren Lebensverlauf der Fall war.

Die Art und Weise, wie Probleme und Krisen erlebt, bewertet und gemeistert werden und erfolgreiche Alterungsprozesse durchlaufen werden können, ist maßgeblich abhängig von dem Ressourcenpotenzial, über welches die betroffenen Personen verfügen. Dieser Gesichtspunkt wird – vor allem hinsichtlich seiner steigenden Bedeutung im Kontext gesellschaftlicher Veränderungsprozesse – im nächsten Abschnitt erörtert.

1.4 Die Bedeutung von Ressourcen im Rahmen moderner Gesellschaftsstrukturen

Wie in Kapitel 1.1 dargestellt, leben wir heutzutage in einer Zeit, die durch viele Umbrüche, durch fehlende Strukturen, durch Orientierungsverlust und eine er-

lebte ontologische Bodenlosigkeit gekennzeichnet ist. Wir können nicht mehr auf traditionell vorgegebene und vorbestimmte Lebensverläufe zurückgreifen, was zweifelsohne auch als Chance angesehen werden kann, die es jedoch in angemessener Art und Weise zu nutzen gilt. Denn dieser Wegfall an Orientierungsmustern ist im Umkehrschluss mit einem größeren Maß an Verunsicherung verbunden und lässt zudem den Druck auf den Einzelnen steigen, sein Leben selbst zu strukturieren. Im Zusammenhang mit der neugewonnenen Freiheit gilt der Leitsatz, dass Lebensentwürfe und erzielte Erfolge beziehungsweise das Scheitern in diesem Kontext der Eigenverantwortlichkeit zugeschrieben werden. Wo ehemals vorstrukturierte Leitlinien den Verlauf der eigenen Biografie bestimmt haben, tritt nun der grenzenlose Raum des „Alles-ist-möglich"; ein Raum, der wegen seiner fehlenden Wegweiser schnell zu einem Gefühl der Überforderung und Überlastung führen kann.

Neben diesen Entwicklungen, welche die gesamtgesellschaftliche Struktur betrifft, sind, wie zuvor erläutert, verschiedene Altersphasen mit individuellen Herausforderungen behaftet, die entweder für sich alleine wirken oder sogar die beschriebenen Verunsicherungstendenzen und die Anforderung eigenständiger Sinn- und Orientierungssuche noch verstärken.

Angesichts der beschriebenen modernen Rahmenbedingungen und ihren Auswirkungen auf individuelle Lebensverläufe, aber auch im Kontext konkreter kritischer Lebensereignisse (Krisen) ist die Aktivierung von Ressourcen erforderlich, um diesen Anforderungen begegnen und um den Alltag unter den gegebenen Umständen meistern zu können. Die Ressourcen können dabei entweder aktuell oder im Laufe des Lebens erworben worden sein und unterschiedliche Gestalt annehmen.

1.4.1 Klärung des Begriffs der Ressource und seiner Ausdrucksformen

Im sozialwissenschaftlichen Diskurs und in der Psychologie herrscht mittlerweile Einvernehmen darüber, dass die Aktivierung von Ressourcen eine basale Rolle einnimmt, wenn es darum geht, konstruktive Veränderungs- und Bewältigungsprozesse auszulösen und anzuregen (vgl. Grawe/Grawe-Gerber 1999, S. 64). Hölzle (2011, S. 43) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Begriff der „Ressource" in der Sozialwissenschaft dementsprechend zwar zunehmend Berücksichtigung findet, selten jedoch eine klare Definition erfährt. Der französischstämmige Begriff beinhaltet das Wort „Quelle" (*source*), welches sich wiederum vom Lateinischen (*resurgere* – hervorquellen) ableitet (vgl. ebd.).

Nestmann versteht unter Ressourcen „alles, was von einer bestimmten Person in einer bestimmten Situation wertgeschätzt wird oder als hilfreich erlebt wird“ (1996, S. 362). Der Ressourcenbegriff erschöpft sich dabei nicht nur auf den materiellen Bereich, wie Hölzle (2011, S. 43) betont. Vielmehr subsumieren sich darunter auch inter- und intrapersonale Ressourcen beispielsweise in Form von Fähigkeiten und Fertigkeiten, aber auch von unterstützenden sozialen Beziehungen. „Gemeint sind damit alle Kraftquellen, die zur Bewältigung alltäglicher Anforderungen und Lebensaufgaben von zentraler Bedeutung sind“, formuliert Hölzle (ebd.). Schubert und Knecht führen das weiter aus, indem sie Ressourcen als „personale, soziale und materielle Gegebenheiten, Objekte, Mittel und Merkmale [bezeichnen], die das Individuum nutzen kann, um die externen und internen Lebensanforderungen und Zielsetzungen zu bewältigen“ (2012, S. 16).

Im Zusammenhang des Ressourcenbegriffs gilt es laut Herriger (2006, S. 2), drei wesentliche Elemente seiner Beschaffenheit zu berücksichtigen:

- *Aufgabenabhängigkeit von Ressourcen*: Ressourcen sind keine generelle Wirksamkeit zuzuschreiben, vielmehr sind sie situationsbezogen zu betrachten im Hinblick auf die Überwindung einer konkreten Problemlage.
- *Funktionalität von Ressourcen*: Der „Nutzwert“ (ebd.) von Ressourcen steht in Abhängigkeit ihrer Funktionalität hinsichtlich der Erreichung individueller Motivlagen, Interessen oder Ziele.
- *Bewertung und Sinnzuschreibung*: Potenziale, die in der Person selbst oder ihrer Umwelt verortet sind, sind in ihrer Beschaffenheit als mögliche Ressourcen abhängig von Bewertungen und Sinnzuschreibungen der betroffenen Person.

Entsprechend dieser Differenzierung sieht der Autor Ressourcen nicht nur als maßgeblich für die Bewältigung struktureller Alltagsbelastungen an, sondern betont ihren Anteil an der Verwirklichung von Lebenszielen und der individuellen Identitätsarbeit (vgl. Herriger 2006, S. 3). Demzufolge nimmt er folgenden Definitionsversuch vor:

> „Unter Ressourcen wollen wir jene positiven (Personen- und Umwelt-) Potenziale verstehen, die von der Person
> zur Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse,
> zur Bewältigung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben,
> zur gelingenden Bearbeitung von belastenden Alltagsanforderungen oder
> zur Realisierung von langfristigen Identitätszielen

genutzt werden können und die damit zur Sicherung ihrer psychischen Integrität, zur Kontrolle von Selbst und Umwelt sowie zu einem umfassenden bio-psycho-sozialen Wohlbefinden beitragen“ (ebd.).

Die von Herriger vorgenommene Unterscheidung der Merkmale von Ressourcen lässt sich durch weitere Autoren wie folgt ergänzen:

- *Relationale Funktionalität*: Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass man dem Ressourcenbegriff nicht gerecht wird, wenn eine einfache Beziehung zwischen Ressource und dem angestrebten Zweck zugrunde gelegt wird. Vielmehr ist an dieser Stelle auf Schiepek und Cremers (2003, S. 152) zu verweisen, die von einer mindestens dreistelligen Mittel-Zweck-Relation von Ressourcen ausgehen und diesen Gedanken in einer entsprechenden Formel zum Ausdruck bringen. Laut dieser kann sich ein Objekt (X), welches sich in Relation zu einem Ziel (Z) befindet, zu einer Ressource (R) ausbilden, sofern hierbei eine Übereinstimmung mit dem Wertesystem des Beurteilenden (B) vorherrscht: $R(X) = f(Z, B)$. Das heißt, damit ein Objekt als eine Ressource gelten kann, bedarf es einer übereinstimmenden Funktion (f) von Z und B (vgl. ebd.). Diese abstrakte und formalisierte Auseinandersetzung mit dem Ressourcenbegriff beinhaltet einen zentralen Aspekt, nämlich jenen, dass die Angemessenheit und Zweckbestimmtheit von Ressourcen immer in Abhängigkeit gesetzt werden muss zu den individuellen Überzeugungen und Sichtweisen.[14] Auch Umstände und Verhaltensweisen, die eventuell zunächst eine negative Bewertung seitens der Umgebung erfahren, können sich funktional als Ressourcen erweisen. Schubert und Knecht (2012, S. 17) führen in diesem Kontext das Beispiel an, dass sich hinter einem Problemverhalten durchaus als sinnvoll zu erachtende individuelle Problemlösungstendenzen verbergen können.
- *Stabilität und Variabilität von Ressourcen:* Dieser Gesichtspunkt befasst sich mit der zeitlichen und situativen Variabilität von Ressourcen und geht auf Willutzki (2008, S. 257) zurück. Ressourcen verfügen dann über eine zeitliche Stabilität, wenn ein langfristiger Zugang zu ihnen gewährleistet ist. Willutzki spricht in diesem Kontext davon, dass „Umwelt [.] relativ gesehen ein quasi-stabiles Gebilde [ist]“ (ebd.), weshalb sich stabile Ressourcen zum Beispiel auf soziokulturelle Güter und Gruppen beziehen. Allerdings kann

14 Womit sich eine Deckung mit dem Aspekt „Bewertung und Sinnzuschreibung“ nach Herriger (2006, S. 2) ergibt.

auch die Qualität sozialer Beziehungen im Sinne von Freundschaften und Partnerschaften über eine solche Stabilität verfügen. Im Gegensatz dazu stehen passagere Ressourcenformen, die eine vorübergehende Unterstützungsfunktion innehaben, zum Beispiel in Form von erfreulichen Alltagserlebnissen (vgl. ebd.). Klemenz (2009, S. 42) führt diesen Gesichtspunkt noch weiter aus, indem er mit Verweis auf Jerusalem (1990) darlegt, dass Ressourcen sowohl übergreifend sein als auch eine Bereichs- oder Situationsspezifität aufweisen können. Während generelle Ressourcen, wie zum Beispiel generalisierte Kompetenzüberzeugungen, eine breite Unterstützung in vielen Lebensbereichen sicherstellen, entfalten andere Ressourcenformen ihre Wirkung nur in abgesteckten Bereichen beziehungsweise nur in konkreten Situationen (vgl. ebd). Jerusalem (1990, S. 17ff.) nimmt im Rahmen seiner Diskussion um die Bedeutung von Situationen eine Differenzierung vor zwischen formalen und inhaltlichen Situationseigenschaften sowie dem Bewertungscharakter von Leistungssituationen. Formale Situationselemente äußern sich beispielsweise in Form von Ambiguität, Neuigkeit, Ereignisunsicherheit, Vorhersehbarkeit oder Zeitdruck und beeinflussen die Anforderung, mit der man sich konfrontiert sieht hinsichtlich der spezifisch wahrgenommenen Bedrohlichkeit, die daraus hervorgeht. Inhaltliche Aspekte beziehen sich darauf, welche (Persönlichkeits-)Bereiche von der Situation betroffen sind. Der Bewertungscharakter wiederum kann sich in Gestalt von Konsensus, Konsistenz oder Distinktheit zeigen (vgl. ebd.).

- *Quantität und Qualität von Ressourcen*: Ressourcen können über eine unterschiedlich starke Ausprägung verfügen und dazu in ihrer Bedeutsamkeit variieren, je nachdem welche Anforderung es zu meistern gilt, so Klemenz (2009, S. 41). Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, dass sie im Zusammenspiel mit anderen Ressourcen an Bedeutung gewinnen oder verlieren. Intelligenz beispielsweise, so führt der Autor aus, sei vor diesem Hintergrund in ihrer Funktion als positive Beeinflussung von Schulleistungen anzusehen. Allerdings genüge Intellekt nicht als alleiniger Faktor, damit sich ein solcher Erfolg einstelle, sondern vielmehr seien hierbei noch weitere Ressourcen erforderlich, wie zum Beispiel die adäquate Anstrengungsbereitschaft durch den Schüler, aber auch die notwendige häusliche Unterstützung (vgl. ebd.).
- *Unterscheidung zwischen strukturellen und konsumptiven Ressourcen:* Diese Differenzierung geht auf Schönpflug (1991) zurück und bezieht sich auf das Leistungsspektrum von unterstützenden Faktoren. Ressourcen, die sich durch ihren Einsatz und ihren Nutzen nicht verbrauchen, werden als konsumptive Ressourcen bezeichnet. Solche allerdings, die nach ihrem Ge-

brauch einer Regeneration bedürfen, weil sie einen entsprechenden „Verschleiß“ aufweisen, bezeichnet Schönpflug (vgl. ebd., S. 30) als strukturelle Ressourcen.

- *Unterscheidung zwischen motivationalen und potenzialen Ressourcen:* Smith und Grawe (2003, S. 113) gehen davon aus, dass ein Mensch über motivationale Ziele und Unterziele verfügt, die er zur Befriedigung seiner Grundbedürfnisse ausgebildet hat. Als Beispiel nennen sie das Ziel einer abgeschlossenen Ausbildung mit dem Unterziel des erfolgreichen Absolvierens einer Prüfung, was übergeordnet dem Grundbedürfnis der Selbstwertsteigerung dienlich ist. Potenziale Ressourcen bezeichnen demgegenüber alle Mittel und Wege, die dabei behilflich sind, diese Ziele zu erreichen. Um bei dem Beispiel der Autoren zu bleiben, würden sich potenziale Ressourcen im Hinblick auf die Prüfungssituation in Mathematik auf das Verfügen über abstraktes Denken sowie die gewissenhafte Anfertigung von Prüfungsaufgaben beziehen. Mit dieser Differenzierung möchten die Autoren verdeutlichen, dass Ressourcen nicht automatisch als gleichrangig zu betrachten sind, sondern durchaus über eine Hierarchie verfügen können (vgl. ebd.).

Anhand dieser Beschreibungen der Charakteristik von Ressourcen zeigt sich, dass es sich bei Objekten, Mitteln und Merkmalen nicht schon per se um Ressourcen handelt, sondern diese lediglich ein Ressourcenpotenzial in sich tragen. Erst wenn sich ein Zusammenhang mit der konkreten Situation ergibt und eine Übereinstimmung mit den Anschauungen, Motiven und Zielen einer Person vorhanden ist, lassen sich Potenziale als Ressourcen verstehen, das heißt, erst dann werden Ressourcen von den Betroffenen als solche erkannt. Es besteht demnach eine Abhängigkeit der Ressourcen von den Aufgaben, für die sie zum Einsatz kommen sollen, von ihrer Funktionalität, von der konkreten Ausgangssituation und der sozialen sowie kulturellen Umwelt. Vor diesem Hintergrund lassen sich subjektive Ressourcen von objektiven unterscheiden (vgl. Jerusalem 1990, S. 28). Erstere stellen die Wahrnehmung und Einschätzung der jeweiligen Person in den Vordergrund, das heißt, es geht um eine individuell vorgenommene positive Einschätzung. Objektive Ressourcen sind demgegenüber Unterstützungsfaktoren, die vielfach als solche wahrgenommen werden oder aber es handelt sich dabei um Erfahrungswissen, das Allgemeingültigkeit besitzt; mit anderen Worten um Unterstützungsmechanismen, die generell als hilfreich und zielführend eingeschätzt werden. Das Verhältnis zwischen subjektiven und objektiven Ressourcen macht Jerusalem an einem Beispiel deutlich:

> „Vergleicht man zwei Musiker, die gleichermaßen begabt und erfahren sind, mit gleich guten Instrumenten ausgestattet sind und über gleichermaßen qualifizierte Mitspieler verfügen (also gleiche objektive Ressourcen haben), dann wird derjenige einen öffentlichen Konzertauftritt als streßreicher erleben, der weniger Vertrauen in die eigene Leistung mitbringt, dessen subjektive Ressourcen demnach den kritischen Anforderungen weniger gut standhalten können“ (1990, S. 28).

Es gibt gemäß Schubert und Knecht (2012, S. 18f.) in jeder Gesellschaft und Kultur spezifische Ressourcen, die individuumsübergreifend einen wichtigen Stellenwert einnehmen und als bedeutsam für die Lebensführung angesehen werden. Die Autoren sprechen sich im Kontext dieser Diskussion allerdings dafür aus, den Begriff der „objektiven Ressourcen“ (Jerusalem 1990, S. 28) zu vermeiden, da „Objektivität“ (Schubert/Knecht 2012, S. 19) bereits eine spezifische Konnotation im wissenschaftlichen Sprachgebrauch innehabe. Sie plädieren vielmehr dafür, von „generell wirksamen“ (ebd.) oder „überindividuell wirksamen“ (ebd.) Ressourcen zu sprechen, um hierbei eine Begriffsdiffusion zu umgehen (vgl. ebd., S. 18f.). Hieran zeigt sich, einmal mehr, wie unterschiedlich der Ressourcenbegriff im Zusammenhang unterschiedlicher Disziplinen verstanden und angewandt wird.

Nicht außer Acht gelassen werden soll, dass häufig ein entscheidender Unterschied besteht zwischen der persönlichen Wahrnehmung von Ressourcen und den Potenzialen, die von außen erkannt werden. So betont Willutzki (2003, S. 95), dass sich die individuelle Handlungskompetenz vor allem auf eine subjektive Wahrnehmung von Ressourcen stützen würde. „Ressourcen lassen sich also nicht als ‚Dinge‘ oder Entitäten verstehen, die personen- und/oder situationsübergreifend zum Tragen kommen können“, betont die Autorin (ebd.). Ist hier eine nur unzureichende Wahrnehmung vorhanden, so wirkt sich das sowohl auf die Nutzung von Ressourcen aus als auch auf die Empfindung persönlicher Fähigkeiten und das eigene Selbstwertgefühl (vgl. ebd., S. 94ff.). Aus diesem Grund zählt die Reduktion dieser Wahrnehmungsdiskrepanz zu den zentralen Aufgaben einer ressourcenorientierten professionellen Arbeit. Diese Erkenntnisse veranlassen dazu, zwischen „potenziellen und aktivierten Ressourcen“ (Schubert/Knecht 2012, S. 20) zu unterscheiden. Unterstützungsmechanismen werden erst dann zu aktivierten Ressourcen, wenn sie als zielführend wahrgenommen werden und dementsprechend auch zum Einsatz kommen (vgl. ebd.).

In der vorliegenden Arbeit ergibt sich aus diesen Rahmenbedingungen die Fragestellung[15], inwieweit das Internet und insbesondere die Onlinecommunities einen Erfahrungsraum ausbilden und darstellen können, in welchem die User dazu in der Lage sind, etwaig vorhandene Wahrnehmungsdiskrepanzen bezüglich der Verfügbarkeit von Ressourcen abzubauen und zu überwinden.

Die Heterogenität des Ressourcenbegriffs wird darüber hinaus deutlich, wenn man sich die unterschiedlichen Ausprägungen, die unter dem Begriff zusammengefasst sind, vergegenwärtigt. Neben materiellen und ökonomischen Ressourcen unterscheidet die Fachliteratur in der Regel zwei große Hauptgruppen von Ressourcen: solche, die auf Seiten der Person verortet sind und solche, die von der Umwelt ausgehen (vgl. Schubert/Knecht 2009, S. 20). Herriger ergänzt in seiner Auflistung diese beiden Bereiche noch um die strukturellen Ressourcen (vgl. Herriger, o. J., S. 3):

1) Strukturelle Ressourcen:
Diese sind laut Auffassung des Autors maßgeblich für das subjektive Erleben von Sicherheit, Handlungskompetenz und sozialer Anerkennung. Den Hintergrund dieser Überlegungen bildet der Kapitalbegriff nach Bourdieu, welchen dieser „*in all seinen Erscheinungsformen* einführt“ (Bourdieu 1983, S. 184; Hervorhebung im Original) und nicht auf seinen wirtschaftstheoretischen Zusammenhang begrenzt.

> „Als *vis insita* ist Kapital eine Kraft, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt; gleichzeitig ist das Kapital — als *lex insita* — auch grundlegendes Prinzip der inneren Regelmäßigkeiten der sozialen Welt“ (Bourdieu 1983, S. 183; Hervorhebung im Original).

Bourdieu unterscheidet drei grundlegende Formen des Kapitals:

- *das ökonomische Kapital*, das „unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar“ (1983, S. 186) ist (beispielsweise in Form von Erwerbseinkommen oder Besitz);
- das *kulturelle Kapital*, bei dem es sich meistens um inkorporierte Ressourcen handelt, die im Rahmen der jeweils individuellen Bildungsgeschichte in Form von Übertragungs- und Akkumulationsprozessen erworben wurden (z. B. Wissensbestände, Einstellungen und Überzeugungen, Bildungsab-

15 Eine Präzisierung der Fragestellung wird in Kapitel 1.5 vorgenommen.

schlüsse als institutionalisiertes kulturelles Kapital etc.) (vgl. Bourdieu 1983, S. 186ff. und Herriger, o. J., S. 3);

- das *soziale Kapital*. Da Herriger in seiner Abhandlung soziale Ressourcen als gesondertes Potenzial darstellt und deshalb das soziale Kapital im Rahmen der Kategorie struktureller Ressourcen nicht aufführt, wird dieses an dieser Stelle der Vollständigkeit halber nur erwähnt, jedoch nicht näher erläutert. Neben den drei von Bourdieu unterschiedenen Kapitalsorten benennt Herriger noch zwei weitere, die wie folgt beschrieben werden (vgl. Herriger, o. J., S. 3):
- das *symbolische Kapital*, das auf die Orientierung an ein festes (religiöses/ethisches/politisches) Werte- und Glaubenssystem mit dem entsprechend geltenden Konglomerat aus Werten, Normen und Regeln ausgerichtet ist;
- das *ökologische Kapital*, welches in Verbindung und Abhängigkeit zum ökonomischen Kapital gesehen werden muss und sich bezieht auf Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich der Wohnbedingungen, auf die Qualität des direkten Wohnumfeldes und auf das Vorhandensein einer anregungsreichen Umwelt (in natürlicher, baulicher und kultureller Hinsicht).

Im Kontext der Sichtweise von Ressourcen als Kapitalsorten betont Keupp (2003b, S. 561), dass weniger der Besitz dieser Ressourcen von Relevanz sei in Bezug auf die alltägliche Lebensführung als vielmehr die Möglichkeit, das vorhandene Unterstützungspotenzial in handlungsrelevante Prozesse zu transformieren. Hierbei verweist der Autor auf den Stellenwert von zwei grundlegenden Transformationsleistungen. Als erste benennt Keupp die Umwandlung von bestimmten Kapitalien in andere Kapitalien, um Handlungskompetenz herzustellen beziehungsweise zu erhalten. Als weiteren Umwandlungsvorgang bezeichnet er die Übersetzung von „äußeren Kapitalien“ (ebd.) in handlungsrelevante innere Ressourcen. Ein Beispiel der Umwandlung von einer Kapitalsorte in eine andere ist die Nutzung sozialen Kapitals hinsichtlich kultureller oder materieller Ressourcen, zum Beispiel wenn Freizeitkontakte genutzt werden, um einen Arbeitsplatz zu akquirieren.

Bei der zweiten Transformationsleistung (der Umwandlung von Kapitalien in handlungsrelevante Ressourcen) sieht Keupp vor allem das soziale Kapital als relevanten Faktor für die Identitätsentwicklung an. Das soziale Kapital im Sinne von Netzwerken bildet seiner Meinung nach einen Optionsraum aus, in dem zum einen Vorbilder für die eigene Identitätsentwicklung gegeben sind und zum anderen die Möglichkeit besteht, eigene Identitätsentwürfe auszuprobieren. Dem Netzwerk kommt darüber hinaus die Funktion einer sozialen Relevanzstruktur

zu. „Die Entscheidung, welche handlungs- und identitätsrelevanten Perspektiven ich für meine Person zulasse, erfolgt stets in einem – oft impliziten – Aushandlungsprozess im sozialen Netzwerk“, so Keupp (ebd., S. 561). Diesem kommt dabei die Rolle zu, die große Varianz an unterschiedlichen Lebensstilen, wie sie beispielsweise in den Massenmedien dargeboten werden, zu filtern. Das soziale Netzwerk hat hierzu unterschiedliche Methoden zur Verfügung: angefangen von spezifischen Sanktionierungsmechanismen bis hin zu Formen der sozialen Anerkennung. Nicht zu vernachlässigen ist die Bewältigungsressource, welche ein soziales Netzwerk bietet. Vornehmlich in Orientierungskrisen kann die Gemeinschaft Rückhalt und emotionale Unterstützung bedeuten und somit den Prozess der Identitätsfindung und/oder -stabilisierung unterstützen, allerdings auch negativ beeinflussen (vgl. ebd., S. 560f.).

„Soziales Kapital stellt ein konzeptionelles Kürzel für förderliche Lebensbedingungen dar“, davon ist Keupp überzeugt (2003b, S. 569). In diesem Zusammenhang führt er aus, dass vor allem ökonomisch und sozial benachteiligte Personengruppen große Defizite hinsichtlich dieser Kapitalsorte aufzeigen und aus diesem Grund auch nicht über die Transferleistungen, die sich durch das soziale Kapital ergeben, verfügen können (vgl. ebd., S. 569f.).

2) Personale Ressourcen:

Als weiteres Ressourcenspektrum benennt Herriger (o. J., S. 3) die personalen Ressourcen, die sich auf Formen der lebensgeschichtlich erworbenen Selbstwahrnehmung, auf die Ausbildung emotionaler Bewältigungsstile und Handlungsfähigkeiten beziehen. In Konfrontation mit kritischen und als krisenhaft erlebten Lebensumständen können diese Persönlichkeitsanteile mitunter als „Schutzschild gegen drohende Verletzungen“ (ebd.) wirken, wie der Autor betont. Personale Ressourcen äußern sich beispielhaft in folgenden (Charakter-) Eigenschaften (vgl. ebd.):

- *Beziehungsfähigkeiten* (emotionale und soziale Intelligenz): Dieser Gesichtspunkt umfasst all jene Aspekte, die ein zwischenmenschliches Zusammenleben ermöglichen und unterstützen, angefangen von Empathie und Sensibilität gegenüber den Mitmenschen bis hin zu Zuverlässigkeit und Kritikfähigkeit.

  Im Grunde genommen beziehen sich die Beziehungsfähigkeiten auf die auf dem Arbeitsmarkt verstärkt eingeforderten *social skills*, die den Grundstock für Teamarbeit und die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen an sich bilden.

- *Selbstakzeptanz und Selbstwertüberzeugung*: Diese Eigenschaften beziehen sich auf die subjektive Wahrnehmungen bezüglich der Stimmigkeit individueller Werthaltungen und Lebensziele sowie ein stabiles Selbstwertgefühl.
- *Internale Kontrollüberzeugung*: Die internale Kontrollüberzeugung umfasst den festen Glauben an und das Vertrauen in die subjektive Gestaltungsfähigkeit von Umweltfaktoren und Lebensereignissen.
- *Aktiver Umgang mit Problemen*: Damit ist gemeint, dass Anforderungen und Herausforderungen aktiv entgegengetreten wird und eine zielgerichtete Akquise von Problemlösestrategien erfolgt.
- *Flexible Anpassung an Lebensumbrüche*: Diese Fähigkeit ist dadurch gekennzeichnet, dass unvorhergesehene und unerwartete Vorkommnisse und Veränderungen in den vorherrschenden Lebensentwurf integriert werden können.
- *Veröffentlichungsbereitschaft*: Sie bezieht sich auf die Bereitwilligkeit einer Person, bei Problemen und Krisen diese gegenüber anderen zu artikulieren und entsprechende soziale Unterstützung in angemessener (und in den anderen nicht überfordernder) Form einzufordern.

3) Soziale Ressourcen / umweltbezogene Ressourcen:
Als letzte Ressourcenkategorie führt Herriger (vgl. o. J., S. 3) die sozialen Ressourcen auf, die sich, wie oben erwähnt, mit Bourdieus Überlegungen zum „sozialen Kapital“ decken. Soziale Ressourcen beziehen sich demnach auf die soziale Einbindung der Betroffenen in unterstützende Netzwerke. Diese Unterstützung kann verschiedene Formen annehmen:

- *Emotionale Unterstützung*: Diese Form der Hilfe bezieht sich auf die Vermittlung von Wertschätzung und Anerkennung durch andere zur Stärkung des Selbstwertes und um Gefühle der Ohnmacht, Abhängigkeit und Isolation zu mildern.
- *Instrumentelle Unterstützung*: Damit sind konkrete Unterstützungsleistungen gemeint, die sowohl materielle Zuwendungen, wie auch tatsächliche, praktische Hilfen zur Entlastung und zur Überwindung von Problemen und Krisen umfassen.
- *Kognitive (informationelle) Unterstützung*: Diese Hilfe erstreckt sich über alle Formen der Informationsvermittlung (z. B. rechtlicher Art) und Akquise weiterer Informationsquellen, die dem Betroffenen Orientierung und Aufklärung verschaffen und zielführend sind, um Probleme und Krisen zu überwinden.

- *Aufrechterhaltung der sozialen Identität*: Gerade in Zeiten subjektiver Belastungen sind Wertschätzung, Anerkennung und Zuwendung durch das Umfeld besonders wichtig, um den Betroffenen in seinem Selbstwertgefühl und in seiner sozialen Identität zu stärken.
- *Vermittlung von neuen sozialen Kontakten*: Hierbei geht es vor allem um die Vermittlung von Kontakten, beispielsweise mit Menschen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, um die soziale Einbindung der Betroffenen zu stärken.

Einen Bestandteil der personen- und umweltbezogenen Ressourcen, der in der Literatur häufig nicht explizit aufgeführt wird, bilden Unterstützungsformen, welche Transaktions- und Interaktionsprozesse zwischen Person und Umwelt fördern und vorantreiben. Gerade diese Transaktion wird in dem „Systemischen Anforderungs-Ressourcen-Modell (SAR-Modell)“ nach Becker (2006) ins Zentrum der Betrachtung gestellt. Becker (vgl. ebd., S. 103ff.) betont das wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis, das zwischen Person und Umwelt und damit auch hinsichtlich der Zugänglichkeit, Nutzung und Handhabung von Ressourcen besteht. Er unterscheidet außerdem zwischen internen Anforderungen, bei denen es sich um individuelle Zielvorstellungen, Wünsche und Erwartungen an sich selbst, an andere oder an die Umwelt handelt und externen Anforderungen, welche zum Beispiel in der sozialen Umwelt verortet sind, sich aus normativen Vorgaben ergeben oder im Zusammenhang mit spezifischen (kritischen) Lebensereignissen stehen. Persönliches Wohlbefinden und damit die Fähigkeit zur alltäglichen Lebensbewältigung stellt sich Becker zufolge erst dann ein, wenn der Betroffene es schafft, externen und internen Anforderungen durch einen adäquaten Einsatz von eigenen oder externalen Ressourcen Rechnung zu tragen.

Gelingt dies nicht, besteht das Risiko einer Gesundheitsgefährdung. Um mit dieser und den damit in Verbindung stehenden Folgeerscheinungen umgehen zu können, bedarf es wiederum einschlägiger Ressourcen (vgl. ebd., S. 103ff.). Hierbei kann es zu sogenannten „Ressourcenspiralen“ kommen, die auf Hobfoll (1989, zit. in: Schubert/Knecht 2012, S. 25) zurückgehen. Demnach sind Personen, die nur über wenige Ressourcen verfügen oder aber Ressourcenverluste verzeichnen, anfälliger für weitere Ressourcenverluste und weisen darüber hinaus weniger Schutzmechanismen gegenüber diesen Einbußen auf. Zudem können sie sich schlechter von erfahrenen Verlusten erholen als Personen, welche über ein breites Ressourcenspektrum verfügen (vgl. Schubert/ Knecht 2012, S. 25). Buchwald und Hobfoll sprechen in diesem Zusammenhang von „Verlustspiralen“ (Buchwald/Hobfoll 2013, S. 129). Einmal ausgelöst sind solche „Abwärtsspiralen“ nur schwer zur durchbrechen, da sie eine Eigendynamik entwi-

ckeln, die am Ende sogar negativen Einfluss auf die Identität des Betroffenen nehmen kann. Allerdings verweist der Autor in diesem Zusammenhang wiederum auf die individuelle Wahrnehmung und den daraus resultierenden Umgang mit den Verlusten. Demnach ist eine jeweils spezifische Betrachtung der Ausgangssituation, der Persönlichkeit des Betroffenen und der Umwelt, die ihn umgibt, ausschlaggebend (vgl. Hobfoll 1988, zit. in: Schubert/ Knecht 2012, S. 25). Nichtsdestotrotz sehen Buchwald und Hobfoll (2013, S. 128f.) vorhandene Ressourcen als die Grundvoraussetzung für die Bewältigung von Belastungen und Herausforderungen, so dass sich ihre Überlegungen auf das zentrale Prinzip der Ressourcenbewahrung im Sinne von Ressourcenerhalt, Ressourcenentwicklung sowie Vermeidung von Ressourcenverlusten stützt (vgl. ebd.).

Wenn die unterschiedlichen Ressourcentheorien miteinander verglichen werden, wird deutlich, dass trotz spezifischer Schwerpunktsetzung alle auf einer gemeinsamen Basis begründet sind, die auf die transaktionale Wechselbeziehung zwischen Person und Umwelt ausgerichtet ist. Beiden Bereichen kommt hierbei ein gleichermaßen bedeutsamer Stellenwert zu, betonen Schubert und Knecht (vgl. 2012, S. 35f.). Persönliche Ressourcen stellen den Zugang zu Umweltressourcen sicher, während diese wiederum maßgeblich sind für die Ausgestaltung persönlicher Ressourcen und hierbei eine hemmende oder fördernde Wirkung entfalten können. Eine reine Verfügbarkeit von Unterstützungsfaktoren ist in diesem Kontext allerdings nicht ausreichend, vielmehr bedarf es einer gezielten Aktivierung von Ressourcen (vgl. ebd.). Der transaktionale Austausch zwischen inneren und äußeren Unterstützungsfaktoren soll auch Grundlage der weiteren Überlegungen dieser Arbeit bilden.

1.4.2 Die Bedeutung von Ressourcen im Alter

Ressourcen können, so wurde aufgezeigt, können unterschiedliche Bedeutung annehmen und sind in ihrer Notwendigkeit und Wirksamkeit abhängig von der individuellen Lebenssituation, in der sich diejenigen, die sich ihrer bedienen, befinden. Ferner wurde aufgezeigt, dass neben den allgemeinen Gesellschaftsstrukturen auch altersspezifische Herausforderungen zu meistern sind, die spezielle Ressourcen benötigen.

Es folgt eine Auseinandersetzung mit denjenigen Ressourcen, die für die Lebensphase des Alters besonders bedeutsam sind. Wohlbefinden im Alter ist vordergründig an das Vorhandensein von folgenden vier Ressourcengruppen gebunden, die in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen sollten: an

physische, psychische, soziale und ökonomisch-ökologische Unterstützungsfaktoren.

Physische Ressourcen beziehen sich dabei auf die Aufrechterhaltung der körperlichen Funktionsfähigkeit und Mobilität, wobei, wie Schubert (2012, S. 337f.) betont, ein enger Zusammenhang mit dem gezeigten individuellen Lebensstil besteht. Das eigene Gesundheitsverhalten nimmt demnach einen erheblichen Einfluss darauf, inwieweit diese Ressourcen vorhanden sind oder nicht. Körperliche Aktivität korreliert darüber hinaus mit der geistigen Leistungsfähigkeit. In Verbindung miteinander sind diese beiden Aspekte maßgeblich für die Gestaltungs- und Handlungsfähigkeit im Alltag.

Psychische Ressourcen umfassen Persönlichkeitseigenschaften, kognitive Fähigkeiten sowie schöpferische und musische Kompetenzen. Im Alter besonders bedeutsam sind hierbei psychische Verarbeitungs- und Kompensationsfähigkeiten gegenüber Belastungen und bleibenden Einschränkungen.

Soziale Kompetenzen stellen vordergründig die gesellschaftliche Partizipation sicher und sind bedeutsam im Zusammenhang von instrumentellen und sozialen Unterstützungsleistungen, hierbei vor allem in Form von sozialen Netzwerken, welche für alternde Menschen von enormer Bedeutung sein können. Vor allem vor dem Hintergrund der „Ausdünnung sozialer Ressourcen“ (ebd., S. 338) durch den Tod der bisherigen Sozialpartner beziehungsweise durch eigene Erkrankungen und Immobilität kommt diesem Gesichtspunkt ein wichtiger Stellenwert zu.

Ökologisch-ökonomische Ressourcen zeigen sich in Form der räumlichen und infrastrukturellen Umwelt, in der die Senioren leben, sowie in den finanziellen Mitteln, die ihnen für ihre Lebensführung zur Verfügung stehen. Vor allem vor dem Hintergrund, dass im Alter häufig Dienstleistungen in Anspruch genommen werden müssen (Haushaltshilfe, medizinische Hilfsmaterialien, Pflegehilfe), ist diese Ressourcenform hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit nicht zu unterschätzen (vgl. ebd., S. 338).

Die Befriedigung von biologischen, psychischen und sozialen Bedürfnissen bildet nach Meinung der Autorin (Schubert 2012, S. 338) zweifelsohne die Grundlage für die Aufrechterhaltung und Stärkung des Wohlbefindens. Eine solche Bedürfnisbefriedigung kann über den Einsatz von Ressourcen sichergestellt werden. Zwar ist es möglich, dass sich die Bedürfnisstrukturen mit dem Älterwerden hinsichtlich ihrer Gewichtung und ihrer Ausprägung verändern, dennoch bleiben die Grundformen bis ins hohe Alter bestehen (vgl. ebd., S. 339). Diese Erkenntnis hat bereits Inglehart (1989) in seiner Sozialisationshypothese formuliert, nach der sich zentrale Werte vor allem im Kindes- und Jugendalter ausprägen und danach relativ stabil bleiben. Soziale Bezugspersonen beispiels-

weise bilden für ältere Menschen eine ungebrochen wichtige Ressource, um psychische und soziale Bedürfnisse sicherzustellen. Der Wunsch nach Bindung steht dabei in engem Zusammenhang mit den gesammelten Erfahrungen. Kann eine Person auf stabile Bindungen zurückschauen, so hat dies einen positiven Effekt auf ihr Wohlbefinden. Auch das Bedürfnis nach Orientierung und Kontrolle, vor allem in Form einer selbstbestimmten Lebensführung, nimmt im Alter einen gleichbleibend hohen Stellenwert ein. Entsprechend betont Schubert: „Um psychische Stabilität zu erhalten und den Gefühlen von Hoffnungslosigkeit, Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein entgegenzuwirken, ist die Stärkung des Erlebens von Autonomie und Selbstwirksamkeit zentral“ (2012, S. 339). Besondere Relevanz erhält dieser Aspekt vor dem Hintergrund einer etwaigen Mobilitätseinschränkung und Beeinträchtigungen der eigenen Handlungskompetenzen. Allerdings muss hierbei auch beurteilt werden, ob Selbststeuerung und Autonomie von dem Betroffenen geleistet werden können oder ob sie am Ende doch mehr eine Überforderung und somit eine Belastung bedeuten. Ähnlich gelagert ist das Bedürfnis nach Selbstwerterhöhung und Selbstwertschutz, welches in einem engen sozialen Zusammenhang steht und sich oft in Form des Bedürfnisses nach emotionaler Einbindung zeigt. Schubert betont, dass diesem Aspekt insbesondere vor dem Hintergrund der vorherrschenden gesellschaftlichen Leistungsorientierung auch im Alter die nötige Aufmerksamkeit entgegengebracht werden sollte. Die Einschätzung gegenüber der eigenen Person und das Gefühl anerkannt zu werden, hängen ihrer Meinung nach stark von den (selbst vorgenommenen oder von außen herangetragenen) Zuschreibungen ab, mit denen die Betroffenen konfrontiert werden. Eine entsprechend wohlwollende Sichtweise hat einen positiven Effekt auf das eigene Selbstwertgefühl. Zu guter Letzt verweist Schubert (ebd., S. 337ff.) darauf, dass das Bedürfnis nach Lustgewinn beziehungsweise sein entsprechendes Pendant im Sinne der Unlustvermeidung im Alter eine genauso große Rolle spielt wie in allen anderen Lebensphasen auch. Allerdings haben Senioren häufig Hemmungen, diese Bedürfnisse auszudrücken. So berichtet die Verfasserin davon (vgl. ebd.), dass die Altersgruppe in diesem Kontext Unsicherheiten benennt, solche Empfindungen und Wünsche wahrnehmen oder gar aussprechen zu dürfen.

Das Alter geht mit einer Reihe von sich wandelnden Rahmenbedingungen und Veränderungsprozesse einher, was die Herausforderung mit sich bringt, trotz der sich ändernden Lebensbedingungen die eigene individuelle Stabilität zu erhalten. Entsprechend geht es laut Greve (2000, S. 109f.) im Alter darum, dass Reaktions- und Bewältigungsformen aus früheren Jahren zugunsten von Adaptionsprozessen abgelegt werden, die diesen veränderten Bedingungen besser gerecht werden. Auch Schubert (2012, S. 340) sieht die Anpassung an veränderte

Lebensumstände und den damit einhergehenden Rollenwandel als eine Herausforderung an, mit der man zwar das ganze Leben hinweg konfrontiert wird, welche jedoch insbesondere im Alter und vor dem Hintergrund der damit verbundenen Einbußen im Hinblick auf Motorik, Vitalität und Kognition eine zentrale Bedeutung einnimmt. Notwendig wird hierbei eine Neuabstimmung zwischen den eigenen Bedürfnissen und den veränderten Bewältigungspotenzialen und Ressourcen im personalen, sozialen und materiellen Bereich. Brandtstädter (2007a, S. 36) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Veränderung zweiter Ordnung". Diese Form dynamischer Adaption ist Greves 2007, S. 328) Meinung nach die Voraussetzung dafür, dass Menschen über den langen Zeitraum des Erwachsenenalters trotz mitunter gravierender Veränderungsprozesse ihre Realitätsorientierung beibehalten und das Gefühl aufrechterhalten können, dieselbe Person geblieben zu sein. Er verweist dabei auf Ryff, Singer, Love und Essex (1998), welche eine „Stabilität durch Wandel" beschreiben.

Brandtstädter (2007b, S. 413ff.) deklariert in diesem Kontext, dass der Mensch im Laufe seines Lebens die Kompetenz und Bereitschaft ausbildet, seine Entwicklung aktiv zu gestalten. Die jeweils individuellen Selbst- und Lebensentwürfe betrachtet der Autor dabei sowohl als Entwicklungsergebnis als auch als Entwicklungsbedingung. Davon ausgehend unterscheidet er zwei unterschiedliche Modi der Entwicklungsregulation: Den assimilativen und den akkomodativen Modus.[16] Der assimilative Modus bezieht sich auf Aktivitäten, die darauf ausgerichtet sind, seinen Entwicklungsverlauf entsprechend der subjektiven Vorstellungen und Wünsche zu gestalten. Diese Anstrengungen können allerdings scheitern beziehungsweise aufgrund veränderter Rahmenbedingungen an Bedeutung verlieren. In diesem Fall kommen akkomodative Modi zum Tragen. Hierbei geht es darum, seine individuellen Ziele und Vorhaben den veränderten Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten anzupassen. Somit beschreiben assimilative und akkomodative Prozesse zwei gegenläufige Formen der Anpassungsleistung zwischen faktischen und gewünschten Entwicklungsverläu-

16 Die Begriffe „Assimilation" und „Akkomodation" wurden von Piaget (2000, S. 10f.) im Zusammenhang mit seiner Psychologie der Intelligenz geprägt. Sie beschreiben wechselseitige Anpassungsprozesse zwischen Person und Umwelt. Assimilation steht vor diesem Hintergrund für die Bestrebung, vorhandene Umweltbedingungen an die eigene Person, den Organismus, anzupassen (passend zu machen). Gelingt dies nicht (mehr), kommt die Akkomodation zum Tragen. Dieser entsprechend gegenläufige Begriff meint den Anpassungseffekt der Person an die vorgefundenen Umweltfaktoren (vgl. ebd.). Brandtstädter (2007 b, S. 413ff.) greift Piagets Überlegungen auf und erweitert sie im Kontext der erforderlichen Anpassungsleistungen, die mit den Entwicklungsaufgaben einhergehen. In Kapitel 6 (Theoretisierung) werden diese beiden Begrifflichkeiten erneut aufgegriffen und erweitert.

fen: Im Falle des assimilativen Modus gehen die Bestrebungen in die Richtung, dass die vorhandenen Bedingungen im Hinblick auf angestrebte Entwürfe beeinflusst werden, während der akkomodative Modus versucht, entstandene Diskrepanzen durch Anpassung der eigenen Zielsetzung an den Ist-Zustand zu kompensieren. Akkomodative Anpassungsleistungen kommen laut Brandtstädter (ebd., S. 415) dann zum Einsatz, wenn die Möglichkeiten aktiver Beeinflussung und Veränderung eingeschränkt sind. Vor allem im Alter sind sie deshalb von großer Bedeutung, da hierbei Verluste und Einbußen des individuellen Handlungsspielraums hingenommen werden müssen (beispielsweise was die Gesundheit oder die intellektuelle sowie körperliche Leistungsfähigkeit anbelangt). Akkomodative Prozesse helfen in diesem Zusammenhang, Veränderungen in der eigenen Lebensgeschichte zu akzeptieren und Entwicklungspfade, die nun versperrt sind, ohne Reue aufgeben zu können (vgl. ebd.).

Schubert (2012, S. 340f.) benennt konkrete Beispiele für „Anpassungsprozesse psychophysischer Art“ (ebd. S. 340): So kann beispielsweise eine Anpassung an strukturelle Veränderungen, wie sie sich unter anderem durch das Ausscheiden aus dem Berufsleben ergeben, durch die Übernahme eines Ehrenamtes erfolgen. Einbußen hinsichtlich der körperlichen Leistungsfähigkeit erfordern mitunter eine entsprechende Abstimmung sportlicher Aktivitäten. Das Zusammenwirken von Anpassungsfähigkeit und Verfügbarkeit über personale, soziale und materielle Ressourcen ist der Schlüssel für erfolgreiches Altern und individuelles Wohlbefinden. Auch mit zunehmendem Alter beziehungsweise vor dem Hintergrund von mitunter erlebten Verschlechterungen und Einbußen im Zusammenhang mit schweren Erkrankungen kann dadurch eine gewisse positive Grundstimmung aufrechterhalten werden (vgl. ebd., S. 340f.).

1.5 Entwicklung der Forschungsfrage

Die bisher formulierten theoretischen Ausführungen zu modernen Lebensbedingungen und Veränderungsprozessen, speziell für die Zielgruppe der Senioren, und die zunehmende Bedeutung, welcher Ressourcen in diesem Zusammenhang zukommt, bilden die Grundlage für die Entwicklung der Forschungsfrage. Unser Alltag wird heutzutage maßgeblich davon bestimmt, eigenverantwortlich die verschiedenen Herausforderungen und Probleme zu bewältigen, mit denen wir konfrontiert werden. Dies wurde anhand der theoretischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Entwicklungen und ihren Auswirkungen deutlich. Dadurch sind wir verstärkt dazu angehalten, Ressourcen zu aktivieren und aus-

zubilden, wobei die jeweilige Form der Ressourcenentwicklung und -aufrechterhaltung im Laufe des Lebens Anpassungsprozesse durchlaufen kann.

Die weitere Vorgehensweise besteht darin, das Internet und im Speziellen die Onlinecommunities, hinsichtlich ihrer ressourcenstiftenden, -aktivierenden und/oder -erhaltenden Funktion für die ältere Generation zu untersuchen. Der Grund für die Wahl dieses Mediums liegt in der zunehmenden Technisierung und Digitalisierung unseres Lebens. Man kann sich ihr nicht entziehen, will man eine Partizipation an den gesellschaftlichen (Entscheidungs-)Prozessen sicherstellen.[17] Diese Entwicklungen werden in Zukunft noch weiter voranschreiten, das sinnbildlich gesprochene „Ende der Fahnenstange" ist hierbei nicht ersichtlich. Das Thema ist hochaktuell. Dennoch: Während es bezüglich der Nutzergruppe der sogenannten *digital natives* eine Reihe von Forschungsprojekten und entsprechend auch -ergebnissen gibt, besteht für die sogenannten s*ilver surfer*, eine Bezeichnung für Internetnutzer ab 50, ein deutliches Forschungsdesiderat (vgl. Kapitel 2). Vor dem Hintergrund dessen, dass diese Altersgruppe hohe Zuwächse beim Zugang zum Internet zu verweisen hat, wie im Kapitel 1.6.2 anhand zentraler Forschungsergebnisse aufgezeigt werden wird, sehe ich hierin einen deutlichen Nachholbedarf, dem mit der vorliegenden Arbeit Rechnung getragen werden soll.

Die dem Forschungsprozess zugrunde liegende Fragestellung ist schwerpunktmäßig auf die Ressourcen ausgerichtet, deren Ausbildung, Aktivierung oder Erhaltung durch die Einbindung in Onlinecommunities für die Zielgruppe gefördert werden. Dabei wird ermittelt, welche Unterstützungsmechanismen hierbei zum Tragen kommen und wie diese von den Nutzern wahrgenommen werden. Im Zuge dessen wird untersucht, wie die Senioren die Möglichkeiten der inter- und intrapersonalen Austausch- und Darstellungsformen für sich nutzen und was ihnen hierbei besonders wichtig ist.

Um diese Aspekte in ihrer Bandbreite zu erfassen, wurde der Untersuchungsrahmen entsprechend auf eine Community für die Zielgruppe 50+ ausgerichtet, weil hier tendenziell sowohl die selbstbezogene Nutzung als auch die soziale Interaktion ermöglicht wird. Die Rahmenbedingungen von Onlinecommunities werden im Kapitel 1.7 nochmals ausführlich erläutert hinsichtlich ihrer Merkmale und Charakteristik. Exemplarisch wurde für die vorliegende Untersuchung die Seniorencommunity Feierabend.de[18] ausgewählt, da es sich

17 Ein Aspekt, der hinsichtlich der Auseinandersetzung mit digitaler Spaltung /digital gab in das Zentrum der Betrachtung gerückt wird (vgl. hierzu Zillien 2006).
18 Im Folgenden auch „Feierabend" oder als Abkürzung „FA" genannt.

hierbei um eines der größten und meist etablierten Netzwerke für die Nutzergruppe der Senioren hierzulande handelt. Dieses Netzwerk verfügt über eine Reihe von interaktiven Mitgestaltungs- und Handlungsmöglichkeiten, wie im Kapitel 1.7.3 erläutert wird.

Aus diesen Überlegungen zeichnet sich folgende Fragestellung ab: Inwieweit ermöglicht die Einbindung in eine Onlinecommunity der Zielgruppe 50+ den Aufbau, die Aktivierung oder auch die Aufrechterhaltung von Widerstandsfaktoren und Bewältigungsstrategien gegenüber den Herausforderungen, die sie im Alltag zu meistern haben? Welche Faktoren sind hierbei maßgeblich?

Zunächst wird einleitend das übergeordnete Thema von „Senioren im Netz" (Kapitel 1.6) behandelt, um eine entsprechende theoretische Grundlage zu entwickeln. Anschließend wird der bisherige Forschungsstand in diesem Bereich thematisiert (Kapitel 2) und die Beschreibung des zugrunde liegenden eigenen Untersuchungsdesigns (Kapitel 3) erläutert, mit dem die dargestellte Fragestellung bearbeitet wurde.

1.6 Senioren und das Internet

Im Folgenden werden die Internetnutzung der älteren Generation, etwaige Zugangsbarrieren, aber auch Möglichkeiten und Chancen, die sich aus der Einbindung ins World Wide Web (WWW) ergeben, beleuchtet. Vorab erfolgt eine Darstellung zur Entwicklung des Internets, die aufgrund der vielfachen Beschreibung in der Literatur jedoch knapp gehalten ist.

1.6.1 Das Internet

Die Anfänge des Internets gehen auf das Jahr 1969 zurück, als die vom Verteidigungsministerium der Vereinigten Staaten gegründete *Advanced Research Project Agency* (ARPA) das Computernetzwerk ARPANET schuf. Ziel der ARPA war es, Forschungskapazitäten auszubauen, um damit eine technologische Überlegenheit gegenüber der Sowjetunion herzustellen. Das Unterprojekt ARPANET folgte dem Anspruch, eine interaktive Vernetzung zwischen Computern zu entwickeln. Die ersten Nutzer von ARPANET fanden sich entsprechend im wissenschaftlichen Kontext, vornehmlich in Forschungszentren namhafter Universitäten. Später griff jedoch auch das Militär auf das interaktive Netzwerk zurück. Nach und nach konnte dieses schließlich sogar die nationalen Grenzen der USA überwinden. In den folgenden Jahren wurden die vorhandenen Strukturen der

interaktiven Vernetzung grundlegend weiterentwickelt und verbessert, bis 1992 Tim Berners-Lee am Kernforschungszentrum CERN in Genf durch die Erfindung des World Wide Web den Grundstein für die weltweite Verbreitung des Internets legte. Ab 1993 ist entsprechend ein exponentielles Wachstum von am Internet angeschlossenen Host-Rechnern zu verzeichnen, wodurch sich das Web immer mehr zu dem entwickelte, was es heute ist: Ein nicht mehr wegzudenkendes Daten-, Informations- und Kommunikationsnetzwerk (vgl. Castells 2005, S. 20ff. und Fritz 2004, S. 34ff.).

Ein weiterer wichtiger Meilenstein in der Geschichte des Internets ist in der Implementierung des sogenannten Web 2.0 zu sehen. Diese Bezeichnung wurde erstmals im Jahr 2004 im Zusammenhang mit der Organisation einer themenspezifischen Konferenz verwendet und wurde im Folgenden vor allem durch Tim O'Reilly geprägt (vgl. Maaß/Pietsch 2007, S. 13, zit. in: Kreß 2009, S. 24). Die Grenze zwischen dem ursprünglichen Web 1.0 und dem Web 2.0 ist als durchgängig mit fließenden Übergängen zu betrachten, was auch O'Reilly (2005) selbst wie folgt betont:

> „Like many important concepts, Web 2.0 doesn't have a hard boundary, but rather, a gravitational core. You can visualize Web 2.0 as a set of principles and practices that tie together a veritable solar system of sites that demonstrate some or all of those principles, at a varying distance from that core" (2005, zit. in: Kreß 2009, S. 24).

Kerres (2006, S. 2ff., zit. in: Kreß 2009, S. 24f.) zufolge handelt es sich in diesem Kontext um eine Verschiebung von Grenzen. Diese lässt sich anhand von drei Faktoren nachvollziehen:

1) User versus Autor:

Der User im Zusammenhang mit Web 1.0-Anwendungen ist als Konsument oder Rezipient zu verstehen. Es besteht eine klare Trennung zwischen dem Autor von Inhalten und denjenigen, welche diese Inhalte abrufen. Die User von Web 1.0-Angeboten verfügen somit nicht über die Möglichkeit einer aktiven Beeinflussung. Vielmehr obliegen die Rechte und Inhalte der Webpräsenzen dem Autor.

Diese klare Differenzierung löst sich mit Web 2.0 auf. Usern wird ermöglicht, selbst die Autorenschaft zu übernehmen und sich aktiv einzubringen, zum Beispiel durch Kommentare oder durch die Veröffentlichung von Inhalten. Im Zuge dieser Entwicklungen entstehen völlig neue Formen der Kommunikation und des wechselseitigen Dialogs.

2) Lokal versus entfernt:
Was die Datenverarbeitung anbelangt, so vollzog sich diese im Zusammenhang mit dem klassischen Web 1.0 dahingehend, dass persönliche Daten in der Regel auf dem lokalen Datenträger gesichert und auch dort bearbeitet wurden. Sollten Veröffentlichungen und Publikationen im Web erfolgen, so mussten die entsprechenden Daten zunächst auf einen entfernten Server kopiert werden. Im Zuge der Etablierung des Web 2.0 fand diesbezüglich allerdings ein Wandel statt. Es besteht zunehmend die Möglichkeit, Daten auf einen entfernten Speicherort zu hinterlegen und auf diesen zeit- und ortsunabhängig zuzugreifen. Anwendungen wie etwa „Dropbox“ oder „Moodle“ ermöglichen eine einfache Organisation und Handhabung des Datenmaterials. Die klare Trennung zwischen unterschiedlichen Speicherorten wird demnach im Zuge des Web 2.0 aufgehoben.

3) Privat versus öffentlich:
Im Zeitalter von Reality-Shows und Reality-TV hat die Auffassung von Privatheit eine einschneidende Veränderung erfahren: Das Private rückt zunehmend in das Interesse der Öffentlichkeit. Diese Entwicklung ist auch im Internet gegeben, bedenkt man beispielsweise die Statusmeldungen mancher Facebooknutzer, welche intime Details aus ihrem Privatleben offenbaren. Den vielfältigen und umfassenden Möglichkeiten der Selbstdarstellung im Netz sind in diesem Kontext keine Grenzen gesetzt. Onlinetagebücher in Form von sogenannten Weblogs, welche mit persönlichen Gedanken und Ansichten gefüllt werden oder hochgeladene Fotos und Videos von der Familie gewähren Einblick in die Privatsphäre der Betroffenen, welche ehemals engen Vertrauten und Verwandten vorbehalten war. Diese neue Öffentlichkeit produziert zweifelsohne Vorteile in Form der Möglichkeit einer demokratischen Meinungsbildung. Jedoch sind in diesem Kontext die Gefährdungspotenziale nicht außer Acht zu lassen, die damit einhergehen und sich darin zeigen, dass die Reichweite von veröffentlichten Meldungen und Bildern häufig nicht richtig eingeschätzt wird und etwaige Konsequenzen deshalb nicht ausreichend reflektiert werden. Denn, wie Kerres (vgl. 2006, S. 4) betont, es muss immer berücksichtigt werden, dass das Internet nichts vergisst. Einmal hochgeladen, werden die Daten zum Selbstläufer und lassen sich nicht mehr tilgen, wodurch sie unauslöschbare Spuren hinterlassen.

Wie bereits erwähnt, sind die Grenzen zwischen Web 1.0 und Web 2.0 fließend, so dass nicht immer eine eindeutige Zuordnung vorgenommen werden kann. Einigkeit besteht jedoch laut Panke (vgl. 2007, S. 2, zit. in: Kreß 2009, S. 25f.) darüber, dass es sich bei Web 2.0 weniger um eine technologische Innovation handelt, als vielmehr um einen veränderten Umgang mit dem Internet. Große

Bedeutung schreibt die Autorin in diesem Kontext dem Zusammenspiel sozialer Entwicklungen und technischer Elemente zu. Zentrales Merkmal der Anwendungen im Web 2.0 ist ihrer Meinung nach vor allem deren niedrigschwellige und einfache Handhabung (vgl. ebd.).

1.6.2 Internetnutzung durch Senioren (quantitative Daten)

Im Rahmen der Internetforschung spielt die „ARD/ZDF-Onlinestudie“ eine entscheidende Rolle. Seit 1997 setzt diese sich mit aktuellen Entwicklungen zur Internetnutzung in Deutschland auseinander. Die Daten dieser quantitativ ausgerichteten Studie werden dabei in Form jährlicher Repräsentativerhebungen gewonnen. Bis zum Jahr 2000 wurden zwei unabhängige Stichproben gebildet, um die Gruppe der Internetnutzer und der Internet-Nichtnutzer repräsentativ abzubilden. Seit 2001 setzt sich die Grundgesamtheit aus allen deutschen Erwachsenen und Heranwachsenden ab 14 Jahren zusammen (vgl. ARD/ZDF-Medienkommission, o. J.).

Die Studie befasst sich im Speziellen mit dem Onlineverhalten der Deutschen, wobei genutzte Anwendungen, Inhalte und die jeweilige Verweildauer im Fokus stehen. Dabei erfolgt eine Differenzierung nach Geschlecht und Altersgruppierungen, aber auch technische Rahmenbedingungen werden berücksichtigt. So wird beispielsweise erhoben, anhand welcher Geräte der Internetzugang erfolgt (z. B. über Laptops, Spielekonsolen, Fernseher, Handys etc.). Im Zusammenhang mit den Onlineanwendungen fragt die Studie ab, welche Funktionen wie frequentiert genutzt werden. Ein großer Bereich bildet in diesem Kontext das Multimediaangebot im Netz (Audio- und Videodateien). Aber auch die Nutzung von Web 2.0-Anwendungen steht im Zentrum des Interesses. Hier geht es nicht nur darum, wie häufig die User die verschiedenen Angebote abrufen, sondern auch darum, welche Bereiche dabei im Vordergrund stehen (z. B. Chatten oder Hochladen von Bildern) (vgl. ARD/ZDF-Medienkommission, o. J.).

Neben der Erhebung solcher Nutzungsdaten werden im Rahmen der ARD-ZDF-Onlinestudie auch Typologien anhand des Datenmaterials gebildet. Beispielsweise wurde eine „Medien Nutzer Typologie 2.0“ (ebd.) entwickelt, in deren Zusammenhang verschiedene Lebensstilgruppen („Junge Wilde“, „Zielstrebige Trendsetter“ (ebd.) usw.) innerhalb des WWW mit entsprechenden Charakteristika versehen wurden. Eine ebenfalls groß angelegte quantitative Studie im Rahmen der Internetforschung bildet der sogenannte „(N)Onliner Atlas“ der Initiative D21, der seit 2001 jährlich erhoben wird. Die Grundgesamtheit dieser Studie bildet die deutschsprachige Wohnbevölkerung in Deutschland mit einem

Telefonanschluss. Die Befragung erfolgt nach einem standardisierten Zufallsverfahren und in Form von computergestützten Telefoninterviews. Wie bei der ARD-ZDF-Onlinestudie werden beim (N)Onliner Atlas die Ergebnisse differenziert nach Geschlecht und Altersgruppen ausgewertet. Als weitere Kriterien zieht die Untersuchung jedoch auch den Bildungshintergrund (mit den Unterkategorien Schüler, Volks-/ Hauptschule, weiterbildende Schule, Abitur/Studium) und das jeweilige Bundesland mit hinzu. Darüber hinaus wird die Internetnutzung unter den Gesichtspunkten des Haushaltsnettoeinkommens und des Status der Berufstätigkeit untersucht. Das Besondere am (N)Onliner Atlas ist, dass auch Nutzungsplaner, das heißt Nichtnutzer mit Nutzungsabsicht, und Offliner, das heißt Nichtnutzer ohne Nutzungsabsicht, in der Studie berücksichtigt werden. Zu guter Letzt wird die Internetnutzung in Deutschland mit der in Gesamteuropa und den USA verglichen (vgl. Initiative D21 e. V./TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG 2010).

Wie diese beiden Studien zur Internetnutzung in Deutschland zeigen, erfuhr das Medium bis 2011 jährlich einen deutlichen kontinuierlichen Zuwachs und das durch alle Altersklassen. Seit dem Jahr 2012 bildet sich demgegenüber jedoch nur noch eine geringe Wachstumsrate ab. Aktuelle Untersuchungen im Zusammenhang mit dem (N)Onliner Atlas belegen, dass im Jahre 2013 76,5 % der Deutschen ab 14 Jahren online sind. Während in den Jahren 2010 noch ein Anstieg um 2,9 % und 2011 ein Zuwachs um 2,7 % im Vergleich zum Vorjahr verbucht werden konnte, betrug die Zunahme der Internetnutzer im Jahr 2012 erstmals einen Wert unter einem Prozentpunkt (75,6 %). Vor allem bei den jüngeren Nutzungsgruppen stagniert der Onlineranteil, was damit erklärt werden kann, dass hierbei bereits ein hoher Sättigungsgrad zu verzeichnen ist. Bei den Befragten zwischen 14 und 49 Jahren steht die Internetnutzung demnach auf der Tagesordnung. Der Onliner-Anteil variiert hier zwischen 88,2 % und 97,5 %. Bei den 50- bis 59-Jährigen sind noch 78,8 % online. Bei der Altersgruppe zwischen 60 und 69 Jahren sowie der Gruppe 70+ zeichnen sich die höchsten Zuwächse ab: Erstere nutzt zu 63,7 % (im Vergleich zu 60,4 % im Vorjahr) das Internet, was einen Zuwachs um 3,3 Prozentpunkte impliziert und Letztere zu immerhin 30,2 %, was sich ebenfalls als erkennbare Steigerung zu den im Vorjahr gemessenen 28,2 % niederschlägt (vgl. Initiative D21 e. V./TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG 2013, S. 22).

Folgende Tabelle 4 zeigt die Entwicklung der Onliner in einer Zeitspanne von zehn Jahren zwischen 2001 und 2010, in der die kontinuierliche Zunahme noch deutlich nachvollziehbar ist.

Alter	2001	2002	2003	2004	2005
14–29	63,4	69,6	77,2	80,2	82,8
30–49	48,0	54,7	66,3	68,2	71,2
50+	15,6	18,3	25,0	28,2	30,5
Alter	**2006**	**2007**	**2008**	**2009**	**2010**
14–29	86,5	88,1	91,3	94,5	95,8
30–49	74,1	77,1	81,5	85,0	87,1
50+	33,7	35,4	40,3	44,9	49,6

Tabelle 4: Jahresübersicht der Onliner mit Angaben in Prozent (Quelle: Initiative D21 e. V./TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG 2010, S. 14)

Aktuelle Zahlen der letzten beiden Jahre, welche die größere Stagnation gerade in den jüngeren Altersgruppen erkennen lassen, sind Tabelle 5 zu entnehmen.

Jahr	14–19 Jahre	20–29 Jahre	30–39 Jahre	40–49 Jahre	50–59 Jahre	60–69 Jahre	70+ Jahre
2013	97,5	96,8	94,3	88,2	78,8	63,7	30,2
2012	97,7	96,9	94,1	87,9	76,6	60,4	28,2

Tabelle 5: Onliner nach Altersgruppen mit Angaben in Prozent (Quelle: Initiative D21 e. V./TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG 2013, S. 22).

Vergleichbare Zahlen zum (N)onliner Atlas liefert auch die „ARD-ZDF-Onlinestudie“, wobei hier andere Alterskohorten gebildet wurden. Die Aussagekraft der Ergebnisse ist jedoch deckungsgleich mit der des (N)Onliner Atlas (vgl. Tabelle 6).[19]

19 Zum Zeitpunkt des Abfassens dieser Arbeit lagen bereits die aktuellen Daten für 2013 vom (N)onliner Atlas vor, nicht jedoch die der „ARD-ZDF-Onlinestudie“.

Alters-gruppe	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004
14–19	6,3	15,6	30	48,5	67,4	76,9	92,1	94,7
20–29	13,0	20,7	33,0	54,6	65,5	84,3	81,9	82,8
30–39	12,4	18,9	24,5	41,1	50,3	65,6	73,1	75,9
40–49	7,7	11,1	19,6	32,2	49,3	47,8	67,4	69,9
50–59	3,0	4,4	15,1	22,1	32,2	35,4	48,8	52,7
60+	0,2	0,8	1,9	4,4	8,1	7,8	13,3	14,5
Alters-gruppe	**2005**	**2006**	**2007**	**2008**	**2009**	**2010**	**2011**	**2012**
14–19	95,7	97,3	95,8	97,2	97,5	100	100	100
20–29	85,3	87,3	94,3	94,8	95,2	98,4	98,2	98,6
30–39	79,9	80,6	81,9	87,9	89,4	89,9	94,4	97,6
40–49	71,0	72,0	73,8	77,3	80,2	81,9	90,7	89,4
50–59	56,5	60,0	64,2	65,7	67,4	68,9	69,1	76,8
60+	18,4	20,3	25,1	26,4	27,1	28,2	34,5	39,2

Tabelle 6: Entwicklung der Onlinenutzung in Deutschland 1997 bis 2012 mit Angaben in Prozent (Quelle: ARD/ZDF-Medienkommission o. J.)

Die teilweise befürchteten Barrieren für die Beteiligung älterer Menschen sind demnach, wie die Statistik zeigt, nicht zwangsläufig vorhanden. Die Faszination, welche dem Medium vorauseilt, hat auch die ältere Generation in ihren Bann gezogen, alleine schon deshalb, da eine erste Annäherung häufig noch im Berufsleben stattfindet. Bereits 1998 prognostizierten Studien, die sich mit der Zielgruppe der Senioren auseinandersetzten, einen quantitativen Anstieg der Nutzerfrequenz und eine zunehmende Gewichtung des Konsum- und Kaufverhaltens der älteren Generation im Netz (vgl. Stiehr 2002, S. 10ff.). Entsprechend dieser Prognose hat sich mittlerweile ein Markt erschlossen, der die Interessen der Senioren aufgreift. Das Internet hält eine breite Palette mit Reise-, Dienstleistungs- und Shopping-Angeboten für die Generation 50+ bereit.

Bezug nehmend auf diese Entwicklungen werden in einem nächsten Schritt Perspektiven und Möglichkeiten der Internetnutzung für Senioren erörtert. Vorab gilt es jedoch, mögliche Zugangsbarrieren und Maßnahmen, diese zu überwinden, zu erläutern. An dieser Stelle ist darauf zu verweisen, dass die aufgeführten

Aspekte selbstverständlich nicht auf die Gruppe der Senioren beschränkt sind, sondern auch in anderen Altersklassen ihre Wirkung entfalten können.

1.6.3 Zugangsbarrieren des Internets für Senioren

Trotz der soeben aufgezeigten stetig steigenden Nutzerfrequenz des Internets seitens der älteren Generationen stehen viele Senioren dem World Wide Web mit seinen „technischen Raffinessen" nach wie vor skeptisch gegenüber (vgl. Stiehr 2002, S. 12ff.). Schäffer (2009, S. 46) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich bereits Angehörige des mittleren Erwachsenenalters medientechnologische Handlungslogiken immer wieder ins Gedächtnis rufen müssten. Mehr noch gelte das für die Senioren. Diese Altersgruppen könnten nicht auf die Vermittlung entsprechend notwendiger Kenntnisse in Form einer Inkorporierung und Habitualisierung im Jugendalter zurückgreifen und seien demnach dazu angehalten, sich vergleichsweise mühevollen „Prozeduren rational-kognitiver Aneignung" (ebd.) zu unterziehen. Somit findet laut Schäffer die Mannheim'sche These[20] Bestätigung, nach der Erfahrungen, welche in der Jugend beziehungsweise im frühen Erwachsenenalter gesammelt werden, eine in gewisser Hinsicht prägendere Wirkkraft haben als solche, die später gemacht werden. Entsprechend unterscheidet Schäffer (vgl. ebd.) in Bezug auf Handlungslogiken im Zusammenhang mit Medientechnologien zwei Modi der Aneignung:

- den „Modus der tendenziell mühelosen Habitualisierung von Medienhandlungspraxen" (ebd.) im Kontext der Peergroup auf Seiten der Jüngeren und
- den „Modus der mühsamen kognitiven Vergegenwärtigung" (ebd.) seitens der gegenwärtigen älteren Generationen.

Diese Modi finden natürlich vielerlei Formen der Modifizierung. So wirkt sich ein höherer formaler Bildungsgrad beispielsweise positiv auf die Aneignungskompetenz aus und im Geschlechtervergleich trauen sich Männer in der Tendenz auf dem medientechnischen Gebiet mehr zu als Frauen. Die grundlegenden Unterschiede der beschriebenen differentiellen generationalen Aneignungsmodi bleiben jedoch vorhanden, erklärt Schäffer (vgl. 2009, S. 46).

Schweiger und Ruppert (2009, S. 172f.) betonen in diesem Kontext, dass gerade die Steuerung der Maus aufgrund der damit verbundenen Hand-Augen-

20 Diese These wird im Zusammenhang mit der Musterbildung in Kapitel 5 ausführlich erläutert.

Koordination viele ältere Nutzer vor eine große Herausforderung stellt. Ein Umstand, der von Jüngeren, die mit diesem Medium aufgewachsen sind, kaum nachzuvollziehen ist. Aber auch die Anwendung der unterschiedlichen Software will erlernt sein. Dass die Generation 50+ hierbei mitunter eine besondere Unterstützung bedarf, scheint mittlerweile immerhin erkannt worden zu sein, was sich an dem wachsenden Angebot von PC- und Internet-Kursen speziell für Ältere (z. B. bei der VHS) zeigt (vgl. ebd.).

Neben diesen technischen medialen Herausforderungen für ältere Internetnutzer sind formale Zugangshürden zu nennen. Schweiger und Ruppert verweisen in diesem Kontext auf die Anschaffungskosten der technischen Ausstattung, die trotz kontinuierlicher Preisminderung gerade für ältere Menschen (die unter Umständen bereits aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind) zur finanziellen Belastung werden können. Neben den hohen „Starthürden“ kommt erschwerend hinzu, dass viele ältere Menschen, wie eingangs bereits erwähnt, häufig nur über ein geringes Technikvertrauen verfügen und somit skeptisch den Angeboten des World Wide Web gegenüberstehen. Gehrke spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer „Ängstlichkeit gegenüber neuen Technologien“ (2009, S. 340). Diese wird, so die Autorin (vgl. ebd.), auch genährt von intellektuellen und emotionalen Vorbehalten gegenüber dem Medium. So wird unter anderem befürchtet, dass die Technik zu einer zunehmenden Vereinsamung und Reduktion persönlicher Kontakte führe. Vorurteile bestehen auch hinsichtlich der Inhalte. Viele ältere Menschen haben Bedenken, mit pornografischen oder extremistischen Themen konfrontiert zu werden, welche für sie nicht vertretbar sind. Mit großer Skepsis und Verunsicherung ist zudem der Sicherheitsaspekt des Internets behaftet. Furcht vor Datenklau und -missbrauch ist bei den älteren Menschen, die häufig gar nicht wissen, wie sie sich davor schützen können, weit verbreitet. Hierbei sollte allerdings nicht außer Acht gelassen werden, dass ein gewisser Grad an Vorsicht durchaus angemessen ist, da man im Internet vor kriminellen Übergriffen nicht geschützt ist (siehe Abschnitt 1.6.4.3). Erschwerend zu den kollektiven und individuellen Vorbehalten gegenüber dem World Wide Web kommt hinzu, dass sich die Senioren häufig als „zu alt“ empfinden, um den Umgang mit diesem für sie mitunter neuen, völlig fremdartigen Medium zu erlernen (vgl. ebd., S. 340).

Pencun (2005, S. 58ff.) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass den Zugangshürden und -barrieren der Generation 50+ nicht nur durch einschlägige PC- und Internetkurse begegnet, sondern auch mit einigen technischen Hilfsmitteln entgegengewirkt werden kann. So gibt es beispielsweise Geräte, die eigens für körperlich eingeschränkte Nutzer entwickelt wurden und somit auch altersbedingten Beeinträchtigungen entgegenkommen. Beispielsweise gibt es bei

eingeschränkter Sehkraft die Möglichkeit, anhand entsprechender Software Schriften auf dem Bildschirm zu vergrößern oder gar die Ansicht mittels einer Sprachausgabe hörbar zu machen. Schwierigkeiten im Umgang mit Maus und Tastatur kann mit dem Einsatz von Touch Pads begegnet werden, die möglicherweise von den älteren Internetanwendern leichter bedient werden können. Auch die Steuerung von Windows-Anwendungen durch die eigene Stimme ist mit Hilfe eines entsprechenden Programms möglich. Der Markt stellt sich demnach auf die spezifischen Anforderungen von Computer- und Internetnutzern mit körperlichen Einschränkungen ein. Jedoch darf hier nicht außer Acht gelassen werden, dass diese Angebote wiederum ihren Preis haben und somit nur genutzt werden können, wenn die finanziellen Rahmenbedingungen vorhanden sind. Pencun verweist aber auch in diesem Zusammenhang auf eine kostengünstige Alternative: auf das Internet-TV, bei dem das Endgerät über einen Internet Provider verfügt und somit zum Surfen im World Wide Web verwendet werden kann. Da das Fernsehen eines der am häufigsten genutzten Medien darstellt, ist nach Auffassung der Autorin hier mit weniger Berührungsängsten seitens der Senioren zu rechnen (vgl. Pencun 2005, S. 58ff.).

1.6.4 Möglichkeiten und Perspektiven der Internetnutzung für Senioren

Senioren können trotz bisweilen schwieriger Zugangsbedingungen von dem Gebrauch des Internets profitieren. Eichenberg und Döring (vgl. Eichenberg/Döring 2006, S. 136) unterscheidet beispielsweise in Anlehnung an Cooper (1998) hinsichtlich der nutzungsspezifischen Vorzüge des Web zwei idealtypische Modelle, welche sich vor allem auf den Informations- und Kommunikationsaspekt beziehen (vgl. auch Klein 2007, S. 3).[21]

Klein greift auf Dörings Überlegungen zurück im Kontext ihrer Diskussion zu virtuellen Formen sozialer Unterstützung, was die Reichweite dieser Modelle deutlich macht. Dennoch ist, um die große Bandbreite des damit einhergehenden Zugewinns (nicht nur für die Zielgruppe der Senioren) darzustellen, eine Erwei-

21 Diese Modelle sind von Eichenberg und Döring (vgl. Eichenberg/Döring 2006, S. 136) nicht speziell auf ältere User ausgelegt worden, sondern werden von ihr vielmehr herangezogen, um sich mit dem Thema der Sexualität im Internet auseinander zu setzen. Allerdings erkennt die Autorin die Übertragbarkeit auf andere Themenbereiche, so dass die Grundidee (welche bereits in meiner Masterarbeit 2009 Anwendung fand), auch hinsichtlich der vorliegenden Fragestellung aufgegriffen wurde, wobei entsprechend der Fragestellung versucht wurde, eine Verknüpfung zu dem Nutzerkreis der Senioren herzustellen.

terung des Modells um den Dienstleistungs-, den Bildungs- und den Identitätsaspekt notwendig, wie in diesem Kapitel aufgezeigt wird.

Triple-A-Modell	*Triple-C-Modell*
Accessibility	Communication
Affordability	Collaboration
Anonymity	Community

↓ Internet als ↓

Informationsmedium	*Kommunikationsmedium*

Abbildung 1: Informations- und Kommunikationsaspekt des Internets (Quelle: Klein 2007, S. 3)

Bei dem Triple-A-Modell (vgl. Abbildung 1) wird der Informationsaspekt des Internets in den Fokus der Betrachtung gerückt. Dieser ist gekennzeichnet durch die Merkmale *Accessibility* (was sich darauf bezieht, dass das Netz eine schier endlose Anzahl an Anwendungen und Webseiten zu jedem denkbarem Thema rund um die Uhr zur Verfügung stellt), *Affordability* (was auf den vergleichsweise erschwinglichen Preis für die Angebotsnutzung anspielt)[22] und *Anonymity* (die Möglichkeit der anonymen Internetnutzung ist vor dem Hintergrund ihres Potenzials zu betrachten, dass dadurch Stigmatisierungsprozesse und Hemmschwellen der Partizipation abgebaut werden können) (vgl. Klein 2007, S. 3). Der Informationsaspekt des Internets wird im Folgenden näher erläutert.

1.6.4.1 Das Internet als Informationsmedium

Die hohe Informationsdichte im Netz ist zweifelsohne ein herausragender Vorteil des Mediums. Unabhängig davon, über welches Thema man sich informieren möchte: Im Internet findet sich mit großer Wahrscheinlichkeit ein entsprechender Beitrag. Schweiger und Ruppert (2009, S. 173) konstatieren, dass Themen, die speziell auf das Interesse von Senioren ausgerichtet sind, in den Massenmedien häufig wenig Berücksichtigung finden würden. Im Web dagegen gebe es

22 Was zumindest dann zutrifft, wenn eine Ausstattung mit entsprechenden Endgeräten gewährleistet ist.

eine große Fülle an Special-Interest-Angeboten, welche zielgruppenspezifische Informationsmöglichkeiten bereithielten (vgl. ebd.). Dieses schier endlose Informationsspektrum kann jedoch auf der anderen Seite wiederum als Barriere betrachtet werden, setzt es doch einen kompetenten Umgang mit Suchmaschinen sowie die Fähigkeit, wichtige und seriöse Abhandlungen von weniger wichtigen und unseriösen zu trennen, voraus (vgl. Stiehr 2002, S. 14). Gerade für Nutzer, die erst wenig Erfahrungen im Umgang mit dem Medium Internet sammeln konnten, bieten sich vor diesem Hintergrund Ratgeberseiten an, die Themen vorsortieren, relevante Links aufzeigen und somit einen Wegweiser durch die endlosen Weiten des World Wide Web bilden. Für ältere User gibt es zum Beispiel den „Senioren-Kompass“ (http://www.senioren-kompass.de), welcher nicht nur relevante Informationen für seine Zielgruppe bereithält, sondern auch von der Seitengestaltung auf deren Bedürfnisse angepasst ist. Die Homepage ist klar strukturiert, nicht überladen und auch in der grafischen Umsetzung eher dezent gehalten. Viele Internetportale, die sich auf ältere Nutzer ausgerichtet haben, benutzen zusätzlich eine größere Schrift, um eine leichtere Lesbarkeit der Texte zu gewährleisten. Entsprechend dieser Angebote lässt sich der Trend erkennen, Zugangshürden zu relevanten zielgruppenspezifischen Informationen zu mildern beziehungsweise abzubauen.

Die Möglichkeit des sich umfassenden Informierens betrifft neben individuellen Interessenschwerpunkten aber auch die tägliche politische und regionale Berichterstattung. „Das Ritual alltäglichen Informierens wird nahezu als Pflichtakt betrachtet, gehört es doch gewissermaßen zum guten Ton“, erklärt Schorb (2009, S. 324). Auch hier hält das Web verschiedenste Formen der Nachrichtenerstattung bereit. Regionale Themen können ebenso abgefragt werden, wie nationale beziehungsweise internationale Tageszeitungen und Zeitschriften. Auch Radiosender verfügen im Normalfall über einen Internetauftritt und informieren ihre Leser/Hörer somit ebenfalls online über das Weltgeschehen. Das Informieren per Mausklick hat dabei den großen Vorteil, dass es zeitnah erfolgt und somit ein größeres Maß an Aktualität aufweist als zum Beispiel die Zeitung als Printversion, bei der der Leser immer eine zeitverzögerte Berichterstattung in Kauf nehmen muss. Die zeitgemäße Information dient der Wissenssicherung, welche wiederum die „Einordnung lebensweltlicher Erscheinungen und Zusammenhänge“ (ebd.) und somit die Partizipationsmöglichkeiten älterer Menschen an gesellschaftlichen und/oder politischen Prozessen sicherstellt. Relevant ist das Informieren über Medien auch hinsichtlich der Bewältigung konkreter Problemsituationen, betont Schorb (vgl. ebd. S. 326); vor allem das Thema Gesundheit erfahre hierbei große Beachtung. Das World Wide Web ist in diesem Zusammenhang als Sammelsurium von Ratgeberseiten zu allen möglichen Krankheitsbildern zu

betrachten, wobei einschränkend hinzugefügt werden muss, wie Stetina und Kryspin-Exner (2009, S. 4ff.) betonen, dass die Qualitätssicherung nach wie vor als problematisch anzusehen ist. Für die Ratsuchenden ist es häufig nicht ohne Weiteres möglich, seriöse von unseriösen oder gar Werbeseiten zu unterscheiden. Falsche Gesundheitsinformationen können jedoch fatale Folgen (z. B. sozialer, finanzieller oder persönlich negativer Art) haben, wie die Autorinnen betonen. Dennoch ist ihrer Auffassung nach der Informationsaspekt des World Wide Webs hinsichtlich der Gesundheitsförderung und auch der gesundheitlichen Prävention mit großem Potenzial behaftet, das in seiner Bandbreite noch lange nicht voll ausgeschöpft wird. Sie betonen hierbei vor allem die Möglichkeit, über die selbstständige Wissensaneignung im Netz ein eigenverantwortliches Gesundheitshandeln zu entwickeln. Jedoch erkennen Stetina und Kryspin-Exner hierbei auch die Gefahr, dass mit den Inhalten im Internet Fehlsteuerungen einhergehen können und bei den Betroffenen falsche Erwartungen und Hoffnungen ausgelöst werden. Dennoch ermöglicht es der Austausch im Netz, aktuelle Informationen zu den verschiedensten Themenbereichen zu erhalten und sich mit anderen Betroffenen auszutauschen. Hierbei kann entsprechend der eigenen Bedürfnislage eine maßgeschneiderte Wissensgenerierung erfolgen. Im Rahmen des Internets können Experten gesucht und gefunden, verschiedene (Behandlungs-)Optionen miteinander verglichen und Erfahrungen ausgetauscht werden (vgl. Stetina/ Kryspin-Exner 2009, S. 4ff.). Interventionen im Gesundheitsbereich, die sich das Internet zu Nutze machen, lassen sich unter dem Konzept „E-Health“[23] zusammenfassen, das heißt auch, Therapieansätze haben Einzug in das World Wide Web gehalten (z. B. im Bereich der Psychotherapie). Häufig finden diese Onlineinterventionen in Form von E-Mails statt. Mischformen zwischen Online- und Offlineinterventionen sind zudem keine Seltenheit (vgl. ebd., 10ff.).

Gerade in Anbetracht des krisenbehafteten Gesundheitssystems in Deutschland, welches mit langen Wartezeiten und kürzeren Behandlungsdauern bei den Ärzten einhergeht, mag die Möglichkeit einer Onlineberatung und/oder -therapie eine hilfreiche Ergänzung zum Arztbesuch sein. Auch Foren bieten eine Anlaufstelle bei Problemen. Diese „virtuellen Selbsthilfegruppen“ zeichnen sich besonders durch ihren niedrigschwelligen Zugang aus. In völliger Anonymität kann

23 Eine m. E. sehr umfassende Definition dieses Begriffs liefert Eysenbach (2001): „E-health is an emerging field in the intersection of medical informatics, public health and business, referring to health services and information delivered or enhanced through the Internet and related technologies. In a broader sense, the term characterizes not only a technical development, but also a state-of-mind, a way of thinking, an attitude, and a commitment for networked, global thinking, to improve health care locally, regionally, and worldwide by using information and communication technology.”

man sich mit anderen Betroffenen austauschen, Rat und Trost finden. Der Kontakt zu Gleichgesinnten mag dabei helfen, komplizierte medizinische Zusammenhänge besser zu verstehen und Kraft aus der Erkenntnis zu schöpfen, nicht alleine betroffen zu sein. Wie bereits erwähnt, sind gesundheitsrelevante Angebote im Internet nicht unproblematisch, vor allem hinsichtlich einer fehlenden transparenten Qualitätssicherung. Erfolgt jedoch eine kritische Reflexion, ist ihnen ihre unterstützende Funktion sicherlich nicht abzusprechen.

1.6.4.2 Das Internet als Kommunikationsmedium

Neben dem Informationspotenzial liefert das Internet auch die Gelegenheit zwischenmenschlicher Interaktionsprozesse, welche Döring im Triple-C-Modell (Eichenberg/Döring 2006, S. 136) aufgreift. *Communication* bezieht sich dabei auf die vielfältigen Möglichkeiten des (wechselseitigen) Austausches, welcher im World Wide Web gegeben ist. Der Begriff der *Collaboration* verweist auf den Aspekt der (zeit- und raumübergreifenden) Zusammenarbeit, deren Voraussetzung durch das Internet geschaffen wird. Mit *Community* wird schlussendlich der Gesichtspunkt der Vergemeinschaftung angesprochen, welcher auch für die vorliegende Arbeit von grundlegender Bedeutung ist, wie sich im Laufe der Abhandlung zeigen wird. Erwähnt werden soll, dass die beiden vorgestellten Modelle nebst ihrer verschiedenen Unterpunkte nicht isoliert voneinander betrachtet werden können, sondern dass vielmehr von ihrer gegenseitigen Beeinflussung auszugehen ist (vgl. Klein 2007, S. 3f.).

Mit den rasanten Entwicklungen der heutigen Zeit Schritt zu halten, fällt nicht nur der älteren Generation schwer. Jedoch unterscheiden sich die Lebensstile der jüngeren Generation sehr deutlich von denen, mit welchen die älteren Menschen aufgewachsen sind, so dass es hierbei häufig zu Verständigungsschwierigkeiten und Vorurteilen kommt. Medien, davon ist Schorb (2009, S. 324f.) überzeugt, können eine Vermittlungsfunktion zwischen den Generationen einnehmen, indem sie ein Stück weit Einblicke in die verschiedenen Lebensformen verschaffen. Dem Kontakt zu den Kindern beziehungsweise Enkelkindern wird eine große Bedeutung zugeschrieben. Entsprechend ist es den älteren Menschen daran gelegen, deren Lebenswelt besser kennenzulernen und dadurch „Schritt zu halten“ (ebd., S. 324). Großeltern, die zum Beispiel dazu übergehen, mit den Enkeln über E-Mails zu kommunizieren, werden vermutlich schnell mit der Welt der „Onlinesprache“ (eine Auswahl davon in Tabelle 7) und der Untermalung des Geschriebenen durch Akronyme sowie Smileys konfrontiert werden

und somit Eindrücke von der Kommunikationskultur der jüngeren Generation gewinnen.

Kürzel	Bedeutung	Übersetzung
bd	bis dann	
bm	bis morgen	
bb	bis bald	
We	Wochenende	
Lol	laughing out loud	lautes Auflachen
Cu	see you	bis bald
g	Grins	
gn8	gute Nacht	
Hdl	hab Dich lieb	
Thx	Thanks	Danke
Brb	be right back	bin gleich wieder da
Asap	as soon as possible	baldmöglichst
:-*	Kuss / Küsschen	
;-)	Zwinkernder Smiley	Ausdruck von Ironie
:´-(	Weinender Smiley	Ausdruck von Traurigkeit

Tabelle 7: Auswahl gängiger Chat-/SMS-Abkürzungen (Quelle: Eigene Darstellung)

Das WWW ermöglicht darüber hinaus, wie der Name schon sagt, den Kontakt zu anderen Menschen überall auf der Welt herzustellen. Es besitzt, so Bahl (1997, S. 77), eine zeitlich und räumlich entgrenzende Wirkung, was zur Folge hat, dass unterschiedliche Zeitzonen ebenso wie räumliche Grenzen überwunden werden können und somit an Bedeutung verlieren.[24] Faßler (1997, S. 129, zit. in: Kreß 2009, S. 35) spricht von medialen Interfacesituationen, welche in Echtzeit vonstatten gehen und den zwischenmenschlichen Austausch im sozialen Nahraum im Sinn von „*Face-to-Face*-Kontakten“ ergänzen oder sogar überlagern. Damit geht der Effekt einher, dass sich der Kreis potenzieller Kommunikationspartner

24 Zweifelsohne ist diese entgrenzende Wirkung nicht erst ein Produkt neuer Medien, sondern konnte beispielsweise bereits mit der Einführung und Verbreitung des Telefons erreicht werden. Das Internet mit seinen vielfältigen Nutzungs-, Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten ist vor diesem Hintergrund als eine Steigerung bereits bestehender Tendenzen anzusehen, die noch dazu von einem veränderten Verständnis der Gesellschaft im Hinblick auf Mobilität, Flexibilität und Globalisierung beeinflusst wird.

ins nahezu Unermessliche steigert. Abgesehen von etwaigen Sprachbarrieren ist es unbedeutend, ob der Gesprächspartner im Nachbarort oder „am anderen Ende der Welt“ wohnt. Die Suche nach Gleichgesinnten gestaltet sich per Mausklick relativ einfach: Foren mit entsprechenden thematischen Schwerpunkten oder Kontaktbörsen sind im Internet reich vertreten. Gerade für Menschen, die zum Beispiel aufgrund eines körperlichen Gebrechens nicht mehr oder nur eingeschränkt mobil sind, eröffnen sich hierbei ganz neue Möglichkeiten der sozialen Einbindung.

Ebersbach, Glaser und Heigl sprechen sogar von einer „Wiederherstellung des Sozialen“ (2008, S. 198, zit. in: Kreß 2009, S. 77) durch das Internet. Hiermit möchten die Autoren zum Ausdruck bringen, dass durch das WWW Integrationsarbeit stattfinden und somit ein Gegengewicht zu Vereinsamungs- und Isolationstendenzen geschaffen werden kann. Vor allem im Hinblick auf die sozial fragmentierte Gesellschaft, wie wir sie in der heutigen Zeit antreffen, kommt diesem Gesichtspunkt nach Auffassung der Verfasser eine entscheidende Bedeutung zu. Diese offenbart sich beispielsweise (wie eingangs bereits angedeutet) in einer steigenden Anzahl von Single-Haushalten, alleinerziehenden Elternteilen oder Berufspendlern, die im Zuge der geforderten Arbeitsmarktmobilität ihre Familie nur am Wochenende sehen. Isolation und Vereinsamung sind Gefährdungsmomente der Gegenwart. Besonders ältere Menschen haben teilweise mit Vereinsamungstendenzen zu kämpfen, welche zum Beispiel auf die altersbedingte Häufung von Sterbefällen im Familien- und Freundeskreis, auf weite räumliche Distanzen zu Kindern und Enkeln oder auf die zunehmenden Einschränkung der eigenen Mobilität zurückzuführen sind. Das Internet kann vor diesem Hintergrund als Chance angesehen werden, Kontakte wiederherzustellen, aufrechtzuerhalten und zu pflegen oder aber neue Kontakte zu knüpfen (vgl. ebd., S. 199f.). Viele Webdienste sind darauf ausgelegt, alte Kontakte wiederzubeleben. Zu nennen ist in diesem Kontext etwa www.stayfriends.de, eine Plattform, die dabei helfen soll, alte Schulfreunde wiederzufinden. Der Vielfalt an Angeboten, die der (Neu-)Aktivierung von (Online-)-Freundschaften dienen sollen, ist keine Grenze gesetzt. Es gibt Netzwerke, die auf bestimmte Hobbys ausgerichtet sind (Sport, Musik, Kultur, Freizeit, Haustiere), auf Überzeugungen und Interessensgebiete (Politik, Lifestyle) oder auch auf gemeinsame Schicksale (Krankheiten, Trauer). Feierabend.de beispielsweise, die Community, welche im Rahmen dieser Arbeit näher untersucht wird, ist ein spezielles Angebot für die Zielgruppe 50+, was den Nutzerstamm entsprechend nach Alter selektiert. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von sozialen Netzwerken, die übergreifend und themen- bzw. zielgruppenunspezifisch auf den wechselseitigen Austausch mit anderen ausge-

richtet sind, etwa Facebook (www.facebook.com) oder wer-kennt-wen (www.wer-kennt-wen.de).

Medien als Mittel zur interpersonalen und Gruppenkommunikation bilden die Voraussetzung dafür, dass sich die Vergemeinschaftung von Menschen grundlegend verändert hat, davon ist Krotz (2008, S. 156f.) überzeugt. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung, welche die Medien durchlaufen haben und welche darin resultierten, dass sie nicht länger auf der bloßen Rezeptionsebene angesiedelt sind, sondern Interaktivität und Interaktion ermöglichen und fördern (vgl. Kapitel 1.6.1). Der Autor verweist darauf, dass Medien damit für die inneren Prozesse der Nutzer sowie für ihre soziale Einbettung einen wichtigen Stellenwert einnehmen. Er fügt hinzu, dass medienvermittelte Kommunikationsprozesse nicht erst mit dem Internet entstanden sind, wie oben bereits angesprochen wurde. Allerdings erkennt er im Hinblick auf die mittlerweile massenhafte Verbreitung und die erfolgten Institutionalisierungsprozesse einen Qualitätszuwachs, durch welchen die herkömmlichen Formen der Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung eine Neubelebung und Erweiterung erfahren. Darüber hinaus sind es jedoch gerade die digitalen Medien, welche die Kommunikationsmöglichkeiten revolutioniert haben, indem sie den bereits erwähnten interaktiven Austausch ermöglichen und dadurch völlig neue Formen der Vergemeinschaftung hervorbringen (vgl. ebd.).

Medien haben ganz generell einen Bedeutungszuwachs erfahren, führt Krotz weiter aus, wobei er sich in diesem Zusammenhang nicht auf die technischen Aspekte bezieht:

> „Ursachen für den sozialen und kulturellen Wandel sind nicht die technischen Potenziale, sondern die Art der Einbettung dieser Potenziale in Kultur und Gesellschaft, die über das kommunikative Handeln der Menschen zustande kommt und deshalb nicht folgenlos bleibt“ (2008, S. 161).

Medien bilden vor diesem Hintergrund zum einen den Kontext, innerhalb dessen sich das soziale Handeln und Erleben von Menschen ereignet, Nähe und Distanz ausgelotet werden und sich die innere Wirklichkeit ebenso widerspiegelt wie das vorhandene Weltwissen und die eigene Identität. Auf der Ebene der Gruppenbildung, Organisationen, Institutionen und der Vergemeinschaftung verändern sich zum anderen die vorhandenen Machtstrukturen und Beziehungen, welche den Rahmen sozialen Handels bilden. Diese Entwicklungen bleiben nicht ohne Einfluss auf die Makroebene im Sinne von Politik, Kultur und Gesellschaft, was sich insbesondere in Veränderungen von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen niederschlägt (vgl. Krotz 2008, S. 161).

Beziehungen und Formen der Vergemeinschaftung sind immer gebunden an internalisierte Normen, Werte, Gefühlslagen und übernommenen Rollen, die in die Ausgestaltung mit hineinwirken. Krotz (2008, S. 164f.) unterscheidet folgende idealtypische kommunikationsbasierende Beziehungsformen, innerhalb derer sich die unterschiedlichen Formen der Gruppenbildung und Vergemeinschaftung offenbaren, welche im Web grundsätzlich möglich sind und Menschen in ihrem sozialen Handeln beeinflussen:

- *Soziale Beziehungen*: Dabei handelt es sich um eine Beziehungsform zwischen Menschen, die ihre Grundlage in situativen Interaktionen hat, die *Face-to-Face*, also persönlich von Angesicht zu Angesicht, stattfindet und/oder auf eine medialisierte Ebene verlagert ist und somit eine interpersonale Form annimmt.
- *Parasoziale Beziehungen*: Dieser Begriff umschreibt Beziehungen, die sich einseitig gestalten, aber häufig nicht an Emotionalität vermissen lassen und sich auf Menschen beziehen, die durch Massenmedien, wie Radio oder Fernsehen bekannt werden. Hierunter können Schwärmereien für einen Popstar ebenso fallen wie die Ablehnung eines Politikers. Krotz ist davon überzeugt, dass wir alle diese Form parasozialer Beziehungen aufweisen. Wir kennen die Betroffenen zwar nicht persönlich, haben sie in den seltensten Fällen tatsächlich getroffen, dennoch haben sie für uns große Bedeutung, was sowohl in positiver als auch negativer Hinsicht möglich ist.
- *Pseudosoziale Beziehungen*: Sie beschreiben den Austausch mit künstlichen Interaktionspartnern, innerhalb dessen sich die Kommunikation interaktiv gestaltet. Diese Beziehungsform findet man beispielsweise bei Computerspielen, bei denen eine Spielfigur als Kommunikationspartner dient. Krotz prognostiziert dieser Beziehungsform vor dem Hintergrund der wachsenden Bedeutung von Robotern (z. B. im Haushalt) und Computerspielen eine zukunftsträchtige Entwicklung.
- *Mitgliedschafts- und Orientierungsgruppen*: Hierbei handelt es sich um Formen der Vergemeinschaftung, die sich nicht als Beziehung zu einzelnen Personen offenbart. Mitgliedschaftsgruppen zeichnen sich durch offizielle Beitrittsbedingungen aus, bei Orientierungsgruppen geschieht dies durch Selbstzuschreibung. Dies ist beispielsweise im Rahmen von Szenenmitgliedschaften und Fankulturen gegeben, aber auch im Hinblick auf die Identifikation mit Marken, Gesinnungen etc. Mitgliedschafts- und Orientierungsgruppen müssen sich dabei nicht als personale Beziehungen ausgestalten, sondern sie können auch medial vermittelt werden, wobei ganz unterschiedliche Medien einbezogen sein können.

Im Zuge dieser Diskussion ist ein weiterer wichtiger Aspekt angesprochen worden, nämlich der Gesichtspunkt der Identitätsarbeit im Rahmen des Internets. Dieser wurde bisher nicht gesondert aufgeführt, ist jedoch von zentraler Bedeutung und stellt einen wichtigen Forschungsbereich von Döring (2000, 2003) dar. Dennoch wird an dieser Stelle auf eine ausführliche Darstellung verzichtet, da das Thema Identität im Internet im Zuge der Ergebnispräsentation erneut aufgegriffen und erläutert wird.

Im Folgenden wird, wie oben bereits angedeutet, eine Erweiterung des zugrunde liegenden Modells nach Eichenberg Döring um den Gesichtspunkt der Dienstleistung und den der angestoßenen Bildungsprozesse vorgenommenn.

1.6.4.3 Das Internet als Dienstleistungsmedium

Die Möglichkeit, Einkäufe im Internet zu tätigen, zählt ebenfalls zu den Chancen des Mediums, von denen vor allem ältere und/oder weniger mobile Personen profitieren können. Viele Kaufhäuser bieten ihre Waren mittlerweile auch online an und ermöglichen somit dem Verbraucher eine zeitsparende und bequeme Shoppingtour per Mausklick. Auch ein Preisvergleich gestaltet sich im Internet verhältnismäßig simpel, zumal es bestimmte Seiten gibt, die sich direkt auf diesen Service spezialisiert haben. Unterstützung bei ihrer Kaufentscheidung finden die Nutzer mitunter auch in den Bewertungen anderer Kunden, welche ein direktes Urteil über die Qualität und das Preis-Leistungs-Verhältnis des Produktes abgegeben haben. Nicht zu vergessen ist allerdings, dass neben all der Bequemlichkeit auch Risiken mit dem Onlineeinkauf verbunden sind. Denn wo Geschäfte getätigt werden, ergibt sich die Möglichkeit des Betrugs. Beim sogenannten *Phishing* beispielsweise versuchen Betrüger, persönliche Informationen und Daten von Nutzern „auszuspähen“, um diese anschließend selbst unberechtigt einzusetzen. Betroffen sind davon häufig Anmeldeinformationen (Benutzername und Kennwort) sowie Kreditkarten- und Kontendaten (vgl. Programm polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes 2008, S. 42). Der klassische Fall des Phishing-Angriffs erfolgt über den Versand von E-Mails, die als seriöse Benachrichtigungen beispielsweise seitens des Geldinstituts getarnt werden, um den Empfänger zur Preisgabe seiner persönlichen und geheimen Kennwörter und Zugangsdaten zu veranlassen (vgl. Schneider 2006/2007, S. 4). Dieses Risiko mag viele Nutzer, insbesondere solche, die mit dem Medium Internet (noch) nicht sehr vertraut sind, davon abhalten, dort angebotene Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Aber auch hier gibt es Aufklärungsseiten, die Gefährdungsmomente aufzeigen und dem Verbraucher wertvolle Tipps zukommen

lassen, anhand derer sie sich vor Betrug im Netz schützen können. Aufbereitet für Senioren sind diese Themen beispielsweise auf der Seite „Pfiffige Senioren“ (http://www.pfiffige-senioren. de/ phishing.htm).

Einen Aspekt, der in der Literatur vielfach nicht zur Sprache kommt, wenn es um die Vorteile der Internetnutzung für die ältere Generation geht, erläutert Schorb (2009, S. 328): Die bisher angesprochenen Motive, welche für die Nutzung des World Wide Web sprechen, sind allesamt intrinsischer Natur. Jedoch sollte man nach Auffassung des Autors mit berücksichtigen, dass auch extrinsisch motivierte Gründe für eine aktive Aneignung des Mediums sprechen. Diese sind in gesellschaftlichen und ökonomischen Zusammenhängen zu suchen. So bieten beispielsweise immer mehr Dienstleister ihre Leistungen über das Internet an. Im Extremfall wird der Kunde sogar mit zusätzlichen Gebühren „bestraft“, wenn er diese Onlinedienste nicht nutzt. Diese Entwicklungen lassen die Anwendung des Internets nach Schorbs Auffassung zu einer Notwendigkeit werden und zwar nicht nur, um die eigene gesellschaftliche Partizipation sicherzustellen, sondern auch zu Zwecken der Selbstbehauptung. Denn gerade dann, wenn das gesellschaftlich vermittelte Bild von der älteren Generation defizitär ausgerichtet ist und ihr die Fähigkeit abspricht, den Anforderungen des „modernen“ Lebens gerecht werden zu können, erscheint die Hinwendung zu neuen Medien, wie etwa dem Internet, als unumgänglich, um den stereotypen Vorurteilen zu widersprechen und durch das eigene aktive Handeln das individuelle Selbstbild zu stärken (vgl. ebd.).

1.6.4.4 Das Internet als Bildungsmedium

Nicht außer Acht zu lassen ist ein Vorzug, der auf den ersten Blick eventuell übersehen wird: Medien dienen der Alltagsbewältigung älterer Menschen. Der Ausstieg aus dem Erwerbsleben geht mit einem Verlust der Strukturierung von Lebenszeit einher. Unversehens ist der Tag nicht mehr vorsondiert durch Arbeitszeit und Freizeit, was mit der Herausforderung einhergeht, das Leben neu zu gestalten. Medien können hierbei nicht nur der Strukturierung von Tagesabläufen dienen (wobei das verstärkt auf das Fernsehprogramm mit seiner festen Terminierung zutrifft und weniger für das Internet, das sich durch seine zeitliche Entgrenzung auszeichnet – siehe Abschnitt 1.6.4.2), sondern auch der Ausbildung und Verstärkung themenspezifischer Interessen. Gerade dem WWW, das die Möglichkeit bietet, Informationen zu jedem beliebigen Thema abzurufen, kommt hierbei eine entscheidende Bedeutung zu (vgl. Schorb 2009, S. 324). Das damit einhergehende Bildungspotenzial kann die Lücke des durch den Übergang von

der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand entstandenen Sinnverlusts füllen. Bildungsprozesse reduzieren sich dabei nicht nur auf die bloße Informationsaneignung. So rückt beispielsweise das Konzept der Medienbildung nach Marotzki und Jörissen (2008, S. 100ff.), das auf der Überzeugung der Bildungs-, aber auch auf Subjektivierungsprozessen in medial geprägten kulturellen Lebenswelten und in medialen Interaktionszusammenhängen gründet, den Prozesscharakter von Bildung in den Mittelpunkt. Vorhandene Strukturen und Muster, auf die bisher zurückgegriffen werden konnte, werden in diesem Kontext ersetzt durch komplexere Sichtweisen auf die Welt und das eigene Selbst. Die Strukturale Bildungstheorie, welche die Basis dieser Überlegungen bildet, räumt Artikulationsprozessen eine wichtige Bedeutung ein. Der Bildungsmoment wird hier zum einen hergestellt durch die Möglichkeit der Distanzierung, welche mit der im Rahmen von Artikulation entstehenden Formgebung einhergeht, die wiederum Reflexionspotenzial besitzt. Zum anderen verfügt die Artikulation als solche selbst über einen reflexiven Charakter, da sie Reaktionen der sozialen Umwelt provoziert. Diese Aspekte spielen auch im Rahmen medialer Bildung eine entscheidende Rolle. Artikulation und Medialität sind nicht voneinander zu trennen, betonen die Autoren. Darüber hinaus bilden sich „mediale soziale Arenen“ (ebd., S. 103) aus, die Einfluss auf Bildungs- und Subjektivierungsprozesse nehmen. Nicht die Inhalte der Medien stehen im Vordergrund, sondern ihre strukturalen Aspekte, als den Bedingungen von Reflexionsprozessen. Der Kontextualisierung von Informationen im Internet und ihrer sozialen Validierung kommt demnach zum Beispiel eine entscheidende Bedeutung zu (vgl. ebd., S. 100ff.). Dadurch bietet das Internet nicht nur das Potenzial inhaltlicher Bildungsprozesse, sondern es unterstützt auch Bildungsprozesse hinsichtlich Orientierungs- und Partizipationsmöglichkeiten unter den sich wandelnden Rahmenbedingungen moderner Sinnzusammenhänge und Weltansichten. Der Gesichtspunkt des Bildungspotenzials im Internet wird auch von Röll aufgegriffen, der von einem „selbstgesteuerten, erkundenden, ganzheitlichen und situationsbezogenen Lernen mit neuen Medien“ (2008a, S. 64) spricht, womit er das aktive und soziale Moment des Bildungsprozesses in den Vordergrund rückt. Lernen im Internet ermöglicht, die individuelle Sinnsuche mit selbstbestimmten Lernvorgängen zu kombinieren. Diese eigenständige Form der Bildung ist mit einer Reihe von Vorteilen verbunden. Der Lernende erlebt sich autonom und kompetent. Er ist eingebunden in soziale Zusammenhänge und Teil einer egalitären kommunikativen Beziehungskultur. Die Lernprozesse, die angestoßen werden, verhelfen zu neuen Umgangsweisen mit der Welt und fördern die Lust am Produzieren und die Faszination am Gegenstand (vgl. ebd., S. 64f.). An die Stelle bisheriger Arbeits- und Tätigkeitsschwerpunkte können somit neue interessensgelagerte Themen treten, wel-

che mit dem Internet mühelos und mit niedrigschwelligem Zugang bedient werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das World Wide Web auch für die Altersgruppe der Senioren ein weitreichendes und vielfältiges Spektrum an Informations-, Bildungs- und Kontaktmöglichkeiten bietet. Viele der soeben angeführten Aspekte sind in Onlinecommunities von zentraler Bedeutung (vor allem die Gesichtspunkte der Vergemeinschaftung, Kommunikation und Information/Bildung). Sie bilden den Ausgangspunkt meiner Untersuchung, da hierbei erwartungsgemäß alleine schon wegen struktureller Gegebenheiten Unterstützungspotenziale gegeben sind. Im Folgenden wird zunächst eine Bestimmung des Begriffs der Onlinecommunities vorgenommen.

1.7 Onlinecommunities

1.7.1 Merkmale und Charakteristik von Onlinecommunities

Mit der Community einer Internetseite werden laut Ebersbach, Glaser und Heigl (2008, S. 174f.) jene Personen bezeichnet, die sich über einen gewissen Zeitraum hinweg an die Seite binden und dort ihre Spuren hinterlassen. Das heißt, es werden mit dem Begriff diejenigen Nutzer bezeichnet, die die Plattform nicht nur besuchen, sondern auch aktiv mitgestalten. Rheingold präzisiert:

> „Eine virtuelle Gemeinschaft ist eine Gruppe von Menschen, die miteinander kommunizieren, die sich zu einem gewissen Grad untereinander kennen, in gewissem Maß Wissen und Informationen teilen und sich bis zu einer gewissen Grenze als menschliche Wesen umeinander kümmern, sich treffen und in erster Linie über Computernetzwerke miteinander kommunizieren“ (1994, S. 256).

Somit unterscheidet sich eine Community-Plattform aufgrund ihres interaktiven Anteils deutlich von solchen, die lediglich auf die Bereitstellung von Material und Daten abzielen, ohne darüber hinaus einen Austausch zwischen den Nutzern herzustellen (vgl. Ebersbach/Glaser/Heigl 2008, S. 174f.).

Ein nicht zu vernachlässigender Aspekt der Communities ist die altruistische Bereitstellung geistigen Eigentums aus Gründen der gegenseitigen Anerkennung, der sozialen Bindung, der Stärkung des vorhandenen Wir-Gefühls oder schlicht und ergreifend auf Grundlage des persönlichen Interesses (vgl. Ebersbach/Glaser/Heigl 2008, S. 175). Dieser Ausdruck des Altruismus wird auch von Eigner und Nausner aufgegriffen und unter dem Gesichtspunkt der „Gabe“ (ebd.

2003, S. 59) betrachtet: Jemand gibt etwas, stellt etwas bereit, ohne dabei die Erwartung einer Gegenleistung zu haben. Im Zusammenhang mit Communities umfasst die „Gabe“ der Nutzer insbesondere die Zeit, welche diese zur Verfügung stellen, um ihre Gedanken, Überzeugungen und Visionen zu erörtern und diskutieren. Hinsichtlich der Auffassung von Eigner und Nausner (vgl. 2003, S. 59ff., zit. in Kreß 2009, S. 47) ist das Geben als Grundstock für die Entstehung einer Community zu begreifen, deren Fortbestand dadurch gesichert wird, dass die ersten Nutzer die Gaben des Gründers erwidern. Die Ausführungen von Eigner und Nausner sind m. E. quasi als Gegenbewegung zu zeitgenössischen gesellschaftlichen Entwicklungen zu betrachten, welche durch Individualisierungstendenzen und damit einhergehend durch eine starke Subjektbezogenheit gekennzeichnet sind. Die Logik des Gebens kann vor diesem Hintergrund als eine Rückbesinnung auf traditionelle Werte (wie z.B. Gemeinschaftssinn) betrachtet werden, die angesichts der Schnelllebigkeit der heutigen Gesellschaft nahezu in Vergessenheit geraten zu sein scheinen. Es ist zwar davon auszugehen, dass dieser Aspekt wenig Reflexion seitens der Communitymitglieder erfährt, dennoch trägt er zumindest unterschwellig sicherlich einen nicht zu vernachlässigenden Anteil an der Steigerung des Gemeinschaftserlebens innerhalb der Community bei (vgl. Kreß 2009, S. 49).

Um die sozialen Ausdrucksformen innerhalb von Onlinecommunities zu erfassen, bietet sich, so Ebersbach, Glaser und Heigl das Konzept der sozialen Netzwerke an. Soziale Netzwerke unterscheiden sich von Gruppen oder Gemeinschaften durch ihre weniger starre Struktur und Begrenzung. Eine soziale Gruppe umfasst nach Schäfers:

> „eine bestimmte Zahl von Mitgliedern (Gruppenmitgliedern), die zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels (Gruppenziels) über längere Zeit in einem kontinuierlichen Kommunikations- und Interaktionsprozess stehen und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit (Wir-Gefühl) entwickeln. Zur Erreichung des Gruppenziels und zur Stabilisierung der Gruppenidentität ist ein System gemeinsamer Normen und eine Verteilung der Aufgaben über ein gruppenspezifisches Rollendifferenzial erforderlich“ (1999, zit. in: Ders. 2010, S. 133).

Besonders hervorzuheben ist demnach das Gruppenziel beziehungsweise das Verhaltensmotiv, das sowohl für die gesamte Gruppe an sich als auch für das einzelne Mitglied ausschlaggebend ist (vgl. Schäfers 1999, zit. in: Ders. 2010, S. 133). Das Gefühl der Zugehörigkeit und des Zusammenhaltes zeigt sich nicht nur in einem gemeinsamen Kommunikations- und Wertesystem, sondern auch in

dem „Geflecht aufeinander bezogener sozialer Rollen“ (Schäfers 2010, S. 133), welches sich am Gruppenziel orientiert.

Zweifelsohne lassen sich Aspekte der sozialen Gruppe auch in Onlinecommunities wiederfinden. So weisen Ebersbach, Glaser und Heigl (2008, S. 171) beispielsweise darauf hin, dass Kommunikation und Interaktion zwischen den Mitgliedern einer Onlineplattform zentralen Stellenwert hat. Auch ein gemeinsames Regelwerk liegt vielen Communities zugrunde. Die Autoren führen in diesem Zusammenhang die Webseite Wikipedia (www.wikipedia.com) als Beispiel an, welches eine Nichtbeachtung des bestehenden Regelkatalogs entsprechend sanktioniert. Darüber hinaus wird den Nutzern von sozialen Webseiten in der Regel ein Verhaltenskodex beim Hochladen von Bildern und/oder Videos auferlegt. Gewaltverherrlichendes oder pornografisches Material ist hier nicht gestattet und wird demgemäß geahndet. Viele Zusammenschlüsse im Internet verfolgen ein gemeinsames Ziel, so Ebersbach, Glaser und Heigl. Dieses ist dabei im Regelfall funktional ausgerichtet und betrifft beispielsweise die Sammlung von Bildern oder den Austausch von Wissen beziehungsweise Links (vgl. ebd.). Die bestehende Parallelität trifft jedoch nur auf den zentralen, aktiven Kern des Mitgliederstamms einer Onlineplattform zu. Die große Anzahl aller Nutzer lässt die für eine Gruppe notwendige enge soziale Bindung und persönliche Interaktion nicht zu. Um das soziale Gefüge innerhalb virtueller Communities zu erfassen, bedarf es demnach Konzepte mit einer weniger engen Begrenzung (vgl. ebd.).

Die Untersuchung sozialer Netzwerke ist keineswegs als Produkt moderner Wissenschaft zu verstehen. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigte sich Georg Simmel mit diesem Phänomen. Er bezeichnet Formen der Vergesellschaftung als „Kreuzung sozialer Kreise“ (Simmel 1908, S. 305). Die Beziehungen, die sich zwischen Menschen entwickeln, verlaufen seiner Meinung nach kreisförmig. Zunächst nennt Simmel hierbei die Familie, welche die Grundlage enger Verbindungen bildet:

> „Der Einzelne sieht sich zunächst in einer Umgebung, die, gegen seine Individualität relativ gleichgültig, ihn an ihr Schicksal fesselt und ihm ein enges Zusammensein mit denjenigen auferlegt, neben die der Zufall der Geburt ihn gestellt hat; und zwar bedeutet dieses zunächst sowohl die Anfangszustände phylogenetischer wie ontogenetischer Entwicklung. Der Fortgang derselben aber zielt nun auf assoziative Verhältnisse homogener Bestandteile aus heterogenen Kreisen. So umschließt die Familie eine Anzahl verschiedenartiger Individualitäten, die zunächst auf diese Verbindung im engsten Maße angewiesen sind“ (ebd., S. 305).

Mit fortschreitender Entwicklung knüpft der Mensch auch Beziehungen zu Menschen, die nicht aus seinem familiären Umkreis stammen. Während die Beziehungen innerhalb der Familie vorherbestimmt und nicht abhängig sind von individuellen Neigungen sowie Interessenslagen, sind Verbindungen, die darüber hinausgehen an Aspekte wie Anlagen, Vorlieben, Tätigkeiten, Sympathie etc. gebunden. Diese Beziehungen haben ihre Grundlage demnach in inhaltlichen Gemeinsamkeiten und Berührungspunkten. Der frühere soziale Kreis, den Simmel als „naturgegeben" (1908, S. 306) beschreibt, wird zunehmend durchsetzt mit diesen interessengeleiteten sozialen Kreisen. „Der ursprüngliche Zusammenhang der Familiengruppe wird dadurch modifiziert, daß die Individualität des Einzelnen diesen in anderweitige Kreise einreiht", so Simmel (ebd., S. 309). Diese sekundären Kreise sind dadurch gekennzeichnet, dass die Mitglieder aus den unterschiedlichsten Bereichen stammen, demnach sich unterscheiden können hinsichtlich Alter, Geschlecht, Stand, Beruf etc. Laut Simmel erlangt der Einzelne durch die individuelle Kreuzung verschiedener sozialer Kreise seine persönliche Eigenart. Das heißt, die Verbindungen zu den verschiedenen Gruppen, denen wir angehören, bildet die Basis unserer individuellen Persönlichkeit (vgl. Simmel 1908, S. 312). Die unterschiedlichen Gruppeninteressen können miteinander in Konkurrenz treten und Konflikte verursachen, was jedoch nicht als Anzeichen ihrer fehlenden Wirkung auf die Herstellung von personaler Einheit gewichtet werden kann. „Je mannigfaltigere Gruppeninteressen sich in uns treffen und zum Austrag kommen wollen, umso entschiedener wird das Ich sich seiner Einheit bewusst" (ebd., S. 313).

Anhand dieser Ausführungen wird deutlich, warum Simmel auch heute noch eine bedeutsame Rolle in der Netzwerkforschung spielt, auch wenn seine Überlegungen bereits über hundert Jahre alt sind. Zwar gibt es eine Vielzahl an aktuellen Beiträgen zum Thema, jedoch wurden die Dimensionen sozialer Beziehungen, die hierbei zum Tragen kommen, ausnahmslos bereits von Simmel behandelt (vgl. Hollstein 2001, S. 60). Gerade die Einbindung in verschiedene soziale Gruppen, die vom Einzelnen Aushandlungsprozesse abverlangt, beschreibt einen klassischen Moment moderner Beziehungsgestaltung. Simmels Überlegungen beweisen somit nach wie vor Relevanz hinsichtlich der Konzeption von sozialen Netzwerken.

Auch Moreno hat sich der Thematik der Netzwerke angenommen und betitelt sie als „die älteste Form sozialer Kommunikation" (1996, S. 259). Erste Ansätze von Netzwerken finden sich seiner Meinung nach bereits in nichthumanen Gesellschaften. Er definiert Netzwerke als „kollektive Formationen, deren sich die einzelnen Teilnehmer nicht bewußt zu sein brauchen, obgleich ihnen diese oder jene Verbindung mit anderen Individuen bekannt sein mag" (ebd.).

Seiner Auffassung zufolge ist es nicht möglich, sich einem Netzwerk zu entziehen. Um seine Überlegungen zu verdeutlichen, nutzt Moreno (vgl. ebd., S. 273) folgende Metapher: Ein Netzwerk wird von Strömungen durchflossen und verhält sich gegenüber diesen Strömungen wie ein Glas zu dem Wasser, mit dem es gefüllt ist. Allerdings wird das Glas nicht von der eingefüllten Flüssigkeit angefertigt, während Netzwerke durchaus Produkt der Strömungen sind, welche durch sie hindurchfließen (vgl. ebd.).

Eine besondere Bedeutung im Rahmen der Netzwerktheorie wird demnach der Bildung von Kettenstrukturen zugeschrieben, die für die Entstehung von Netzwerken verantwortlich sind. Ein Individuum kann ein soziales Aggregat auf einem bestimmten Kriterium errichten, gleichzeitig jedoch auch andere Aggregate auf anderen Kriterien. Zudem können Mitglieder einer Kettenstruktur ebenfalls in anderen Aggregaten Ketten bilden (vgl. Moreno 1996, S. 355). Daran wird die durchlässige Struktur von Netzwerken erkennbar, die sich in ihrer Flexibilität deutlich von dem festgelegten Gefüge innerhalb von Gruppen differenziert.

Jörissen und Marotzki (2009, S. 199) sehen soziale Netzwerke als eine neue Vergemeinschaftungsform an, die eine erhebliche Auswirkung auf die Gestaltung von Onlinebeziehungen hat. Auf der Grundlage des „small world-Theorems“ von Stanley Milgram (1967) verweisen die Autoren auf das Prinzip des Beziehungsgeflechts über relativ wenige Vermittlungsgrade, das auch in den Onlinecommunities verstärkt zum Tragen kommt. Hierbei kommt vor allem der Darstellung und Zugänglichkeit der „Freundesfreunde“, das heißt dem Kontakt zweiten Grades, eine entscheidende Bedeutung zu. Viele soziale Netzwerke zeichnen sich darüber hinaus durch ihren „glokalen“ Charakter aus. Globale, übergreifende Kontaktpflege wird hier ebenso möglich wie Konzentration auf lokale Zusammenhänge. Es gibt sogar soziale Netzwerke, welche diese lokalen Bezüge in den Mittelpunkt stellen, etwa die Community „Die Lokalisten“ (http://www.lokalisten.de/) (vgl. Jörissen/Marotzki 2009, S. 199).

Im Kontext der vorangegangenen Begriffsdifferenzierung ist darauf zu verweisen, dass in der Literatur in diesem Zusammenhang eine sehr vielfältige und zum Teil auch widersprüchliche Anwendung der verschiedenen Begrifflichkeiten vorzufinden ist. Während manche Autoren „Gruppe“, „Netzwerk“ und „Community“ synonym verwenden, messen andere den verschiedenen Beziehungsformen eine spezifische inhaltliche Bedeutung bei und grenzen sie somit scharf voneinander ab. Im Zuge der Darstellung meiner Forschungsergebnisse wird deutlich werden, dass Feierabend.de sowohl Strukturen eines sozialen Netzwerkes als auch solche einer sozialen Gruppe aufweist, je nachdem, wie intensiv sich

die Kontakte zwischen den einzelnen Mitgliedern jeweils gestalten und wie geschlossen sie in sich sind.

Soziale Netzwerke im Internet sind durch eine Reihe von Eigenschaften gekennzeichnet, die im Folgenden kurz skizziert werden (vgl. Ebersbach/ Glaser/Heigl 2008, S. 84ff., zit. in: Kreß 2009, S. 45f.):

- *Zugang zum Netzwerk:* Bei der Aufnahme eines Mitglieds in das Netzwerk gibt es verschiedene Praktiken. Eine relative starke Abgrenzung liegt vor, wenn die Registrierung nur nach erfolgter Einladung durch bereits erfasste Mitglieder möglich ist. Die gängigere Art bildet die uneingeschränkte Onlineregistrierung, bei der die Anmeldung über eine E-Mail-Adresse erfolgt. Da diese niedrigschwellige Form der Erfassung hohe Mitgliederzahlen unterstützt, wird sie von vielen Anbietern bevorzugt. Vielfach besteht darüber hinaus die Möglichkeit, dass registrierte Mitglieder anhand eines speziellen Eingabeformulars Freunde und Bekannte einladen können, ebenfalls der Gemeinschaft beizutreten. In der Regel ist die Mitgliedschaft in Onlinecommunities kostenlos. Einige Dienste bieten jedoch darüber hinaus beitragspflichtige Premiummitgliedschaften an, welche den Nutzern besondere Privilegien und Zusatzleistungen versprechen.
- *Das Mitgliederprofil:* Bei/nach der Anmeldung füllen die Mitglieder ein Profil aus, anhand dessen sie sich präsentieren können. Zu berücksichtigen ist, dass diese Daten in den seltensten Fällen überprüft beziehungsweise verifiziert werden. Je nach Community können hinsichtlich der Nutzerangaben unterschiedliche Schwerpunkte gelegt werden. Bei Xing (www.xing.com) steht beispielsweise die berufliche Qualifikation der Mitglieder im Vordergrund, während StudiVZ (www.studivz.net) den Schwerpunkt auf die besuchte Hochschule, den Studiengang, das Curriculum und die Hobbys der Nutzer legt. Die Sichtbarkeit der persönlichen Daten für andere Mitglieder beziehungsweise auch für Nichtmitglieder wird ebenfalls ganz unterschiedlich gehandhabt. Während manche Anbieter die individuellen Eingaben standardmäßig freischalten, können die Nutzer anderer Netzwerke bereits bei der Registrierung festlegen, wem die Daten in welchem Umfang zugänglich gemacht werden sollen. Zudem gibt es oftmals auch die Möglichkeit, die Sichtbarkeit für unterschiedliche Personengruppen differenziert zu gestalten. Die angegebenen Informationen werden darüber hinaus oftmals verlinkt, so dass über eine spezielle Suchfunktion Mitglieder mit ähnlichen Interessen (demselben Musikgeschmack, demselben Beziehungsstatus etc.) gefunden werden können.

- *Verwaltung und Pflege von Kontakten:* Wird der Kontakt zu einem anderen Nutzer aufgebaut („adden“), so wird dieser daraufhin Mitglied der eigenen Freundschafts-/Bekanntenliste. Dabei besteht immer die Möglichkeit, die „Freundschaft“ auch wieder zu beenden. Diese Funktion wird jedoch nur sehr selten wahrgenommen. Vor diesem Hintergrund sagt die Kontaktliste eines Users nichts aus über die Aktualität und Intensität der Bekanntschaft.
  Die Möglichkeit, anderen Mitgliedern Mitteilungen und Nachrichten zukommen lassen zu können ist in vielen Netzwerken uneingeschränkt gegeben, in anderen dagegen den Premiummitgliedern vorbehalten. Daneben haben einige Anbieter spezielle kreative Formen der Kontaktaufnahme entwickelt, wie etwa das „Gruscheln“ bei StudiVZ oder das „Anstupsen“ bei Facebook.
- *Gruppenbildung:* Gerade Community-Seiten mit einem großen Stamm an Mitgliedern bieten eine vielfältige Bandbreite an Gruppen, denen die Nutzer „beitreten“ können.
  Wildbit (2005, S. 26) unterscheidet folgende Schwerpunkte der Gruppen:
  - gemeinsame Interessen, zum Beispiel Hobbies oder Beruf
  - gleiche Lebenssituation, zum Beispiel alleinerziehende Mütter
  - ähnliche Erfahrungen, zum Beispiel Suchtgruppen
  - gleiche Altersstufe, zum Beispiel Ü30-Gruppen
  - gleiche Vergangenheit, zum Beispiel Alumni bestimmter Schulen
  - Erziehung, zum Beispiel gleiche Universität oder Schule
  - Orte, zum Beispiel gleicher Heimatort (hierbei sei nochmals auf den „glokalen Charakter“ einiger Netzwerke verwiesen, die einerseits den globalen Austausch fördern, andererseits aber auch die Funktion einer Lokalisierung übernehmen, beispielsweise in Form von Regionalgruppen etc. (vgl. Jörissen/Marotzki 2008, S. 216)).

  Den Mitgliedern steht darüber hinaus oftmals frei, eigene Gruppen zu eröffnen und andere dazu einzuladen. Die Zusammenschlüsse bilden dabei eigene Unterseiten mit einer selbstständigen Mitgliederverwaltung sowie themenspezifischen Foren, Blogs und Umfragetools.

Bei Onlinecommunities handelt es sich um einen *user-generated content* (Ebersbach/Glaser/Heigl 2008, S. 184), womit umschrieben wird, dass die Nutzer des Netzwerks einen wesentlichen Beitrag zum Aufbau und zur Gestaltung des Inhalts leisten (vgl. ebd.). Inwieweit und in welcher Form sich der Einzelne einbringt, hängt von seiner spezifischen Nutzermotivation ab. Haas u. a. (2007, S. 6ff.) haben in diesem Kontext eine Nutzertypisierung vorgenommen und unterscheiden folgende acht Typen:

- Die Gruppe der *Kommunikatoren* legt besonderen Wert auf die öffentlichen Kommunikationsmöglichkeiten, die sich innerhalb der Strukturen des Web 2.0 ergeben. Sie sind jedoch nicht unbedingt interessiert daran, etwas zu gestalten oder zu veröffentlichen. Mediennutzung steht für diesen Userstamm im engen Zusammenhang mit Kommunikation.
- Die *Unterhaltungssucher* orientieren sich am Spaßfaktor, den die Anwendungen im Internet bieten. Mitgestaltungs- und Kommunikationsmöglichkeiten werden von dieser Gruppe kaum in Anspruch genommen. Der Unterhaltungsaspekt bildet das zentrale Motiv für ihre Internetnutzung.
- *Infosucher* nutzen das Netz vor allem zu Informationszwecken. Dabei werden sie selbst kaum gestaltend und kommunizierend aktiv, das heißt, sie produzieren kaum, sondern konsumieren.
- Der Nutzerstamm der *spezifisch Interessierten* nimmt die Möglichkeiten der Mitgestaltung innerhalb des Internets im Rahmen seiner individuellen Interessens- und Bedürfnislage (z. B. Hobbys) wahr.
- *Netzwerker* schreiben ähnlich wie die erste Gruppe den kommunikativen Aspekten innerhalb des Webs große Bedeutung zu. Ihnen geht es jedoch nicht nur um den Austausch, sondern sie legen Wert auf Aufbau und die Pflege von Bindungen und Beziehungen zu anderen Nutzern.
- Die User, die das WWW am intensivsten nutzen, werden von den Autoren als *Profilierte* bezeichnet. Sie wenden alle Web-2.0-Anwendungen von der Kommunikation bis hin zur Mitgestaltung und Kollaboration gleichermaßen an. Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang auch dem Aspekt der Selbstdarstellung zu.
- *Produzenten* sind solche Nutzer, die sich durch ihre vordergründige Motivation auszeichnen, Inhalte im Netz zu veröffentlichen. Die Möglichkeit der Kommunikation und Vernetzung wird von ihnen nur dann in Anspruch genommen, wenn sie der Verbreitung ihrer eigenen Inhalte dienlich ist.
- User, welche die Darstellung ihrer eigenen Person in den Mittelpunkt ihrer Internetnutzung stellen, werden als *Selbstdarsteller* bezeichnet. Jedoch betonen Haas u. a., dass dieses Motiv selten allein und ohne Verbindung zu einem der anderen Nutzungstypen steht.

Die in der Typisierung vorgenommene Schwerpunktsetzung darf nicht unter dem Gesichtspunkt der Exklusivität wahrgenommen werden. Vielmehr sind Mischformen und Schnittmengen zwischen den einzelnen Gruppierungen als Normalfall zu betrachten (vgl. Haas u. a. 2007, S. 6ff.).

Die verschiedenen Typen, die von den Autoren für Web-2.0-Anwendungen in ihrer Gesamtheit entwickelt wurden, sind sicherlich auch allesamt in Online-

communities vertreten und gestalten durch ihr unterschiedliches Nutzungsverhalten die Struktur des Netzwerkes mit.

Die Motivlage der Nutzer von Onlinecommunities kann, wie gerade gezeigt wurde, eine ganz unterschiedliche Gewichtung haben. Noch deutlicher wird dieser Gesichtspunkt unter Heranziehung der Funktionalitätsgruppen, die Richter und Koch (2008, S. 1242ff.) für Social Networking Sites aufgestellt haben. Den Autoren zu Folge decken diese folgende Funktionen ab:

- *Identitätsmanagement:* Hierunter fällt die Möglichkeit der Selbstdarstellung innerhalb der sozialen Plattform, zum Beispiel in Form eines Profils. Die Autoren sind überzeugt davon, dass dieser Aspekt ein Hauptanreiz für die Nutzung sozialer Netzwerke im Internet darstellt. Nicht nur dem eigenen Profil, sondern auch der interessengeleiteten Nutzung themenspezifischer Gruppen und Foren innerhalb der Community kommt dabei eine identitätsstiftende Bedeutung zu.
- *Expertensuche:* Dieser Gesichtspunkt bezieht sich auf die Möglichkeit, innerhalb der sozialen Plattform implizit vorhandenes Wissen zu identifizieren und zu nutzen. Besonders im Rahmen von Businessnetzwerken, wie beispielsweise Xing, spielen Suchfunktionen und damit einhergehende Informationsmöglichkeiten eine wichtige Rolle für die Nutzer.
- *Kontextawareness:* Damit werden der Versuch und das Bestreben beschrieben, über die Community Vertrauen aufzubauen beziehungsweise die Herstellung eines gemeinsamen Kontextes zu unterstützen. Eine besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang der Darstellung des persönlichen Netzwerks und der Verbindung zu anderen Usern zu.
- *Kontaktmanagement:* Unter dieses Schlagwort fallen alle Modalitäten, welche der Pflege des persönlichen Netzwerks dienen. Hierzu zählt beispielsweise die Erstellung von Freundeslisten, die in manchen Communities noch zusätzlich differenziert werden können, etwa hinsichtlich Verwandtschaftsverhältnisse oder in Bezug auf die Wertigkeit der Beziehung.
- *Netzwerkawareness:* Netzwerkawareness bezieht sich auf die Kenntnisnahme von Aktivitäten und Veränderungen innerhalb des eigenen Netzwerks. Die meisten Communities verfügen zum Beispiel über „Push-Funktionen“, welche den User automatisch über aktuelle Begebenheiten innerhalb seines Social Networks informiert (beispielsweise in Form von Geburtstagserinnerungen). Viele Seiten bieten darüber hinaus auch „Pull-Funktionen“ an, das heißt aktive Suchmöglichkeiten hinsichtlich (Status-) Veränderungen (z. B. Berufswechsel bei Xing).

- *Gemeinsamer Austausch:* Alle Netzwerke ermöglichen den Austausch zwischen ihren Mitgliedern. Hierzu sind Nachrichtenprogramme und Pinnwände vorgesehen. Manche Netzwerke ermöglichen das sogenannte Microblogging, das dem Prinzip des „Twittern“ entspricht.

Anhand dieser Unterscheidung haben Richter und Koch die basalen Funktionen eines Onlinenetzwerkes herausgearbeitet. Deutlich wird, dass die Art und Weise der Ausgestaltung von Beziehungen in Onlinenetzwerken sehr vielfältig und auch interessenabhängig ist. Der Intensität von Bindungen kommt hierbei eine entscheidende Bedeutung zu. Diese wird nachfolgend erläutert.

1.7.2 Starke und schwache Bindungen in Onlinecommunities

Im Zusammenhang mit Onlinecommunities bildet das Beziehungsgeflecht innerhalb der Onlinenetzwerke einen entscheidenden Faktor. Eine zentrale Rolle spielt dabei die „Stärke schwacher Bindungen“ (Granovetter 1973) im Internet, welche eine Voraussetzung für persönliche Entwicklungsmöglichkeiten bildet. Wellman und Gulia (1997, S. 7ff.) sind überzeugt davon, dass schwache Bindungen (*weak ties*) sowohl on- als auch offline im Gegensatz zu starken Bindungen (*strong ties*) eher geeignet sind, einen Kontakt zwischen Menschen mit unterschiedlichem sozialem Hintergrund herzustellen (vgl. Wellmann/Gulia 1997, S. 7ff.). Auch Röll (2008b, S. 133ff.) vertritt die Meinung, dass der Zugriff auf Informationen aus anderen sozialen Kontexten, deren Zugang normalerweise versperrt ist, nur mittels schwacher Beziehungen ermöglicht werden kann. Schwache Bindungen stehen somit für Informationsgewinnung und entsprechend auch für einen Lerneffekt.

Jörissen und Marotzki (2008, S. 220) verweisen im Zusammenhang der Aufwertung schwacher Beziehungsmuster durch Onlinenetzwerke allerdings auch auf damit zusammenhängende Gefährdungsmomente. So können Probleme hinsichtlich Vertrauensfragen auftauchen oder auch in Bezug auf die Handhabe einer Selektion angesichts schier endloser Kontaktmöglichkeiten. Die Vertrauensproblematik findet eine Minderung in dem Freundesfreunde-Prinzip, das in vielen sozialen Netzwerken vorherrschend ist. So kann auf der Grundlage der Maßgaben der eigenen Peergroup eine entsprechende Auswahl erfolgen. Mit der Zunahme der *weak ties* werden Erfahrungsräume ausgeweitet, da Kontakte auch über bestehende Habitusgrenzen hinaus ermöglicht werden, wodurch Sozialstrukturen fragmentiert werden (vgl. ebd.). Die Beziehungsmuster in den Onlinenetzwerken sind, davon sind Jörissen und Marotzki überzeugt, als „verschachtel-

te Sozialität“ (ebd.) zu verstehen. Im Rahmen von schwachen Bindungen können neue *strong ties* entstehen, so die Autoren. Dies geschehe durch das Prinzip der Transivitität, das heißt, dass im Kontext der Vertrauenszunahme in den Freundesfreund starke Bindungen auf *weak ties* übertragen werden (vgl. ebd.).

Insgesamt zeichnet sich die Tendenz ab, dass die Communityformen innerhalb der sozialen Netze im Internet eine größere Durchlässigkeit und somit eine weniger scharfe Begrenzung aufweisen. Das zeigt sich unter anderem in der von Jörissen und Marotzki (2008, S. 221f.) beschriebenen Entbindung von Inhalten über die spezifischen Plattformen hinaus. Das Web 2.0 ist gekennzeichnet durch seinen aggregativen Charakter, was bedeutet, dass Inhalte anderer Seiten anderweitig (partiell) integriert werden. Somit ist eine Einheit von Ort (der Webseite) und dem entsprechenden Inhalt nicht mehr zwangsläufig gegeben. Beispielsweise können Videos von Youtube (www.youtube.com) direkt auf das eigene Facebook-Profil (www.facebook.com) geladen und somit Inhalt des sozialen Netzwerks werden. Die wechselseitige Einbeziehung von Inhalten aus verschiedenen Seiten lässt die Grenzen geschlossener Anwendungen zunehmend aufbrechen (vgl. Jörissen/Marotzki 2008, S. 221f.).

Aber nicht nur innerhalb des Internets sind „fließende“ Grenzen zu erkennen, auch das Verhältnis zwischen „online“ und „offline“ wird durchlässiger. Jörissen und Marotzki (2008, S. 221) sprechen in diesem Zusammenhang von einer zunehmenden Integration des Internets in die außermediale Alltagswelt. Hierbei handelt es sich um ein wechselseitiges Phänomen: Zum einen wirken die Offlineanteile direkt auf die Onlinewelt ein, wenn beispielsweise Fotos oder Schnappschüsse und selbstgedrehte Videos ins Netz hochgeladen werden. Zum anderen werden Onlinebeiträge (z. B. Podcasts) zunehmend in den sozialen (Offline-)Alltag einbezogen, allein schon aufgrund der ständigen Verfügbarkeit dieser Anteile im Zuge der zunehmenden Verbreitung von mobilen Geräten (z. B. Smartphones)[25]. Diese Tendenz wird sich nach Einschätzung der Autoren in Zukunft noch verstärken (vgl. ebd.).

Nach der allgemeinen Auseinandersetzung mit dem Phänomen Onlinecommunities wird im nächsten Abschnitt der zielgruppenspezifische Internetauftritt Feierabend.de näher beleuchtet. Dieses Onlinenetzwerk richtet sich an den

25 Der aktuelle (N)Onliner-Atlas aus 2013 zeigt diesbezüglich etwa, dass der Mobilfunkzugang zur Internetnutzung 6,2 % beträgt und damit im Vergleich zum Vorjahr um 1,1 Prozentpunkte anstieg (vgl. Initiative D21 e. V./TNS Infratest GmbH & Co. KG 2013, S. 26).

Nutzertypus „50plus“, also Menschen ab 50 Jahren, und wurde als Beispiel für die Untersuchung ausgewählt.

1.7.3 Die Seniorencommunity „Feierabend.de“

Feierabend.de (www.feierabend.de) ist eine Onlineplattform für die Zielgruppe 50plus. Während es mittlerweile eine Reihe von Communityangeboten speziell für die *silver surfer* gibt, war Feierabend.de im Gründungsjahr 1998 noch Vorreiter in dieser Sparte. Inzwischen zählen über 173.000 Senioren zum Nutzerstamm. Im Januar 2013 übernahm die Feierabend AG auch Platinnetz (www.platinnetz.de) und damit einen großen Mitbewerber in Bezug auf Onlineangebote für die Zielgruppe älterer User. Laut Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e. V. (IVW) wurden beide Seiten zusammen im Jahr 2012 rund 215 Millionen Mal aufgerufen und verzeichneten 14 Millionen Besuche ihrer registrierten Mitglieder (vgl. Feierabend Online Dienste für Senioren AG 2013a, S. 5). Zum Zeitpunkt der Untersuchung und Datenerhebung bestand die Fusion der beiden Anbieter noch nicht, so dass sich die folgenden Angaben auf Feierabend.de beschränken.

Die Seite[26] ist in insgesamt fünf Rubriken unterteilt: „Startseite“, „Thementreffs“ (welche auch auf der Startseite verlinkt sind), „Regiotreffs“, „Mitgliedertreffs“ und „Mein Profil“. Jede dieser Unterseiten ist in einer anderen Farbe gestaltet, was einer übersichtlicheren Darstellung und somit besseren Orientierung dient. Als zusätzliche „Lesehilfe“ besteht die Möglichkeit, die Schriftgröße auf der Seite per Mausklick zu vergrößern.

Auf der Startseite erhalten die Nutzer zunächst Informationen zu aktuellen Beiträgen und Themen innerhalb der Community. Diese Übersichtstexte sind knapp gehalten, mit Bildern versehen und verweisen mit einem Link auf den Originalbeitrag. Im weiteren Verlauf der Startseite werden aktuelle Tagesgeschehnisse kurz dargestellt und ebenfalls mit den entsprechend ausführlichen (z. T. auch externen) Berichten verlinkt. Wie bereits erwähnt, verweist die Startseite zusätzlich auf die verschiedenen Felder der Thementreffs. Die Absicht dahinter ist in dem Übersichtscharakter über die verschiedenen thematisch geordneten und zielgruppengerechten Informationen der Plattform zu vermuten.

Die Thementreffs gliedern sich in folgende Bereiche: „Nachrichten“, „Gesundheit“, „Reisen“, „Finanzen“, „Leben“, „Unterhaltung“ und „Ratgeber“.

26 Die Darstellung entspricht dem Stand der Plattform Anfang 2011.

Innerhalb dieser einzelnen Sparten sind ebenfalls themenspezifische Gruppierungen nach dem Alphabet vorgenommen worden, wie die nachfolgende Tabelle 8 zeigt. Sinn und Zweck der Thementreffs werden auf der Homepage prägnant beschrieben:

> „In den Thementreffs bist Du richtig, wenn Du Informationen, Tipps und Ratschläge zu bestimmten Themen suchst, Hilfe brauchst, an den Erfahrungen und Erlebnissen anderer Feierabendmitglieder teilhaben und Dich mit Gleichgesinnten austauschen möchtest“ (Feierabend Online Dienste für Senioren AG, o. J.).

Die Thementreffs werden demnach von den Usern der Community selbst gestaltet und mit Inhalten versehen, so dass die diskutierten Inhalte die Interessenslage des Nutzerstamms widerspiegeln, der sich darüber hinaus in stetiger Veränderung und Weiterentwicklung befindet. Dieser interaktive Aspekt von Feierabend.de, der einen großen Teil des Onlineangebotes einnimmt, verweist auf die charakteristische Grundstruktur von Web 2.0-Anwendungen, wie in Abschnitt 1.6.1 bereits beschrieben.

Sparte	**Unterthemen**	
Nachrichten	▪ Aktuelles ▪ Auto und Verkehr ▪ Bauen und Wohnen ▪ Beruf und Bildung ▪ Computer und Multimedia ▪ Ernährung ▪ Familie ▪ Garten und Umwelt ▪ Geld und Recht	▪ Gesundheit ▪ Mode ▪ Reise ▪ Sport ▪ Technik und Telekommunikation ▪ Tiere ▪ Wirtschaft ▪ Wissenschaft
Finanzen	▪ Altersvorsorge ▪ Bauen, Wohnen und Energie ▪ Erben und Vererben ▪ Finanztipps ▪ Trauer und Vorsorge	
Gesundheit	▪ Bewegung ▪ Cholesterin ▪ Diabetes ▪ Entspannung ▪ Ernährung	▪ Haut ▪ Kneipp Familie ▪ Osteoporose ▪ Pflege ▪ Schmerzen

	▪ Geistige Fitness ▪ Gelenke ▪ Gesundheitstipps	▪ Sodbrennen ▪ Wellness ▪ Zähne
Reisen	▪ Afrika ▪ Asien ▪ Australien ▪ Berge ▪ Deutschland ▪ Europa ▪ Kanada	▪ Kultur und Bildung ▪ Meere, Flüsse, Seen ▪ Radfahren ▪ Reisegesundheit ▪ Reisetipps ▪ Rund- und Fernreisen ▪ Wandern
Leben	▪ Auto ▪ Computer und Internet ▪ Familie ▪ Feierabend ▪ Foto und Video ▪ Freizeittipps ▪ Freundschaft ▪ Garten ▪ Haustiere ▪ Helfen	▪ Kochen ▪ Kultur und Malerei ▪ Leben 50+ ▪ Literatur ▪ Mode ▪ Motorrad ▪ Partnerschaft ▪ Sicherheit im Internet ▪ Wohnen
Unterhaltung	▪ Bildergalerie ▪ Chat ▪ ePostkarten ▪ Forum ▪ Gratis E-Mail ▪ Gratis Homepage ▪ Gästebuch ▪ Kalenderblatt ▪ Kleinanzeigen	▪ Kolumnen ▪ Mitglied des Tages ▪ Poesiealbum ▪ Spiele ▪ Tagebuch ▪ Umfrage ▪ Visitenkarten ▪ Witze
Ratgeber	▪ Auf gute Nachbarschaft ▪ Fit bleiben – Mitglieder-tipps ▪ Hausmittel von Mitglie-dern ▪ Info-Broschüre Prostata-krebs ▪ Leitfaden Patientenverfü-gung ▪ Ratgeber Singlebörse	

	▪ Sicherheit im Internet ▪ Suchen und Finden im Internet ▪ Wenn die Eltern älter werden	

Tabelle 8: Übersicht der Teilbereiche innerhalb der einzelnen Thementreffs in Feierabend.de (Stand Januar 2011) (Quelle: www.feierabend.de)

Die Regiotreffs sind, wie die Bezeichnung schon sagt, regional ausgerichtet. Innerhalb der „Mutterseite“ Feierabend.de bilden die einzelnen Regiotreffseiten für sich autarke Unterseiten, die je nach Themengewichtung und Interessenslage der entsprechenden Regionalgruppen gestaltet werden. Die Regiotreffs informieren beispielsweise über geplante Veranstaltungen, stellen Sehenswürdigkeiten und kulturelle Highlights in der jeweiligen Gegend dar und berichten über gemeinsame Erlebnisse und Ausflüge. Die Regiotreffs werden von einem Regionalbotschafter oder einem Team aus Regionalbotschaftern betreut, welche diese Aufgabe ehrenamtlich übernehmen, Treffen planen und durchführen, die Gestaltung der Homepage innehaben und sich um die Belange „ihrer“ Regionalmitglieder kümmern. Die Regiotreffs organisieren sich selbstständig und eigentverantwortlich. Sobald sich genügend Interessierte in einer Gegend finden, können sie einen entsprechenden Treff gründen. Mittlerweile hat das Angebot die Grenzen Deutschlands und sogar Europas überschritten. So gibt es neben einem Regiotreff „Frankfurt City“ oder „Karlsruhe und Umgebung“ beispielsweise auch einen in „Basel“, in „Athen“ oder sogar im „Südlichen Afrika“, wobei der Fokus bei Letzteren auf Reiseberichten und Urlaubserfahrungen liegt und weniger auf persönliche Treffen ausgerichtet ist. Die User der Community Feierabend.de können (per Mausklick) den für sie interessanten Regiotreffs[27] beitreten, woraufhin eine entsprechende Verlinkung auf ihrer persönlichen Visitenkarte erfolgt.

Ähnlich wie die Regiotreffs gestalten sich auch die Mitgliedertreffs. Sie sind ebenfalls auf die Vernetzung der Feierabend-User ausgelegt, wobei hier nicht der Wohnort ausschlaggebend ist, sondern die spezifische Interessenslage. Ein Suchformular erleichtert die Kontaktaufnahme zu Gleichgesinnten. Als

27 Jedoch besteht hierbei eine Beschränkung: Jeder Nutzer kann gleichzeitig nur Mitglied von zwei Regiotreffs sein. Dieser Umstand verleitet manche User dazu, wie im Rahmen der Interviews deutlich wurde, weitere Profile zu erstellen, um somit Mitglied in einer größeren Anzahl von Regiotreffs sein zu können.

Auswahlkriterium stehen unterschiedliche Suchbereiche zur Verfügung, wie etwa die Altersgruppe, Hobbys, Sternzeichen, die berufliche Situation, der bevorzugte Musikstil etc. Wem die vorgegebenen Suchgebiete nicht ausreichen, kann sich einer Freitextsuche mit einem selbstgewählten Suchbegriff bedienen. Die Mitgliedertreffs sind ebenfalls selbstorganisiert und auch hier verweist ein Link auf der eigenen Visitenkarte darauf, dass man Mitglied in der jeweils spezifischen Gruppierung ist.

„Mein Profil“ bildet den letzten Reiter auf der Homepage. Das Profil ist in Form einer „Visitenkarte“ gestaltet, kann mit einem Foto versehen werden und zeigt im ersten Abschnitt den Vornamen des Users, seinen Beruf, sein Heimatland und sein Sternzeichen an. Darunter gibt es Felder, die mit Eingaben zum bevorzugten Musikstil und den persönlichen Hobbys versehen werden können. Außerdem können die Nutzer einen kurzen Text über sich selbst verfassen. Im unteren Bereich der Visitenkarte sind die Themen-, Mitglieder- und Regiotreffs aufgelistet, denen der User beigetreten ist.

Im eigenen Profil ist eine Anzeige der letzten Besucher integriert, so dass hierüber auch ein Austausch stattfinden kann. Interaktive Elemente sind in Form von Piktogrammen auf der linken Seite der Visitenkarte angesiedelt. So gibt es ein Feld „Freunde“, welches das Netzwerk des jeweiligen Mitglieds anzeigt. Direkt darunter verweist der Button „Beiträge“ auf Kommentare und Einträge des Nutzers innerhalb der Community. Die Schaltfläche „Forenbeiträge“ filtert dabei heraus, was zu Diskussionen und Gesprächen im „Forum“ geschrieben wurde. Des Weiteren besteht die Möglichkeit, sogenannte „Sofortnachrichten“ zu senden, die direkt innerhalb des eigenen Profils angezeigt und verwaltet werden können. Aber auch die Option der E-Mail-Benachrichtigung an ein externes Postfach ist gegeben. Ein weiteres Piktogramm verweist auf hochgeladene Fotos des Nutzers und die Schaltfläche „Tagebuch“ auf die persönlichen Texte, die man innerhalb seines Profils in Form einer Art Blog verfassen kann.

Im Rahmen von Lehrforschungsprojekten an der Universität Magdeburg, die sich mit virtuellen Gemeinschaften befasst haben, wurden Strukturmerkmale herausgearbeitet, durch die sich Communities kennzeichnen (vgl. Jörissen /Marotzki 2009, S. 192ff.). Im Folgenden werden diese Merkmalsbereiche in Bezug auf die Seniorencommunity Feierabend.de diskutiert und die Community nach den vorgegebenen Maßstäben analysiert.

- *Leitmetapher für die Infrastruktur*

  Insbesondere die ersten Communities in den 1990er Jahren haben sich häufig an einer bestimmten Leitmetapher orientiert, das heißt sie waren

durch ein bestimmtes Aussehen, beispielsweise in Form einer Stadt, gekennzeichnet (vgl. Jörissen/Marotzki 2009, S. 193). Dies trifft für Feierabend.de nicht zu. Allerdings zeichnet sich die Plattform durch ihre farbliche Struktur aus (siehe Abbildung 2). Jeder Unterbereich ist mit einer anderen Farbe versehen, so dass sich im Gegensatz zu manch anderer Community ein relativ farbenfrohes Gesamtbild ergibt. Zudem verweist die Bezeichnung „Feierabend“ metaphorisch gesehen auf eine Lebensphase, die sich dadurch auszeichnet, dass die eigene Berufstätigkeit abgeschlossen ist (was für einen großen Anteil der Nutzer des Netzwerkes auch zutrifft) und die daran anschließende Phase des „Feierabends“ daraufhin sinnvoll und ansprechend nutzen möchte.

- *Soziographische Struktur*
  Die soziographische Struktur bezieht sich auf die geltenden Regelungen innerhalb der Community, beispielsweise was den Zugang betrifft. Dieser gestaltet sich bei Feierabend relativ niedrigschwellig und erfolgt nach Anmeldung über einen Nicknamen und ein entsprechendes Passwort. Solange man allerdings nicht bei der Plattform angemeldet ist, hat man keinen Zugang zu der Seite, kann also nicht das „Forum“ oder die „Visitenkarten“ sichten (anders als bei anderen Communities, wie beispielsweise www.myspace.com, bei denen man die Seiten der Mitglieder betrachten kann, auch wenn man selbst nicht angemeldet ist). Jörissen und Marotzki (2009, S. 194) beschreiben darüber hinaus bestehende Gratifikationssysteme in vielen Communities, womit sie auf ein System der Belohnung innerhalb des Netzwerkes ansprechen. Manche verfügen beispielsweise über ein Punktesystem oder über virtuelles Geld (vgl. ebd.). Solche Belohnungsarten weist Feierabend nicht auf. Allerdings wird der Titel des „Ehrenmitglieds“ vergeben, welcher dann in Form einer Krone auf der Visitenkarte des entsprechenden Users dargestellt wird. Sehr aktive Mitglieder sind mit einem Stern-Symbol gekennzeichnet. Im Folgenden sind die verwendeten Symbole innerhalb von Feierabend aufgeführt:

  = neues Mitglied (Anmeldedatum)

  = Mitglied männlich

  = Ehrenmitglied (wird von der Redaktion vergeben)

  = Mitglied weiblich

  = schlafendes Mitglied (lange nicht mehr aktiv gewesen)

= Super Mitglied (sehr aktiv)

= Regionalbotschafter

= Themenbotschafter

= Internet-Pate

Solche Anreizsysteme verfolgen die Absicht, die Mitglieder an die Community zu binden und zur aktiven Teilnahme zu ermutigen (vgl. Jörissen und Marotzki 2009, S. 194).
Neben dem Gratifikationssystem verfügen viele Netzwerke auch über Formen der Sanktionierung, um Missbrauch und Störungen innerhalb der Gemeinschaft vorzubeugen. Bei Feierabend.de gestalten sich diese Sanktionen relativ unterschwellig. Die Community behält sich laut Nutzungsordnung vor, User bei Verstößen vorübergehend oder auf Dauer auszuschließen. Ebenso werden Inhalte entfernt, wenn diese gegen die Nutzungsordnung verstoßen (vgl. Feierabend Online Dienste für Senioren AG 2013b).

- *Kommunikationsstruktur*
  Communities kennzeichnen sich durch ihre individuelle Kommunikationsstruktur. Auch bei Feierabend.de finden sich, wie bereits eingangs erläutert, eine große Bandbreite an Möglichkeiten, mit anderen Mitgliedern in Kontakt zu treten. Neben dem internen Nachrichtensystem können auch Mitteilungen extern an die private Mailadresse der Nutzer geschickt werden. Zudem verfügen die Visitenkarten über eine Pinnwand, auf der kurze Botschaften (öffentlich) hinterlassen werden können. Gespräche in „Echtzeit“ sind darüber hinaus im Chat möglich. Im „Forum“ können die Mitglieder spezifische Themen diskutieren.
  Die Community selbst verschickt außerdem regelmäßige Newsletter an die privaten E-Mail-Adressen ihrer Nutzer, um diese über aktuelle Themen und Veranstaltungen zu informieren.

- *Informationsstruktur*
  In jeder Community werden Informationen zur Verfügung gestellt, erklären Jörissen und Marotzki (2009, S. 196). Dabei stelle sich die Frage, von wem, für wen und in welcher Form diese Informationen bereitgestellt werden (vgl. ebd.). Bei Feierabend.de finden sich verschiedene Informationsformen und -quellen. Zum einen werden die User unter der Rubrik „Nachrichten“

über das aktuelle Tagesgeschehen informiert, das größtenteils von der „Deutschen Presse-Agentur (dpa)“ stammt und auch als Quelle genannt wird. Innerhalb der Thementreffs finden sich außerdem Beiträge aus der Presse zu den jeweiligen spezifischen Themenfeldern. Neben diesen Pressemeldungen haben zum anderen aber auch die Mitglieder selbst die Möglichkeit, ihr Wissen in Form kleiner Beiträge weiterzugeben, wie zum Beispiel im Rahmen der Rubrik „Hausmittel von Mitgliedern“, innerhalb der die User ihre Ratschläge und Erfahrungen zum Thema Gesundheit austauschen können. Die Informationsweitergabe gestaltet sich im Zusammenhang mit Feierabend.de entsprechend interaktiv. Wie bereits erwähnt, verschickt die Redaktion darüber hinaus wöchentlich einen Newsletter, um die Mitglieder über aktuelle Entwicklungen innerhalb und außerhalb der Community in Kenntnis zu setzen.

- *Präsentationsstruktur*
  Die Präsenationsstruktur einer Community bezieht sich in erster Linie auf das Identitätsmanagement (vgl. Jörissen/Marotzki 2009, S. 196). Dieses gestaltet sich bei Feierabend.de relativ einfach. Die Nutzer wählen bei der Anmeldung einen Nicknamen aus, der nach Jörissen und Marotzki die Schwelle zur virtuellen Existenz bildet und den Nutzern die Möglichkeit der Anonymität und damit der Exploration von (einzelnen) Persönlichkeitsanteilen des eigenen Selbst eröffnet (vgl. ebd.). Tatsächlich gestaltet sich die Wahl der Nicknamen sehr unterschiedlich. Während manche ihren eigenen Namen oder Buchstabendkombinationen daraus nutzen, überlegen sich andere Phantasienamen oder entlehnen Bezeichnungen aus dem Alltag (z. B. „Steuerzahler“ oder „Apfelsinchen“). Nach der Anmeldung haben die Nutzer die Möglichkeit, ihre „Visitenkarte“, wie das persönliche Profil oder auch die „Identity-Card“ innerhalb der Community genannt wird, zu gestalten. Im Gegensatz zu anderen Netzwerken, die ihren Mitgliedern ermöglichen, ihren persönlichen Bereich selbstbestimmt und kreativ in Szene zu setzen, folgen diese Visitenkarten einer einfachen Struktur (Hochladen eines Fotos und Ausfüllen einiger Basisinformationen wie bevorzugte Musik oder Hobbys) und lassen wenig Freiraum für individuelle Darstellungen. Dieser Umstand mag der Tatsache geschuldet sein, dass viele Nutzer der Seniorencommunity (gerade anfangs) zwar über basale Computer- und Internetkenntnisse verfügen, ihnen jedoch das Handwerkzeug für beziehungsweise das Wissen über die entsprechenden Gestaltungsspielräume, die darüber hinaus gehen, fehlen. Vor diesem Hintergrund ist eine vorgegebene, einfache und selbsterklärende

Oberflächenstruktur sicherlich als sinnvoll zu betrachten. Darüber hinaus obliegt jedem Mitglied die Möglichkeit, sich neben der Visitenkarte noch eine persönliche Homepage im Rahmen von Feierabend.de zu gestalten (was meinem Eindruck nach jedoch nicht allzu häufig genutzt wird). Hier kommen demnach jene Nutzer zum Zuge, die sich nicht auf die persönlichen Inhalte auf den Visitenkarten beschränken wollen. Ein Teilnehmer der Interviews nutzte beispielsweise diese persönliche Homepage dazu, das Hochzeitsfoto von sich und seiner verstorbenen Frau in großer Auflösung hochzuladen. Damit folgt Feierabend.de dem Prinzip, dass eine solche Homepage der Funktion einer erweiterten Identity-Card folgt und entsprechend auch auf dieser verlinkt ist (vgl. Jörissen/Marotzki 2009, S. 197).

- *Partizipationsstruktur*
  Wie bereits erwähnt, verfügt Feierabend.de über eine große Bandbreite an Mitgestaltungsmöglichkeiten der Nutzer. Die Regiogruppen sind ein geeignetes Beispiel hierfür: Die Gründung der jeweiligen Regiogruppe, die Darstellung der dazugehörigen Unterseite und die Ausformung der Gruppenaktivitäten obliegt den Mitgliedern unter der Leitung der entsprechenden Regionalbotschafter. Auch bei den Thementreffs können die User der Plattform interessensgeleitete Schwerpunkte setzen und ihre persönlichen Themen einbringen. Die großen Partizipationsanteile spielen sicherlich eine entscheidende Rolle hinsichtlich der Identifizierung mit der Community. Durch die Möglichkeit, eigene Themen und persönliche Interessen einfließen zu lassen, erleben sich die User als aktive Mitgestalter „ihres“ Netzwerkes. Solche Aspekte sind gerade vor dem Hintergrund des immer größer werdenden Angebots von Online-communities für Senioren nicht unbedeutend für den Bestand der Plattform. Im Wettbewerb mit ähnlichen Webseiten werden sich jene Netzwerke durchsetzen können, welche den Bedürfnissen der Zielgruppe am ehesten entsprechen. Diese Zielgruppe bei der Ausgestaltung des Onlineaufttrittes miteinzubeziehen, bildet vermutlich einen Garant dafür, deren Wünsche und Ansprüche hinreichend abzudecken und zu berücksichtigen.

- *Verhältnis Online-Offline*
  Die Übertragung von Onlinekontakten in den realen lebensweltlichen Kontext wird als Spill-over-Effekt bezeichnet (vgl. Jörissen/Marotzki 2009, S. 198). Bei Feierabend.de sind solche Effekte strukturell vorgesehen in Form der Regiotreffs und werden somit aktiv gefördert. Durch das formlose

Beitreten in eine Regiogruppe wird man Mitglied in dem entsprechenden Nutzerstamm und kann demnach an Stammtischen und weiteren gemeinsamen Aktivitäten, wie beispielsweise Wanderungen, Theater- und Kinobesuche oder sogar gemeinsamen Reisen, teilnehmen. Wie sich in den Interviews zeigte, wird diesem Zusammenspiel von Online- und Offlinekontakten seitens der Nutzer eine große Bedeutung zugeschrieben. Viele sind in Regiogruppen aktiv beziehungsweise diejenigen, die es bisher noch nicht sind, äußerten ihren Wunsch nach persönlichem Treffen und Kennenlernen.

Anhand dieser Merkmalsbeschreibung ist erkennbar, dass Feierabend.de strukturell sehr viele Optionen ermöglicht. Dies ist der entscheidende Grund dafür, die Plattform als Basis der vorliegenden Untersuchung auszuwählen. Feierabend.de genießt nicht nur einen „Vorreiterstatus“ hinsichtlich des Internetangebots für die Zielgruppe 50+, sondern ermöglicht auch ein hohes Interaktions- und Aktivitätsspektrum. Besonders hervorzuheben ist an dieser Stelle die Verknüpfung von Kontaktmöglichkeiten im Netz, aber auch außerhalb des Netzes. Mitglieder der Community können demnach frei entscheiden, wie intensiv und direkt sie die Beziehung zu den anderen Usern gestalten möchten. Ein verhältnismäßig anonymer Austausch mit Menschen aus ganz Deutschland ist ebenso möglich wie der persönliche Kontakt bei den Mitgliedertreffen innerhalb der Regionalgruppen. Diese Struktur wird den unterschiedlichen Interessens- und Bedürfnislagen der Nutzer gerecht: Unverfängliche, lose Kontakte, also schwache Bindungen, können ebenso eingegangen werden wie intensive Kontakte, die eine starke oder zumindest stärkere Bindung aufweisen.

Nun sind soziale Netzwerke, wie eingangs aufgezeigt wurde, von grundlegender Bedeutung bei der Ausbildung beziehungsweise Aufrechterhaltung von Ressourcen, weshalb Onlinecommunities als Ansatzpunkt für die Untersuchung in Bezug auf das Unterstützungspotenzial des Internets als sinnvoll erachtet worden sind. Bevor die Hintergründe des Forschungsprozesses erläutert werden, wird jedoch zunächst der bisherige Forschungsstand in der Altersforschung und insbesondere zu Senioren und (neuen) Medien thematisiert.

Abbildung 2: Screenshot der Feierabend.de-Webseite vom 17.03.2011 (Quelle: www.feierabend.de)

2 Stand der Berücksichtigung von Medien in der Alter(n)sforschung

Ein Blick auf den bisherigen Stand der Alter(n)sforschung lässt einen deutlichen Nachholbedarf erkennen, insbesondere im Zusammenhang mit Fragestellungen, die sich mit der Mediennutzung von und der Medienwirkung auf ältere(n) Konsumenten beschäftigen. Um diese Forschungslücke näher zu spezifizieren, erkennbar und nachvollziehbar zu machen, erfolgt eine Auseinandersetzung mit diesem Forschungsfeld sowie einschlägigen Untersuchungsergebnissen. Zunächst wird der Untersuchungsbereich eingeordnet, anschließend werden insbesondere diejenigen Forschungsprofile erläutert, die sich schwerpunktmäßig mit (neuen) Medien in Zusammenhang mit dem älteren Nutzern beschäftigen.

Alters- und Lebenslaufforschung und soziale Gerontologie aus sozialwissenschaftlichem Blickwinkel sind weniger als eine Disziplin zu versehen, sondern vielmehr als ein „prototypisch multidisziplinäres Wissenschaftsfeld" (Wahl/Heyl 2004, S. 35), wobei die Bearbeitung spezifischer Themenfelder im Fokus steht. Vornehmlich geht es dabei darum, die Rahmenbedingungen gelingenden Alterns zu untersuchen sowie sich mit den Ursprüngen sowie Hintergründen von Lebenssituationen im Alter zu beschäftigen und zu ermitteln, welche Hilfe und Unterstützung benötigt wird (vgl. Tesch-Römer/Motel-Klingebiel 2010, S. 447). Explizit ist das Forschungsinteresse auf die Beschreibung von Altersverläufen ausgerichtet sowie auf die Untersuchung von individuellen und sozialen Voraussetzungen vor dem Hintergrund des bestehenden Theorieangebots, allerdings auch im Hinblick konkreter Anwendungsfelder, wie sie beispielsweise in der politikorientierten Altersforschung gegeben sind (vgl. ebd.).

> „Im Zentrum alternswissenschaftlicher Überlegungen stehen dabei die Perspektiven der individuellen Entwicklung, des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Wandels sowie der gesellschaftlichen Verteilung, Differenzierung und sozialen Ungleichheit" (Tesch-Römer/Motel-Klingebiel 2010, S. 447).

Traditionsträchtig hinsichtlich der Gerontologieforschung ist der Forschungszweig der Alterssoziologie, der sich vor allem der Untersuchung gesellschaftli-

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2_2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

cher Bedingungen des Alterns widmet sowie dem Alterungsprozess unter dem Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Wandels, der sich vollzogen hat. Dieser wurde eingangs ausführlich erläutert und soll an dieser Stelle mit empirischen Erkenntnissen untermauert werden. Bereits die Anfänge sozialgerontologischer Forschung setzten sich mit den sozialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Alterns auseinander. Bestand hat in diesem Zusammenhang die Untersuchung der Zusammenhänge zwischen den Bedürfnisanforderungen von Senioren und deren Entsprechung durch das sozialstaatliche Sicherungssystem (vgl. hierzu Alber/Schölkopf 1999, Backes 1997, Dieck/Naegele 1993/1978, Estes/Gerard u.a.1984, Kondratowitz 1994, Naegele/Schütz 1999, Schölkopf 2001). Hervorzuheben sind dabei die Autoren Dieck (zu Lebzeiten Leiterin des „Deutschen Zentrums für Altersfragen – DZA“) und Naegele, die sich bereits Ende der 1970er Jahre mit dem Thema „Sozialpolitik für ältere Menschen“ auseinandersetzten. Die Autoren verwiesen bereits damals darauf, dass das Alter mit einer Zunahme sozialer Ungleichheit einhergehe, welche sich in zweierlei Hinsicht äußere. Zum einen benennen Dieck und Naegele die strukturelle Benachteiligung der Altersgruppe im Vergleich mit anderen Alterskohorten. Zum anderen gehen sie davon aus, dass sich schichtspezifische Unterschiede im Alter fortführen und sogar noch eine Steigerung erfahren. Der Sozialpolitik komme vor diesem Hintergrund die Aufgabe zu, eine Verringerung sozialer Ungleichheit voranzutreiben und die Lebenslagen älterer Menschen nachhaltig zu verbessern (vgl. Tesch-Römer 2002, S. 23).

Die soziologische Altersforschung setzt sich demnach mit den sozialen Begleiterscheinungen des Alterns auseinander sowie mit den gesellschaftlichen Strukturen, welche den Rahmen dafür bilden und diversen Institutionen, die auf diese Lebensphase Einfluss nehmen. Der Forschungszweig präsentiert eine große Bandbreite relevanter Ergebnisse und Erkenntnisse zur Lebenslage alter Menschen (vgl. hierzu Backes/Clemens 2000, Clemens 1997, Kolland 1996, Naegele/Tews 1993, Schäuble 1989). Beispielsweise ist hierbei die groß angelegte Studie „The survey of Health, Aging and Retirement in Europe“ von Börsch-Supan u. a. (2009) zu nennen, deren Basisdatenerhebung in den Jahren 2004 und 2005 stattfand und welche die Altersprozesse von über 35.000 Europäern untersuchte hinsichtlich der Aspekte der Gesundheit, der finanziellen Lage und der vorhandenen sozialökonomischen sowie familiären Situation. In Bezug auf die fiskalische Absicherung konnte dieses Forschungsprojekt aufzeigen, dass angesichts des beschleunigten demografischen Wandels der Verteilungskampf hinsichtlich der Sozialausgaben von immer größerer Bedeutung ist, jedoch durch eine kapitalgedeckte Eigenversorgung der zukünftigen Rentnergeneration deutlich abgemildert werden kann. Auch die gesteigerte Erwerbstätigkeit in den gro-

ßen Ländern innerhalb Kontinentaleuropas (Deutschland, Frankreich und Italien) hat das Potenzial, zu einer Entspannung der Situation beizutragen (vgl. ebd.). In Bezug auf die familiäre Situation beschäftigt sich die Studie mit dem Aspekt des wechselseitigen Gebens und Nehmens zwischen den Generationen in Form von Unterstützungsleistung der älteren Generation gegenüber ihren Kindern in Form von finanziellen Zuschüssen oder der Betreuung der Enkelkinder sowie der Hilfe im Haushalt. Demgegenüber versorgen die Kinder ihre betagten Eltern, wenn sie im hohen Alter nicht mehr zu einer eigenständigen Lebensführung in der Lage sind (vgl. Brandt u. a. 2009). Im Zusammenhang mit dem Aspekt Gesundheit weist die Untersuchung unter anderem nach, dass auch bei älteren Menschen ein Zusammenhang besteht zwischen einem niedrigen sozialen Status und einer höheren Erkrankungs- und Sterblichkeitsrate im Vergleich zu den Personen mit einem höheren sozialen Status. Damit schließt sich eine Forschungslücke, weil dieser Gesichtspunkt bisher nur für die Alterspanne bis zum 65. Lebensjahr untersucht wurde (vgl. Knesebeck/Mielck 2009, S. 143-146). Die Untersuchungen hinsichtlich sozialstruktureller Rahmenbedingungen für soziale Ungleichheit im Alter sind, so Tesch-Römer und Motel-Klingebiel (2010, S. 449) vor allem für die Soziale Arbeit und deren Interventionen von großem Belang.

Stärker auf theoretische Erkenntnisse ausgerichtet sind Fragestellungen, die sich mit der gesellschaftlichen Konstitution des Alterns und der Auseinandersetzung mit dem höheren Lebensalter als Teil des Lebenslaufs beschäftigen (vgl. hierzu Backes/Clemens 1998, Kohli 1985, Langehennig 1987, Mayer/ Diewald 2007, Rosenmayr 1996, Tews 1995). Diese Forschungsprojekte untersuchen die gesellschaftliche Konstruktion von Lebensläufen und den Einfluss, den die Institutionalisierung darauf nimmt. Auch die Beschäftigung mit bestimmten Geburtsjahrgängen in Abhängigkeit ihrer spezifischen historischen Rahmenbedingungen und mit den Besonderheiten der jeweiligen Alterskohorte fällt in den Bereich der alterssoziologischen Forschung. Nicht zuletzt geht es in dem Wissenschaftszweig darum, die Auswirkungen des demografischen Wandels näher zu beleuchten, demnach der Fragestellung nachzugehen, welchen Anforderungen sich eine Gesellschaft gegenübergestellt sieht, deren Anteil an älteren Menschen immer mehr zunimmt, während die jüngere Generation immer schwächer vertreten ist (vgl. Studie von Börsch-Supan u. a. 2009) (vgl. Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2010, S. 449).

Die Lebensphase des Alters lässt sich zudem aus der Perspektive der (Entwicklungs-)Psychologie betrachten, welche ebenso umfassende Forschungsprozesse zu dieser Thematik liefert, die hier der Vollständigkeit halber ebenfalls kurz umrissen werden sollen. Hinsichtlich der Alternspsychologie nehmen Paul und Margret Baltes eine entscheidende Rolle ein. Ihr Werk „Successful Aging“

(1990) gilt als ein Meilenstein innerhalb der Disziplin. Die Autoren haben beispielsweise mit dem „SOK-Modell“[28] einen bekannten Ansatz entwickelt, der sich mit den Rahmenbedingungen erfolgreichen Alterns auseinandersetzt, wobei von einer selektiven Optimierung mit Kompensation ausgegangen wird. Die Mechanismen der Selektion (Entwicklung/Auswahl von Zielen), der Optimierung (Bestrebungen, die auf die Zielerreichung ausgerichtet sind) und der Kompensation (Ausgleich von abhanden gekommenen Fähigkeiten und Fertigkeiten) bilden ein zentrales Element innerhalb lebenslanger Entwicklungen und somit ebenfalls für die Perspektive der Entwicklungspsychologie. Aber auch deutsche Alterspsychologen haben laut Tesch-Römer und Motel-Klingebiel (vgl. 2010, S. 449f.) einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Lebensspanne geleistet (vgl. hierzu Kruse/Schmitz-Scherzer 1995, Lehr 2000, Schneider 1974, Pinquart 1998,).

Thematisch befasst sich die Alternspsychologie mit den unterschiedlichen Entwicklungsverläufen innerhalb der zweiten Lebenshälfte und setzt sich zudem mit der Frage der Beeinflussbarkeit von Alterungsprozessen auseinander. Explizit beschäftigt sich das Forschungsfeld mit Aspekten wie der kognitiven Leistungsfähigkeit im Alter (was vor allem im Hinblick auf die zunehmende Auseinandersetzung mit Demenzerkrankten von großer Bedeutung ist (vgl. hierzu Buijsen 1997, Förstl 2000, Popp 1999, Weis/Weber 1997, Werner 1997)) oder der individuellen Persönlichkeitsentwicklung, welche Senioren durchlaufen (vgl. hierzu Martin u. a. 2000, Wahl u. a. 2008). Innerhalb dieses Themenspektrums interessiert vor allem die Aufrechterhaltung einer stabilen Persönlichkeit unter dem Einfluss wechselnder Rahmenbedingungen im Alter. Stellvertretend für diesen Forschungszweig kann das Phänomen des bereits zuvor erwähnten „Paradox der Lebenszufriedenheit“ (Kessler/Staudinger 2010, S. 264)[29] genannt werden, wie Tesch-Römer und Motel-Klingebiel (2010, S. 450) ausführen. Obwohl das Altern häufig mit Einschränkungen und Entwicklungsverlusten einhergeht, konnte nachgewiesen werden, dass die individuelle Lebenszufriedenheit der Betroffenen dennoch häufig eine recht hohe Stabilität bis ins hohe Lebensalter verzeichnen kann. Hierbei spielen Anpassungsprozesse eine große Rolle, mit anderen Worten geht es darum, die eigenen Ziele den vorherrschenden Lebensbedingungen anzugleichen, wenn diese nicht aktiv verändert werden können (vgl. hierzu Brandtstädter/Renner 1990, Heckhausen/ Schulz 1995). „Aus psy-

28 „SOK-Modell“ steht für „Modell der selektiven Optimierung mit Kompensation“ (Tesch-Römer, Motel-Klingebiel 2010, S. 450).
29 Vgl. Kapitel 1.3.2.

chologischer Perspektive wurde die Überzeugung formuliert, dass Menschen in der zweiten Lebenshälfte Produzenten ihrer eigenen Entwicklung sind“, deklarieren Tesch-Römer und Motel-Klingebiel (2012, S. 450). Die soziale Lage und die vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen werden hierbei zwar nicht völlig ignoriert, jedoch wird das Hauptaugenmerk darauf gelegt, welche Ziele sich der Mensch selbst setzt und inwieweit er dazu in der Lage ist, diese auch zu verfolgen oder gegebenenfalls wieder verwerfen zu müssen. Die Autoren weisen in diesem Zusammenhang auf die Verwandtschaft zu dem Empowermentansatz hin, welcher ebenfalls das Ziel verfolge, Autonomie und Selbstbestimmung voranzutreiben und zu stärken (vgl. ebd.).

Die Auseinandersetzung mit diesen beiden Hauptzweigen der Altersforschung ist als empirische Untermauerung der theoretischen Überlegungen zu Beginn der Arbeit anzusehen. Es folgt nun die Hinwendung zu dem eigentlichen Forschungsbereich, der die Grundlage der vorliegenden Untersuchung bildet: dem innerhalb der Alter(n)sforschung noch relativ jungen Forschungsfeld (neuer) Medien und Alter. Hartung (2012, S. 7) betont etwa, dass die Art und Weise, wie ältere Menschen mit Medien umgingen, welche Vorstellungen und Haltungen sie ihnen gegenüber offenbaren und welche Handlungsdimensionen sie wahrnehmen zwar von wissenschaftlichem Interesse sei, die Aufarbeitung dieser Themenbereiche und entsprechend auch der Kenntnisstand jedoch zur Zeit noch sehr unterkomplex sei. Im Gegensatz zu der Kinder- und Jugendmedienforschung, die sich vielschichtig und umfangreich gestaltet, finden sich für die Spanne des mittleren und höheren Erwachsenenalters keine vergleichbaren Forschungsergebnisse (vgl. ebd.). Auf diesen Gesichtspunkt weist auch Kübler (2009, S. 99) hin, wenn er davon spricht, dass Studien, die sich mit dem Medienverhalten älterer Menschen auseinandersetzen, häufig auf deren Fernsehverhalten reduziert sind. „Andere Medien finden in nur wenigen Studien spezielle Beachtung“, so der Autor „und noch seltener werden die Älteren in soziodemografische und -kulturelle Segmente untergliedert. Daher haben die von der Forschung vielfach monierten Defizite und Desiderate eher zu- denn abgenommen (…)“ (ebd.).

Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen „neue Medien und Ältere“ flammte nach Küblers Auffassung vor allem Ende der 1980er Jahre auf, wobei es zum einen um die Frage nach der Notwendigkeit von Nachqualifizierungsmaßnahmen ging, demnach darum, wie eine profitable Nutzung neuer Medien (hierbei vor allem PC und Internet) durch die Zielgruppe der Älteren sichergestellt werden könnte. Zum anderen waren in diesem Zusammenhang auch politische und gesellschaftliche Interessen von Bedeutung, wobei der Fokus auf Maßnahmen gegen eine befürchtete digitale Spaltung lag, das heißt gegen eingeschränkte

Teilhabe- und Partizipationsmöglichkeiten der älteren Generation im Zuge der medientechnologischen Entwicklungen. Diese Debatte ist mittlerweile jedoch, wie der Autor (2009, S. 100) betont, wieder abgeflaut, wobei wenig ersichtlich ist, ob hierfür ein erlahmendes Interesse verantwortlich ist oder ob diese Befürchtungen sich mittlerweile als unbegründet herausgestellt haben. Betrachtet man sich die Ergebnisse der diversen Onlinenutzungsstudien (z. B. ARD-ZDF-Onlinestudie oder (N)Onliner Atlas, vgl. Kapitel 1.6.2), so scheint das für die zweite Ansicht zu sprechen, denn gerade die ältere Zielgruppe kann einen stetigen Zuwachs bei der Nutzung von PC und Internet verzeichnen.[30] Kübler führt diesen Gesichtspunkt im Wesentlichen darauf zurück, dass die „Internet-Pioniere" (2009, S. 100) mittlerweile das Rentenalter erreicht hätten (vgl. ebd.).

Hinsichtlich des zielgruppenspezifischen Nutzungsverhaltens gegenüber Angeboten des Hörfunks und Fernsehens gibt es schon relativ frühe Studien, wie die von der ARD/ZDF-Medienkommission Anfang der 1980er Jahre durchgeführte Sondererhebung unter den 55- bis 74-Jährigen in Deutschland (Eckhard/Horn 1988). Hartung wirft in diesem Zusammenhang kritisch ein, dass viele Studien hinsichtlich des Fernsehkonsums von Älteren mit einer „pauschalen Vielseher-Etikettierung" (2012, S. 8) arbeiteten. Demgegenüber stehen Untersuchungen beispielsweise von Lehr (1977) oder von Lehr, Schmitz-Scherzer und Quadt (1979), welche die Potenziale des Mediums für die Zielgruppe älterer Menschen, zum Beispiel hinsichtlich Lernmöglichkeiten oder Aktivierung und Erhaltung geistiger Funktionalität, die damit einhergehen, ins Zentrum der Untersuchung stellen (vgl. Hartung 2012, S. 8). Es gibt auch eine Anzahl von empirischen Untersuchungen im Rahmen von Qualifikationsarbeiten, welche sich mit dem Aspekt des Fernsehenverhaltens der älteren Generation auseinandersetzen. Schade (1983) beispielsweise promovierte bereits Anfang der 1980er Jahre zu einem Thema, welches die Potenziale von Fernsehen im Allgemeinen und Seniorenprogrammen im Besonderen für die Zielgruppe der älteren Konsumenten herausarbeitete. Hierbei verglich die Autorin mehrere Wohn- und Lebenssituationen miteinander und resümierte, dass das Fernsehen vor allem für diejenigen Senioren von großer Bedeutung war, welche in einem Alten- und Pflegeheim lebten und anhand des Mediums fehlende Aktivität und Mobilität kompensieren konnten. Ein Umstand, welcher für rüstigere alte Menschen, die sich noch in ihrem häuslichen Umfeld befanden und über ein entsprechendes selbstbestimm-

30 Wobei in diesem Zusammenhang nochmals darauf hinzuweisen ist, dass die stagnierenden Zahlen bei den jüngeren Nutzern darauf zurückzuführen sind, dass diese zum Großteil bereits online sind, während es bei den älteren noch Nachholbedarf gibt (vgl. hierzu Kapitel 1.6.2).

tes Aktivitätspotenzial verfügten, weniger von Bedeutung war. Diese Zielgruppe nutzte das Fernsehen vornehmlich zu Informationszwecken. Der Frage nach einer potenziellen Isolation und Vernachlässigung sozialer Kontakte durch Fernsehkonsum[31] ging Fabian in seiner Studie nach (1990). Anhand seiner Untersuchung konnte der Forscher herausarbeiten, dass eingeschränkte Sozialkontakte, subjektives Mangelerleben oder das vorhandene Maß an Zufriedenheit keinen nennenswerten Einfluss auf die Dauer der Fernsehnutzung haben, womit eine weitverbreitete Auffassung widerlegt werden konnte. Allerdings konnte er das Motiv der Problemflucht herausstellen, welches sich durchaus auf den Fernsehkonsum auswirken kann. Hierbei ist jedoch zu beachten, wie der Autor betont, dass es sich dabei nicht um ein Phänomen handelt, das ausschließlich der Altersgruppe der Senioren zugehörig ist, sondern vielmehr lassen seine Ergebnisse vermuten, dass die Art und Weise der Fernsehgewohnheiten bereits in früheren Phasen des Lebens ausgeformt werden und im Alter lediglich eine Weiterführung erfahren, die mitunter eine Verstärkung erleben kann (vgl. Fabian 1990, zit. in: Hartung 2012, S. 9f.).

Die Auswirkungen des verkabelten Rundfunks auf die Zielgruppe der Senioren wurden von Kübler u. a. (1991) vor der Jahrtausendwende in einem Forschungsprojekt in Hamburg und zum Vergleich dazu in Pinneberg untersucht. Kübler betont, dass es sich bei dieser Studie um die bislang „letzte empirische und umfassende speziell zur Mediennutzung Älterer“ (Kübler 2009, S. 100) handeln würde. Dazu differenzierte das Forschungsprojekt erstmals nach Geschlecht, Bildung, kultureller Aktivität, Nachbarschaftskontakten sowie mentaler und körperlicher Mobilität und konnte demnach differenziertere Ergebnisse erzielen (vgl. ebd., S. 100f.).

Einen großen Stellenwert im Rahmen ihrer Mediennutzung nimmt für ältere Menschen die Tageszeitung ein, welche hinsichtlich ihrer Priorität und Beliebtheit sogar den Fernsehkonsum übertrifft (Berg/Ridder 2002, Kübler u. a. 1991, Meyen 2004, Straka u. a. 1989). Während sich die jüngere Generation zusehends von dem Medium Tageszeitung distanziert, bleibt die ältere Leserschaft kontinuierlich erhalten. Die Vorlieben hinsichtlich der unterschiedlichen Ressorts weisen einen deutlichen Genderaspekt auf, wie aufgezeigt werden konnte, jedoch bemängelt Kübler (vgl. 2009, S. 101f.), dass es an einschlägigen Studien zum

31 Hierbei ist anzumerken, dass diese Vorurteile aktuell auch dem Internetkonsum vorauseilen, woran deutlich wird, dass wohl jedes neue Medium in der Gesellschaft entsprechende Gegenentwürfe auslöst und Gefährdungsmomente, die damit einhergehen, prognostiziert werden. Ein Umstand, der bereits beim Buchdruck diskutiert wurde, so dass davon ausgegangen werden kann, dass diese Vorurteile und Zuschreibungen so alt sind, wie die Medien (in ihrer unterschiedlichen Ausformung) selbst.

Leseverhalten fehle. Deutlichen Nachholbedarf für die zielgruppenspezifische Untersuchung weisen nach Auffassung des Autors auch die allgemeinen Lesestudien auf, wie die von der Stiftung Lesen/Spiegel-Verlag 2001. Hier wurde die ältere Generation pauschal kategorisiert mit „50 Jahre und älter“, so dass differenzierte, aussagekräftige Ergebnisse kaum zu erwarten waren (vgl. Kübler 2009, S. 101f.).

Mit der Thematik von älteren Menschen und neuen Medien setzten sich unter anderem zwei Dissertationen auseinander, wobei hier der werbewirtschaftliche Blickwinkel jeweils im Zentrum des Interesses stand. So untersuchte Ochel (2003) beispielsweise, inwieweit Onlineanwendungen einen Nutzen für ältere Menschen bieten und wie Onlinemarketing-Strategien zielgruppenspezifisch ausgestaltet werden könnten. Mit der Frage nach der Ausgrenzung von Angehörigen der Generation 50plus aus der mobilen Informationsgesellschaft beschäftigte sich 2003 Enslin, wobei sie hierzu sowohl eine Analyse von einschlägigen Inseraten und Werbespots vornahm als auch deren Interpretation und Wahrnehmung seitens älterer Menschen untersuchte. Als Ergebnis ihres Forschungsprojektes betont die Autorin das vorhandene Gefühl der Exklusion und plädiert entsprechend für eine gezieltere intergenerative Ansprache in der Werbung (vgl. Kübler 2009, S. 102).

Mit Fragestellungen nach generationsspezifischen Unterschieden im Medienverhalten setzte sich u. a. Schäffer auseinander und widmete sich in seinem Werk „Generationen – Medien – Bildung“ (2003) den unterschiedlichen Medienpraxiskulturen im Generationenvergleich. Hierbei untersuchte er, welcher habituelle Umgang mit der Medientechnologie sich bei den unterschiedlichen Altersgruppen (Jugendliche, Erwachsene, Senioren) herausbildet und welche Auswirkungen das wiederum auf Bildungsprozesse hat. Neben den verschiedenen Altersgruppen bezog der Autor auch Aspekte wie Milieuzugehörigkeit und Geschlecht in seine Analyse mit ein (vgl. ebd.).

Empirische Mediennutzerstudien setzen sich laut Kübler in der Regel mit Aspekten auseinander wie Angaben zur Medienausstattung der befragten Haushalte, zur Reichweite der vorhandenen Medien, zu der jeweiligen Nutzungsdauer und -frequenz sowie zum generellen Medienzeitbudget. Manche der Erhebungen berücksichtigen darüber hinaus auch Themen wie Nutzungsmotivation, finanzielle Aufwendungen für die Medien allgemein sowie zum Teil auch Bewertungen und Einschätzungen beziehungsweise Einstellungen gegenüber den verschiedenen Medienformen. Diese Indikatoren sind nach Auffassung des Autors als zentral anzusehen und bilden die Grundlage vieler langjährig angelegter Studien, wie beispielsweise die der ARD und des ZDF (vgl. Kapitel 1.6.2). Kübler kritisiert in diesem Zusammenhang einmal mehr, dass ein Großteil dieser standardisierten

Forschungsvorhaben mit pauschalisierten Einteilungen arbeitet und ältere Nutzer kategorisiert mit „50/60 Jahre und mehr“, wodurch seiner Meinung nach den modernen gerontologischen Forschungserkenntnissen keine Rechnung getragen wird (vgl. Kübler 2009, S. 103). Allerdings muss hierbei hinzugefügt werden, dass die ARD-ZDF-Onlinestudie (ARD/ZDF Medienkommission o. J.) mittlerweile zumindest dazu übergegangen ist, die Alterskohorten von „50–59“ und „60 und älter“ auf „50–69“ und „ab 70“ auszuweiten. Dennoch wird deutlich, dass hierbei mit sehr großen Altersspannen gearbeitet wird, was die Ergebnisse in ihrer altersspezifischen Genauigkeit natürlich einschränkt. Was qualitative Daten zur Mediennutzung, insbesondere zur Nutzung neuer Medien wie Computer und Internet anbelangt, betont Kübler (2009, S. 106), dass es nur wenige Studien gibt, die sich mit dem Gebrauch und Nutzen dieser Technologien für die ältere Generation auseinandersetzen.

Ahrens (2007) entwickelte beispielsweise ein qualitatives Forschungsdesign und untersuchte mittels problemzentrierter Interviews und Wohnungsbegehungen die Ausprägung von Alltäglichkeit der Internetnutzung bei älteren Paaren zwischen 52 und 66 Jahren. Als Ergebnis konnte die Autorin festhalten, dass PC und Internet eher wie ein Haushaltsgegenstand wahrgenommen werden und weniger als Unterhaltungs- und Entspannungsmedium. Entsprechend funktional und eingeschränkt würden Computer und Internet genutzt und vor allem auf ihre Informations- und Kontaktfunktion beschränkt. Daraus resümiert Ahrens, dass sich die Voraussage eines befürchteten *digital divide* zwar nicht bestätigt habe, die ältere Generation im Umkehrschluss allerdings auch nicht „richtig heimisch“ (Ahrens, zit. in: Kübler 2009, S. 106) werden würde mit den Onlinemedien (vgl. ebd.). Ebenfalls qualitativ angelegt ist die Dissertation von Zoch (2009), die sich mit der Mediennutzung von Senioren auseinandersetzt, wobei sie sich primär mit den „klassischen“ Medien (Tageszeitung, Fernsehen) befasst. Die Autorin entwickelte eine Typologie älterer Mediennutzer und unterscheidet dabei zwischen den Pflichtbewussten, den Gelassenen, den Bildungshungrigen, den Indifferenten, den Genügsamen und den Abhängigen (vgl. Zoch 2009).

Alles in allem wird deutlich, dass die Alter(n)sforschung ein sehr weites Feld innerhalb der Sozialwissenschaft einnimmt. Die Themen sind hierbei sehr differenziert und vielfältig, wie in dieser kurzen Abhandlung aufgezeigt wurde. Lebensweltliche Themen stehen ebenso im Fokus der Betrachtung, wie gesundheitliche Aspekte oder auch die sozialpolitischen Rahmenbedingungen. Vor dem Hintergrund des viel beschworenen demografischen Wandels ist anzunehmen, dass sich das Feld der Alter(n)sforschung in Zukunft noch weiter ausdifferenzieren wird und sich hier sicherlich auch noch weitere Forschungsschwerpunkte

ausbilden werden. Nachholbedarf besteht hierbei vor allem, das wurde oben bereits angedeutet, in der wissenschaftlichen Aufbereitung des Themas „Senioren und Medien“, insbesondere im Zusammenhang mit neuen Medien. Zwar ist deutlich geworden, dass mittlerweile eine gewisse Sensibilität und Offenheit für das Thema besteht und der Forschungsfokus sich entsprechend anpasst, dennoch sind einschlägige Untersuchungen in diesem Kontext nach wie vor unterrepräsentiert. In diesem Zusammenhang wurde Kübler zitiert, der deklariert, dass es zwar einige Abhandlungen geben würde, die sich mit dem Nutzungsverhalten von Senioren auseinandersetzten, ein deutliches Desiderat sei jedoch dagegen hinsichtlich der Frage nach dem Benefit gegeben, den die Senioren daraus zögen. An genau dieser Forschungslücke setzt die vorliegende Arbeit an, wenn sie sich mit der Fragestellung befasst, inwieweit und wodurch virtuelle Netzwerke im Internet mit ihren interaktionalen Anteilen Ressourcen schaffen, aktivieren und/oder aufrechterhalten, die Senioren bei der Bewältigung ihres Alltags unterstützen. Zur Beantwortung dieser Frage wurde ein qualitativ orientiertes Forschungsprojekt durchgeführt, welches im Folgenden sowohl hinsichtlich seines Designs, seiner Durchführung sowie seiner Ergebnisse dargestellt wird.

3 Methodisches Design

Nachdem die theoretische Rahmung der Forschungsfrage erörtert und darüber hinaus der bisherige Forschungsstand auf dem Gebiet der Alter(n)sforschung und insbesondere der zielgruppenspezifischen Medienforschung aufgezeigt wurde, folgt in diesem Kapitel die Erläuterung der zugrunde liegenden Methoden sowie des zur Anwendung gekommenen methodischen Designs.

3.1 Methode: Grounded Theory und Narrationsanalyse

Das gewählte Forschungsdesign orientiert sich aufgrund des deutlichen Forschungsdesiderats, welches ein induktives Vorgehen als zielführend erachten lässt, an der Logik der *Grounded Theory*[32], die auf Glaser und Strauss (2010) zurückgeht sowie auf die Methode der Narrationsanalyse nach Schütze (1981, 1984). Zunächst wird das „Handwerkzeug" der Grounded Theory näher dargestellt.

Häufig findet die Grounded Theory Berücksichtigung im Kontext gegenstandsbezogener Theoriebildung (vgl. Mayring 2002, S. 103). Darüber hinaus erhebt die Grounded Theory für sich den Anspruch, formale Theorien zu entwickeln, die über eine gegenstandbezogene Theoriebildung hinausgehen. Treffender erscheint es Strübing deshalb, von einem „Forschungsstil zur Erarbeitung in empirischen Daten gegründeten Theorien" (Strübing 2008, S. 14) zu sprechen. Eine ähnliche Definition nimmt Breuer vor, der die Grounded Theory als „kreative Theorieentwicklung [.] auf der Grundlage eines Regelwerkes gegenstandbezogener Explorationen des Forschers" (2009, S. 53) bezeichnet.

32 Die Darstellung der Grounded Theory erfolgt im Rahmen dieser Untersuchung nur in Grundzügen. Auf die Erläuterung der Entstehungsgeschichte des Forschungsstils im Kontext der Chicago School (Strauss) und Columbia School (Glaser) wird ebenso verzichtet wie auf die Diskussion der Auseinanderentwicklung der beiden „Gründungsväter" Glaser und Strauss. Diese Arbeit stützt sich im weiteren Verlauf auf den Theorieentwurf der Grounded Theory nach Anselm Strauss (und Juliet Corbin).

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2_3, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Die Grounded Theory zielt folglich darauf ab, Theorien auf der Grundlage von Daten zu generieren. Dabei basieren Hypothesen und Konzepte nicht nur auf den Daten, sondern sie werden auch in Bezug auf das Datenmaterial ausgearbeitet. Die Basis der Theoriegenerierung bildet nach Auffassung von Glaser und Strauss die komparative Analyse: „Mit unserer komparativen Methode legen wir Wert darauf, die Generierung von Theorien als Prozess darzustellen; eine Grounded Theory ist kein perfektes Produkt, sondern in permanenter Entwicklung begriffen“ (2010, S. 49).

Diesem Prozessgedanken entspricht die Logik, dass es keinen festen Endpunkt gibt. Die Theoriebildung erfolgt mit Beginn des Forschungsprozesses und wird kontinuierlich fortgeführt. Der Prozess steuert sich aus sich selbst heraus, wobei es zu einer wechselseitigen Abfolge von Handeln und Reflexion kommt. Der jeweils vorausgegangene Prozessschritt bildet dabei die Grundlage für die reflexiven Anteile des Forschungsgeschehens (vgl. Strübing 2008, S. 15).

Die auf die Generierung von Theorien zielende Datenerhebung im Rahmen der Grounded Theory, die sich durch die Parallelität von Erhebung, Kodierung und Analyse der Daten auszeichnet, wird von Glaser und Strauss (2010, S. 61) als „theoretisches Sampling“ (ebd.) begriffen. Das heißt, bereits bei der Erhebung der Daten wirkt die im Entstehen begriffene Theorie mit.

Diese Parallelität der einzelnen Arbeitsschritte bedeutet, dass die Analyse bereits mit dem ersten Fall, der untersucht wird, beginnt. Somit ist die Grounded Theory als einzelfallanalytisches Verfahren zu betrachten, wobei es allerdings entsprechend ihres komparativen Charakters nicht bei der Analyse eines einzelnen Falls bleibt. Die Heuristiken des Vergleichs sind, wie bereits erwähnt, Kernelement der Grounded Theory und finden auf den verschiedenen Prozessebenen Anwendung. Mit Hilfe einer minimalen Kontrastierung gilt es, den Kern eines Falltypus oder eines Theoriekonzeptes zu erfassen. Das heißt, der Forscher geht auf die Suche nach konstanten Anteilen, die sich im Vergleich der unterschiedlichen Daten abzeichnen. Variationen, die in der Gegenüberstellung auffallen, bilden wiederum die Basis von Subkonzepten. Zeigen die Konstanten unter Einbeziehung mehrerer Vergleichsfälle keine zusätzlichen Kriterien, spricht die Grounded Theory von einer „theoretischen Sättigung“ (Glaser/Strauss 2010, S. 76). An diesem Punkt erfolgt die zweite Verfahrensweise komparativer Analyse in Form des gezielten Vergleichs von Fällen, welche sich maximal unterscheiden. Die Erkenntnisse, die daraus gewonnen werden, dienen der Einschätzung der Reichweite des jeweiligen Konzeptes beziehungsweise verweisen auf alternative Konzepte für einen spezifischen Geltungsbereich (vgl. Strübing 2010, S. 13ff.).

Die verschiedenen Kodierformen bilden zentrale Arbeitsschritte der Grounded Theory. Strauss und Corbin unterscheiden in diesem Kontext drei Formen des Kodierens[33] (Strauss/Corbin 1996, S. 43):

- das offene Kodieren,
- das axiale Kodieren und
- das selektive Kodieren.

Das offene Kodieren dient dem thematischen Zugang zum Material. Es gilt, zentrale Momente herauszufiltern, um sie anschließend im Detail zu analysieren. Die daraus resultierenden Kategorien werden im Rahmen des axialen Kodierens auf Ursache, Umstände und Konsequenzen hin untersucht. Diese Kodierform zielt darauf ab, Erklärungszusammenhänge zu erschließen. Das axiale Kodieren bezieht sich auf einzelne Theoriebausteine. Diese in einen Zusammenhang zu stellen, ist die Aufgabe der dritten Kodierform, des selektiven Kodierens, das auch als eine Art Re-Kodierung verstanden werden kann. Alle bisher gewonnenen Ergebnisse der vorangegangenen Kodierungen werden in diesem Schritt noch einmal im Hinblick auf die Kernkategorie überdacht und in einen homogenen Theorieentwurf integriert (vgl. Strübing 2010, S. 19ff.).

Die theoretische Offenheit der Grounded Theory erscheint vor dem Hintergrund des bisher nur wenig erforschten Felds als notwendig, um das Untersuchungsspektrum und das Repertoire an möglichen Ergebnissen nicht schon im Voraus einzuschränken. Im Gegensatz zu Forschungsvorhaben, die auf die Überprüfung einer vorab entwickelten Hypothese ausgerichtet sind, begibt sich die Grounded Theory unvoreingenommen ins Feld. Ein derartiges Vorgehen ist in Anbetracht fehlender Vergleichsstudien und Forschungsergebnisse bei der vorliegenden Fragestellung unumgänglich. In diesem Zusammenhang ist auf Kelle zu verweisen, der folgende Überzeugung vertritt:

> „Es ist davon auszugehen, daß eine hypothetiko-deduktive Methodologie zur Untersuchung jener Bereiche sozialer Realität nicht ausreichend ist, wo gesellschaftliche Tendenzen der Modernisierung und Individualisierung die Wahrscheinlichkeit erhöhen, daß neue soziale Praktiken, ideosynkratische Handlungsmaximen oder individuelle Deutungsmuster entstehen“ (1994, S. 354).

33 Diese verschiedenen Formen des Kodierens erfolgen allerdings nicht in chronologischer Abfolge. Vielmehr ist auch hier wieder von einem sich wechselseitig beeinflussenden und parallelen Vorgehen auszugehen.

Zweifelsohne ist der vorliegende Forschungsbereich als Inbegriff gesellschaftlicher Wandlungsprozesse zu verstehen. Das soziale Gefüge im Internet ist ein junges Phänomen und vor allem die Angebote und Maßnahmen für die Zielgruppe 50+ sind noch nicht so weit verbreitet. Entsprechend eingeschränkt ist das Wissen über diese Ausdrucks-, Beziehungs- und Sozialformen. Gerade in einem solchen Fall ist es wichtig, so Kelle (ebd., S. 354f.), Theorien nicht ohne Berücksichtigung der Sichtweisen der entsprechenden Akteure zu entwickeln. Anwendbare Theorien können seiner Meinung nach nur entstehen, wenn sie in Rückkopplung mit dem empirischen Material im Forschungsfeld formuliert werden (vgl. ebd.).

Neben der Methode des Kodierens im Sinne der Grounded Theory findet außerdem die Narrationsanalyse nach Fritz Schütze Anwendung im Rahmen dieses Forschungsprojektes. Diese Methode eignet sich, wie die Bezeichnung bereits vermuten lässt, insbesondere für (autobiografisch) narrative Interviews. Da die leitfadengestützten Interviews in dieser Arbeit einen großen Anteil an narrativen Fragen aufweisen und zudem autobiografische Erfahrungen thematisieren, wurde diese Methode ebenfalls herangezogen, um die Ergebnisse, die im Rahmen des Kodierungsverfahrens gewonnen wurden, zu untermauern beziehungsweise zu erweitern.

Die Methode der Narrationsanalyse hat ihren Ursprung in grundlagentheoretischen Arbeiten im Bereich der Wissenssoziologie und des Symbolischen Interaktionismus. Im Zentrum der Untersuchung steht dabei vor allem die sinnhafte Orientierung, welche von den Akteuren ausgeht. Schütze bezeichnet dementsprechend das autobiografisch-narrative Interview als eine „Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebensablaufs“ (1984, S. 78). Um hierüber Erkenntnisse zu erlangen, wird der Text zunächst unterteilt in seine „Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung des Erzählens, Beschreibens und Argumentierens“ (ebd., S. 80). Die Erzählungen stehen dabei im Mittelpunkt der Betrachtung und werden im darauffolgenden Analyseschritt nach inhaltlichen und formalen Aspekten segmentiert (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 233). Daraufhin folgt eine strukturelle inhaltliche Analyse der herausgearbeiteten Erzählsegmente, wobei es darum geht, die Funktion der einzelnen Abschnitte für die gesamte Erzählung zu erfassen. Insgesamt verfolgt dieser Analyseschritt das Ziel, die von Schütze entwickelten „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ (Schütze 1981) im vorliegenden Datenmaterial herauszuarbeiten. Bei den Prozessstrukturen des Lebenslaufs handelt es sich um „Grundphänomene von Lebensabläufen“ (ebd.).

Schütze begründet dieses Vorgehen damit, dass es seiner Meinung nach

> „sinnvoll ist, die Frage nach Prozeßstrukturen des individuellen Lebensablaufs zu stellen und davon auszugehen, daß es elementare Formen dieser Prozeßstrukturen gibt, die im Prinzip (wenn auch z. T. nur spurenweise) in allen Lebensabläufen anzutreffen sind“ (ebd., S. 130f.).

Und weiter:

> „Die Fragestellung ‚Wie deutet der Biographieträger seine Lebensgeschichte?‘ ist meines Erachtens erst dann zufriedenstellend zu klären, wenn der Forscher die interpretierenden, theoretischen Anstrengungen des Biographieträgers in den Zusammenhang faktischer Prozeßabläufe seines Lebens einbetten kann“ (ebd., S. 131).

Schütze (ebd., S. 67ff.) arbeitet diesbezüglich vier Typen von Prozessstrukturen des Lebenslaufs heraus:

- *institutionelle Ablaufmuster und -erwartungen des Lebenslaufs*. Dieser Gesichtspunkt bezieht sich auf Aspekte wie den Familienzyklus, auf Ausbildungs- und Berufskarrieren, aber auch auf negative Fallkarrieren.
- *Handlungsschemata von biografischer Relevanz*. Diese Prozessstrukturen beziehen sich auf eine ganze Reihe von Phänomenen, die einen intentionalen Aktivitätscharakter aufweisen.
- *Verlaufskurven*. Hierunter fallen Prozesse, die nicht als soziales Handeln begriffen werden können, sondern es sind „auf das Individuum einstürzende Ereignisse“ (ebd., S. 89). Verlaufskurven „können den Biographieträger als übermächtige überwältigen, und er kann zunächst nur noch auf diese ‚konditionell‘ reagieren, um mühsam einen labilen Gleichgewichtszustand der alltäglichen Lebensgestaltung zurückzugewinnen“, so Schütze (1984, S. 92). Er unterscheidet dabei negative Verlaufskurven (= Fallkurven), welche mit einer Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen verbunden sind, von positiven Verlaufskurven (= Steigkurven), welche mit neuen Handlungsoptionen einhergehen (vgl. Schütze 1981, S. 91).
- *Wandlungsprozesse und biografische Gesamtformung*. Diese Strukturen beziehen sich auf Veränderungen der Selbstidentität in Form eines langfristigen handlungsschematischen Orientierungsrahmens und auf die Umgestaltung der bis dato dominierenden Ordnungsstruktur im Lebenslauf.

Nach der Analyse der einzelnen Erzählpassagen hinsichtlich dieser Prozessstrukturen erfolgt eine analytische Abstraktion, das heißt, in diesem Auswertungs-

schritt geht es darum, die biografische Gesamtformung der Erzählung zu erfassen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 236f.). Daran anschließend wird im Rahmen der „Wissensanalyse“ die „‚Eigentheorie‘ des Erzählers zu seiner Lebensgeschichte“ (ebd., S. 237) in den Blick genommen, das heißt, es wird analysiert, wie der Biografieträger seine Lebensgeschichte präsentiert und welche Argumentationen er in diesem Zusammenhang vornimmt. Dabei interessiert vor allem, welche Funktionen diese Form der Selbstpräsentation für den Erzähler einnehmen (vgl. ebd., S. 237f.). Im fünften Interpretationsschritt erfolgen kontrastive Vergleiche (Suche nach minimalen und maximalen Kontrasten), wie sie auch aus der Grounded Theory-Methode bekannt sind. Auf der Grundlage der Vergleiche wird dann schlussendlich in der letzten Analyseeinheit ein theoretisches Modell entwickelt (vgl. ebd., S. 238ff.).

Für die vorliegende Forschungsfrage kommt der Narrationsanalyse vor allem im Hinblick auf die Rekonstruktion von biografischen Erlebnissen eine große Bedeutung zu. Die Interviewteilnehmer werden beispielsweise nach kritischen Lebenssituationen gefragt und danach, wie sie mit diesen umgegangen sind. Vielfach kamen zudem Familienstrukturen, Berufsbiografien und andere wichtige „biografische Marker“ im Lebenslauf zur Sprache.

Eine Kombination der beiden Methoden qualitativer Sozialforschung eignet sich aufgrund ihrer formellen und inhaltlichen Nähe.

3.2 Datenerhebung: Problemzentriertes Interview

Bei dem problemzentrierten Interview, das auf Witzel (2000) zurückgeht, handelt es sich um eine offene, halbstrukturierte Form der Befragung. Es zielt auf „eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (ebd., o. S.). Dem problemzentrierten Interview ordnet Witzel drei Grundprinzipien zu (vgl. ebd.):

- die Problemzentrierung,
- die Gegenstandsorientierung und
- die Prozessorientierung.

Die *Problemzentrierung* erfolgt durch eine Orientierung an gesellschaftlich relevanten Aspekten und Fragestellungen. Der Erkenntnisprozess wird demnach durch ein explizites Vorwissen gesteuert, welches der Generierung der Fragestel-

lung und dem Begreifen der Ausführungen der Interviewteilnehmer dient.[34] Problemzentrierte Interviews sind entsprechend weniger auf weitgefasste Themen ausgerichtet, sondern sie beschäftigen sich mit eingegrenzten, spezifischen Fragestellungen (vgl. Reinders 2005, S. 118).

Mit der *Gegenstandsorientierung* wird die Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands bezeichnet. Witzel sieht das problemzentrierte Interview im Kontext einer Methodenkombination, bei der je nach Fragestellung auch andere Erhebungsmethoden, wie Gruppendiskussionen oder biografisch-narrative Interviews hinzugezogen werden. Gleichzeitig verweist die Gegenstandsorientierung auf einen anpassungsfähigen Einsatz der angewandten Gesprächstechniken. Das heißt, der Interviewer richtet sich im problemzentrierten Interview auf die befragte Person aus und gestaltet den Dialog je nach Reflexionsvermögen und Eloquenz seines Gegenübers stärker narrativ beziehungsweise verstärkt unterstützend in Form von Nachfragesequenzen (vgl. Witzel 2000, o. S.).

Die für das problemzentrierte Interview charakteristische *Prozessorientierung* bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf. Durch Ausrichtung der Interviewsituation auf die Rekonstruktion von Orientierungen und Handlungen wird das Vertrauen der Befragten gefördert, da sich diese in ihrer Problemwahrnehmung bestätigt fühlen. Diese vertrauensvolle Atmosphäre wirkt sich nach Witzels Überzeugung (2000, o. S.) positiv auf das Erinnerungsvermögen der Interviewteilnehmer aus und regt Selbstreflexionsprozesse an. Durch die flexible und offene Gestaltung der Interviewdurchführung wird der zugrunde gelegte Leitfaden stets an die individuelle Situation angepasst. Der Verlauf des Interviews entscheidet demnach darüber, ob Fragen hinzugefügt oder aber übergangen werden und in welcher Reihenfolge sie gestellt werden (vgl. Reinders 2005, S. 118).

> „Das bedeutet, daß der Forscher/Interviewer auf der einen Seite den vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragemöglichkeiten verfolgen muß und andererseits gleichzeitig Entscheidungen darüber zu treffen hat, an welchen Stellen des Interviewverlaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemorientiertes Interesse in Form von exmanenten Fragen einbringen sollte“ (Witzel 1982, S. 90).

34 Hierin ist kein Widerspruch zu der Offenheit der Auswertungsmethode der Grounded Theory zu sehen, da sich das Vorwissen auf den Rahmen der Untersuchung (im vorliegenden Fall: moderne Gesellschaftsstrukturen, Internetnutzung, Zielgruppe der Senioren) bezieht und nicht auf die Erkenntnisse, die dabei gewonnen werden.

In diesem Zitat deutet der Autor das induktiv-deduktive Wechselspiel an, durch welches das problemzentrierte Interview gekennzeichnet ist. Die Interviewteilnehmer werden zu Narrationen motiviert, um ihre jeweiligen Positionen zum Ausdruck zu bringen. Die Erkenntnisse, die der Interviewende daraus gewinnt, nutzt er ebenso zur Weitergestaltung des Dialoges wie sein vorhandenes Vorwissen, das im Sinne von sensibilisierenden Konzepten in die Interviewsituation mit einfließt (vgl. Mey 2000, S. 6).

Hinsichtlich des methodischen Vorgehens eines problemzentrierten Interviews lässt sich auf das Ablaufmodell von Mayring verweisen, das auf fünf Phasen – Problemanalyse, Leifadenkonstruktion, Pilotphase, Interviewdurchführung und Auswertung – beruht (vgl. Abbildung 3).

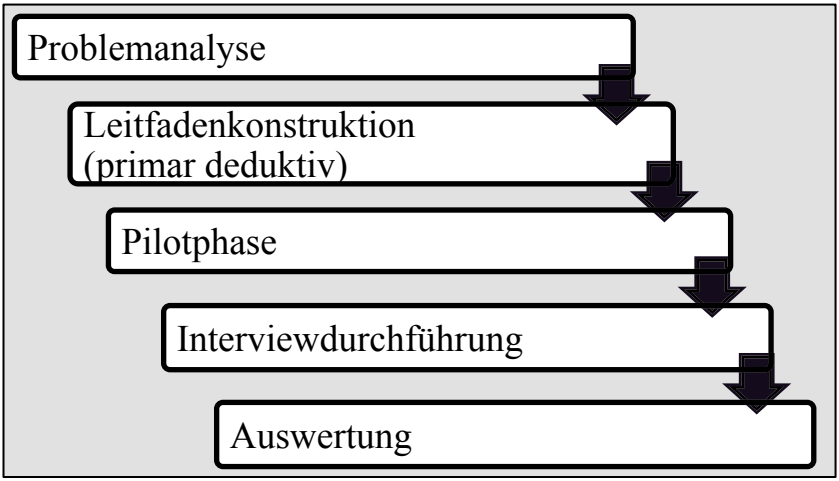

Abbildung 3: Methodische Abfolge eines probelmzentrierten Interviews nach Witzel (Quelle: Mayring 2002, S. 71)

Die Phase der Problemanalyse dient der Identifikation des Problems. Anhand dieser Erkenntnisse wird daraufhin ein Leitfaden konstruiert, welcher in einer Pilotphase getestet und anschließend gegebenenfalls modifiziert wird. Dem folgt die eigentliche Interviewdurchführung, nach der das gewonnene Datenmaterial ausgewertet wird (vgl. Reinders 2005, S. 120).

Die Begründung für diese Forschungsmethode ist vor allem den formalen Rahmenbedingungen des Projektes geschuldet. Ich meldete mich als junge Frau in

einer Community an, die eigentlich einer älteren Altersgruppe vorbehalten ist. Aus forschungsethischen Gründen legte ich diesen Sachverhalt und mein Anliegen offen dar. Dennoch löste meine Anmeldung bei einigen Feierabend.de-Nutzern eine gewisse Skepsis aus. Die klare Formulierung meiner Motive, nämlich ein Interview mit einer festgelegten Struktur und somit auch mit einem (relativ) festgelegten zeitlichen Rahmen zu führen, gab den angesprochenen Personen eine gewisse Sicherheit. Sie konnten somit besser abschätzen, worauf sie sich einließen. Nach den ersten durchgeführten Interviews zeigte sich jedoch, dass viele Befragte durchaus bereit waren, (auto-)biografische Erzählungen, welche über die direkt abgefragten Themenbereiche hinausgingen, miteinfließen zu lassen. Aus diesem Grund modifizierte ich den Intervieweinstieg und formulierte eine offene, erzählgenerierende Anfangsfrage, anhand derer ich die Interviewten bat, mir etwas über sich selbst zu erzählen, zu berichten, was sie selbst ausmache usw. Bei dem Großteil der daraufhin befragten Personen funktionierte dieser Einstieg sehr gut. Andere brauchten jedoch klar vorgegebene Fragen, an denen sie sich orientieren und „entlanghangeln“ konnten. Die offene Struktur des problemzentrierten Interviews erlaubte es, sowohl weniger einschränkend und leitend biografisch-narrative Anteile zuzulassen als auch bei Bedarf eine stärkere Strukturierung der Interviewsituation herzustellen, so dass ich auf die verschiedenen Bedürfnisse und Ausgangssituationen meiner Interviewteilnehmer immer entsprechend individuell reagieren konnte. Gleichzeitig stellte der entwickelte Leitfaden sicher, dass die Interviews im Rahmen des zu untersuchenden Phänomens blieben und die Ausgangsfragestellung nicht aus dem Blick verloren wurde. Ein weiterer Vorteil eines leitfadengestützten Interviews ist in der gesicherten Vergleichbarkeit des gewonnenen Materials zu sehen.

3.3 Sample

Vorabkriterium war, dass die Interviewpartner Nutzer der Seniorencommunity Feierabend.de sein sollten. Da sich das Erkenntnisinteresse auf Ressourcen bezieht, welche durch eine Mitgliedschaft in einer Onlinecommunity zum Ausdruck und Tragen kommen, sollte hierbei eine regelmäßige Nutzung der Plattform sichergestellt sein. Dieser Gesichtspunkt konnte mithilfe der gängigen Symboliken innerhalb des Netzwerkes nachvollzogen werden, da häufige Nutzer mit einem Stern gekennzeichnet werden (vgl. Kapitel 1.7.3). Darüber hinaus ließen auch die Gestaltung der Visitenkarte (Wurden Fotos hochgeladen? Wurden die Informationen ausgefüllt?) und die aktive Teilnahme an Diskussionen im Forum beziehungsweise Beiträge im Tagebuch oder Poesiealbum auf eine re-

gelmäßige Teilnahme schließen. Allerdings war hierbei zu berücksichtigen, dass es auch User gibt, die sich zwar regelmäßig einloggen, sich allerdings kaum aktiv beteiligen, sondern vielmehr als stille Mitleser fungieren. Aus diesem Grund ist das Kriterium der Selbstdarstellung und Aktivität innerhalb des Netzwerkes zwar nicht unerheblich, kann jedoch nicht als alleiniges Merkmal der Nutzungshäufigkeit herangezogen werden.

Die erste Kontaktaufnahme zu den potenziellen Interviewteilnehmern erfolgte über das Nachrichtensystem der Community. Ich legte mir dort (nach Rücksprache mit dem Betreiber der Webseite) selbst eine Visitenkarte an und konnte somit auch die Nachrichtendienste der Plattform nutzen. Das eigene Profil zielte darauf, etwaige Hemmschwellen bei den angeschriebenen Personen abzubauen. Durch das hochgeladene Foto und einige allgemeine Informationen zu meiner Person konnten sie sich ein Bild davon machen, mit wem sie es überhaupt zu tun hatten. Zudem war mir dieses offene und authentische Vorgehen wichtig, um den ethischen Grundwerten im Forschungsprozess Rechnung zu tragen. So legte ich auch von vornherein offen dar, dass ich an einem Dissertationsprojekt zum Thema „Senioren im Internet“ arbeiten würde und auf der Suche nach Interviewteilnehmern sei. Zudem bedankte ich mich im Verlauf für bereits durchgeführte Interviews, berichtete kurz über die einzelnen Erhebungsphasen und versuchte somit, eine gewisse Transparenz im Rahmen des Forschungsprozesses herzustellen.

Zu Beginn und als Einstieg in die Durchführung der Datenerhebung orientierte ich mich zunächst an Mitgliedern aus meinem regionalen Umkreis, was eine potenzielle Interviewdurchführung schon allein durch die räumliche Nähe erleichterte. Hierzu besuchte ich die Seiten der Regionalgruppen im weitläufigen räumlichen Umfeld und schrieb Mitglieder aus den jeweiligen Teilnehmerlisten an.

In den Kurznachrichten an die ausgewählten Nutzer stellte ich mich kurz vor und erläuterte mein Vorhaben. Ich informierte über mein Ziel, Interviews durchzuführen und diese zu Auswertungszwecken mitzuschneiden. Bereits in der E-Mail sicherte ich absolute Anonymität und die Verfremdung von personenbezogenen Daten zu. Außerdem ließ ich den angeschriebenen Personen meine Kontaktdaten zukommen, damit sie auch über die Community hinaus mit mir in Verbindung treten konnten. Da im späteren Verlauf auch Personen hinzukamen, die weiter entfernt wohnten, wies ich in der ersten Kontaktaufnahme noch dazu auf die Möglichkeit hin, das Interview auch telefonisch oder via Skype durchzuführen.

Überraschenderweise erhielt ich in der Regel bereits kurz nach Versenden der Nachricht eine Rückmeldung derjenigen, die sich zu einem Interview bereit

erklärten. Das lässt sich vermutlich auf den Umstand zurückführen, dass die Plattform bei Erhalt einer Sofortnachricht eine Benachrichtigung an die private Mailadresse versendet, das heißt, dass der Angeschriebene auf mehreren Wegen über die Nachricht informiert wird. Diese zeitnahe Rückkopplung erleichterte mir die Planung und Durchführung der Datenerhebung ungemein. Allerdings erwies sich schnell, dass viele Personen, die ich anschrieb, keine Rückmeldung gaben. Nur ein Bruchteil derjenigen, die nicht teilnehmen wollten, informierte mich entsprechend darüber. Die Erfahrung zeigte, dass, wenn ich innerhalb von zwei, drei Tagen keine Rückmeldung erhielt, mit keiner Antwort mehr zu rechnen hatte. Insgesamt wurden ca. 60 Personen angeschrieben. Die Anzahl der tatsächlich durchgeführten 18 Interviews, die sich hieraus ergeben haben, stellen von diesem Hintergrund eine erfreuliche Rücklaufquote von 30 % dar.

Vor den Interviews fand in der Regel ein kurzes telefonisches Vorgespräch statt, in dem die Rahmenbedingungen für den Ablauf des Interviews geklärt, der genaue Termin festgelegt und offene Fragen erörtert wurden.

Hinsichtlich der Akquirierung von Interviewpartnern zeigten sich auch drei Fälle, in denen die Kontaktaufnahme von den Usern der Community aus erfolgte. Das hochgeladene Foto zeigte mich zusammen mit meinem Hund, eine Auswahl, die ich ganz bewusst getroffen hatte, da mir wichtig war, eine Alltagssituation zu präsentieren. Dass dieses Vorgehen von Erfolg gekrönt war, zeigte sich daran, dass dieses Foto einige Nutzer dazu veranlasste mit mir in Kontakt zu treten, Nachfragen zu dem Hund anzustellen etc. Über den so entstandenen Austausch konnte ich im Verlauf des Gesprächs einen Interviewpartner gewinnen. Zudem traten zwei User an mich heran, die Interesse an meiner Arbeit zeigten und sich bereit erklärten, für ein Interview zur Verfügung zu stehen. In diesen Fällen nahm ich die Angebote alle in Anspruch.

Darüber hinaus entwickelte sich eine Art „Schneeballsystem“, das heißt, Interviewteilnehmer verwiesen teilweise auf andere Mitglieder, die ihrer Meinung nach geeignet wären, ebenfalls zu einem Gespräch eingeladen zu werden. Indem sie bei den betreffenden Personen „vorfühlten“ und über ihre eigene Erfahrung berichteten, konnte ich hier in der Regel mit deren Bereitschaft rechnen, sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen. Dies war immerhin bei drei Interviews der Fall.

Im weiteren Verlauf des Forschungsprojektes passte ich die Auswahl meiner Interviewpartner der Methode des theoretischen Samplings im Rahmen der Grounded Theory an. Das heißt, die Suche nach potenziellen Teilnehmern erfolgte anhand von Kriterien, die sich aus dem zuvor bereits erhobenen und ausgewerteten Material abzeichneten (bspw. in Form einer bewussten Suche nach

männlichen Feierabend.de-Mitgliedern, um der Frage nach einem genderspezifischen Nutzungsverhalten nachzugehen).

Die vorliegende Arbeit stützt sich auf das in der nachfolgenden Tabelle 9 aufgeführte Sample. Die Daten, welche darin angegeben sind, wurden dem Vorab-Fragebogen entnommen, wie er in der Methodik nach Witzel (2000, o.S.) vorgesehen ist:[35]

Familienstand	Kinder (Anzahl)	Enkel (Anzahl)	Erlernter Beruf	Zuletzt ausgeübter Beruf	pensioniert?	Hobbys	durchschnittliche Internetnutzung (in Std./Tag)
Margot, geb. 1944							
V	3	/	Fotografin, Bibliothekarin im Museum	Fotografin, Bibliothekarin	Nein	PC, Katzen, Pflanzen, Kochen, Backen, TV, Musik	4–5
Emma, geb. 1933							
*	6	12	Betriebssekretärin	Betriebssekretärin	Ja	Campen, Lesen, Internet, Pflegen von Freundschaften	3
Beate, geb. 1944							
G	2	1	Grundschullehrerin	Grundschullehrerin	Ja	Fotografie, Fotobearbeitung, PC, Lesen, Garten	❄: 6–8; ☼: 4
Sigrid, geb. 1945							
W	1	2	Kaufmännische Angestellte	Buchhalterin	Ja	Lesen, Schreiben, Dichten, Ehrenamt, Radfahren, Schwimmen, Wandern, Nordic Walking, Chor	2

35 Hierbei ist hinzuzufügen, dass der Fragebogen nicht zwangsläufig zu Beginn des Interviews bereits vollständig ausgefüllt wurde, beispielsweise wenn aufgrund von Angaben Erzählsequenzen eingeleitet wurden.

Gertrud, geb. 1928							
W+	/	/	Steuerberatungsgehilfin	Mitarbeit im Handwerksbetrieb	Ja	Internet, PC, Handarbeiten, Kartenspielen, Schach	2
Ruth, geb. 1950							
W	2	1	Industriekauffrau	Sekretärin in Anwaltskanzlei	Nein	Schreiben (Briefe), Lesen	5
Maria (k.A.)							
V	1	2	Bilanzbuchhalterin	Möbelkauffrau (selbstständig)	Ja	PC, Lesen	4–5
Karl, geb. 1943							
W	2	5	Heizungsbaumeister	Heizungsbaumeister (bis Schlaganfall)	Ja	PC, Bilder, Video, Schallplatten, Hund	3
Werner, geb. 1946							
W	1	/	Kfz-Mechaniker	Im Bereich Chemie tätig	Ja	Fahrrad, Tischtennis, Garten	3
Gustav, geb. 1953							
V	2	1	Elektromonteur	Lehrausbilder	Nein	Kapelle, Tischtennis, Amateurfunker, Lesen, PC, Basteln, Garten	3 <
Ilse, geb. 1933							
W	3	1	Rechtsanwaltsgehilfin	Arztsekretärin	Ja	PC, Schwimmen, Radfahren, Lesen, Garten, Familie, Reisen, Theater, Musical	5–6
Lisa, geb. 1948							
W	/	/	Kaufmannsgehilfin	Kaufmannsgehilfin	Ja	Gartenarbeit, Spazierengehen, Geschichtskurs, Gymnastik, Tanz, Englisch, Hausaufgabenbetreuung	2
Helga, geb. 1939							
W	4 **	5	Lehrerin	Lehrerin	Ja	Basteln, Singen, Instrumente spielen, Sport (Radfahren, Schwimmen,	2–3

						Walking), Wandern, Tanzen	
Paul, geb. 1936							
V	3	2	Diplom-Physiker	Datenverarbeitung	Ja	Fotografieren, Sprachen, Naturwissenschaft, Kultur, Lesen, Barrockmusik	2–2,5
Peter, 1948							
W	1	/	Kfz-Mechaniker	Qualitäts-Controlling	Ja	Schwimmen, Tanzen, Radfahren, Garten, Reisen	2–3
Joachim, geb. 1942							
V	2	/	Industriekaufmann	Industriekaufmann	Ja	Rotes Kreuz, Katastrophenstab, freie Wählergemeinschaft, physikalischer Verein, Philosophie, Feierabend	k. A.
Udo, geb. 1939							
V***	1	1	Kaufmann der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft	Selbstständig	Ja	Lesen, Hunde, Freunde treffen, Natur	1
Lotte, geb. 1937							
V	1	2	Sekretärin	OP-Schwester	Ja	Feierabend, Sprachen lernen	6–7

Tabelle 9: Sample der Interviews (Quelle: Eigene Darstellung)
Anmerkung: * Dauerhaft getrennt lebend; **Stiefkinder;
***2. Ehe; ❄ = Winter; ☼ = Sommer
V = Verheiratet; W = Verwitwet; G = Geschieden; + = Partner/in

3.4 Kritische Auseinandersetzung mit der unterschiedlichen Form der Datenerhebung

Die Interviews, die im Rahmen der Datenerhebung geführt wurden, wurden auf unterschiedliche Art und Weise erhoben. Dem Umstand geschuldet, dass Feierabend.de ein deutschlandweites Netzwerk ist (und teilweise auch Mitglieder aus dem Ausland umfasst), waren potenzielle Interviewpartner räumlich stark verteilt und ein persönliches Interview *Face-to-Face* aus diesem Grund nicht immer

möglich. Ein Großteil der Interviews (zehn insgesamt) konnte dennoch persönlich geführt werden, aufgrund des oben bereits erwähnten Schneeballsystems.

Acht der Interviews wurden jedoch telefonisch geführt[36], wobei hier mit der Lautsprecherfunktion des Telefons gearbeitet und das Gespräch mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet wurde. Darüber wurden die Interviewteilnehmer jeweils vorab informiert und die entsprechende Erlaubnis wurde eingeholt.

Anhand dieser unterschiedlichen Art und Weise der Datenerhebung mag vielleicht die kritische Frage nach der Vergleichbarkeit der Interviews aufkommen. Jedoch kann im Nachgang festgehalten werden, dass die Interviews, die telefonisch geführt wurden, im Regelfall hinsichtlich ihrer Informationsbreite den persönlich geführten in keiner Weise nachstanden. Im Gegenteil, das längste Interview mit einer Dauer von über drei Stunden wurde am Telefon geführt. Ein Erklärungsansatz hierfür ist, dass das Telefon ein wichtiges Kommunikationsmittel für die Senioren darstellt. Viele lehnen beispielsweise das Chatten im Rahmen der Community Feierabend.de ab, weil sie nach eigenen Aussagen überfordert sind von der Schnelligkeit und der Gleichzeitigkeit mehrerer Gespräche. So betont Lisa beispielsweise:

> „Und auch, was für mich auch unerträglich ist, ist z. B. ein Chatroom. Das ist so was Schreckliches, wenn ich innerhalb von zwei Sekunden irgendwie irgendetwas von mir geben müsste, nur um etwas von mir zu geben“ (Interview mit Lisa, S. 11, Z. 467–469).

Die Kommunikation per Telefon mit anderen Mitgliedern innerhalb der Community ist demgegenüber vielen vertraut. Sie tauschen ihre Nummern aus und treten telefonisch miteinander in Kontakt, was anhand von folgenden exemplarischen Interviewsequenzen deutlich wird:

> „[…] ähm telefoniere auch ganz viel mit (.) mit Leuten, also ich kann nicht sagen, dass ich einsam bin“ (Interview mit Margot, S. 1, Z. 36–37).

> „Und dann schrieb der wieder bei mir und dann=dann mit den (.) ich hab (.) ich kenn den net persönlich, aber wir telefonieren zusammen. Mit seiner Frau telefonier ich auch manchmal. [I: Mhm] Und der empfindet mich als Freundin, FA[37]-Freundin“ (Interview mit Helga, S. 7, Z. 275–277).

36 Eines davon via Skype.
37 FA = Feierabend.de.

„Mit einer telefoniere ich ganz viel. Die ist ehemals Schulsekretärin gewesen und wir haben sehr guten Kontakt und treffen uns auch zuweilen. (.) Und da wird dann über Dinge des Alltags gesprochen“ (Interview mit Beate, S. 4, Z. 146–148).

Darüber hinaus ist zu beachten, dass den Interviewteilnehmern die Art der Interviewdurchführung frei gestellt wurde. Die Beteiligten entschieden also selbst, ob sie das Gespräch am Telefon führen wollten, mit Hilfe der Anwendung „Skype“ (mit der Möglichkeit der Videoübertragung), persönlich bei ihnen zu Hause oder vorzugsweise an einem öffentlichen Ort (wenn die räumlich Nähe gegeben war). Hinzuzufügen ist auch, dass der Großteil der Befragten, die das Telefon als Medium der Interviewdurchführung wählten, gleich zu Beginn bereit war, einen Vertrauensvorschuss zu leisten. Diejenigen, die m. E. zunächst eher vorsichtiger an das Unterfangen herangingen, wählten die persönliche Variante, wahrscheinlich aus dem Grund, einen Eindruck von der Interviewerin und ein Gefühl für ihre Vertrauenswürdigkeit zu erhalten. Möglich ist aber auch der umgekehrte Fall, dass nämlich eben die relativ anonyme Situation am Telefon dazu beitrug, über intime Themen zu sprechen. Des Weiteren ist zu erwähnen, dass keiner der Interviewpartner die Möglichkeit in Anspruch nahm, die Beantwortung bestimmter Fragen zu verweigern, wie ihnen vor der Durchführung des Interviews in Aussicht gestellt wurde.

Anhand dieser Kriterien ist zu vermuten, dass die unterschiedliche Art und Weise der Datenerhebung keinen nennenswerten Einfluss auf die Qualität und den Inhalt des gewonnenen Materials genommen hat. Dennoch ist es wichtig, diesen Aspekt zu berücksichtigen und mögliche Verfälschungen und Schwierigkeiten, die damit einhergehen könnten, zu reflektieren.

Nicht unerwähnt bleiben soll auch die unterschiedliche Art und Weise der persönlichen Ansprache. Manche Interviewteilnehmer wurden geduzt, manche gesiezt. Dazu ist erklärend hinzuzufügen, dass bei der ersten Kontaktaufnahme stets die höfliche Sie-Form verwendet wurde. Einige der Angeschriebenen boten jedoch sogleich das „Du“ an, weil das im Rahmen der Community die vorherrschende Anrede sei. Die persönlichere Anredeform wurde demnach nur nach Aufforderung seitens der Interviewteilnehmer verwendet.

3.5 Auswertung

3.5.1 Methodische Anpassung des Kodierparadigmas der Grounded Theory an den Forschungsgegenstand

Wie Tiefel (2005, S. 66f.) in ihrem Aufsatz „Kodierung nach der Grounded Theory lern- und bildungstheoretisch modifiziert: Kodierungsleitlinien für die Analyse biografischen Lernens“ betont, weist die Grounded Theory durch den soziologischen Kontext, dem sie entsprang, eine deutlich handlungstheoretisch verortete Schwerpunktsetzung auf. Die Autorin betont die Notwendigkeit einer methodischen Anpassung, sofern das Erkenntnisinteresse von diesem Forschungsschwerpunkt abweicht. Vor allem, wenn biografische Aspekte im Vordergrund stehen, seien die Kernbegriffe des von Strauss und Corbin (1996, S. 75) entwickelten Kodierparadigmas „Ursächliche Bedingungen“, „Kontext“, „Intervenierende Bedingungen“ und „Handlung/Interaktion“ nicht geeignet, das vorhandene Emergenzpotenzial vollständig auszuschöpfen und abzubilden (vgl. Tiefel 2005, S. 66f. und S. 72f.). Demnach spricht sich Tiefel für eine Überarbeitung des Kodierparadigmas aus, welches dem vorliegenden Forschungsinteresse besser gerecht wird:

> „Im Vergleich zu dem von Strauss und Corbin favorisierten soziologischen Erkenntnisinteresse sind erziehungswissenschaftliche Fragestellungen durch einen stärkeren Bezug auf Zusammenhangs- bzw. Persönlichkeitsbildung gekennzeichnet“ (ebd., S. 73).

Entsprechend dieser Einschätzung wurde auch in der vorliegenden Untersuchung das Kodierparadigma an die im pädagogischen Kontext verortete Forschungsfrage angepasst, wobei die entsprechenden Ausarbeitungen und Überlegungen von Tiefel hierzu als Basis herangezogen werden.

Hinsichtlich des Erkenntnisinteresses nach Ressourcen im Zusammenhang mit Onlinenetzwerken kommt dem subjektiven Sinn, den die Senioren ihrer Mitgliedschaft zuschreiben, eine zentrale Bedeutung zu. Die Frage nach Sinnzusammenhängen ist laut Tiefel (2005, S. 74) unumgänglich, wenn es um die Erfassung von Selbst- und Weltbild der betreffenden Person geht und darum, wie sie dieses stabil und aufrechterhält. Im Internet ist aber nicht nur der persönliche Sinn und das entsprechende Selbstbild entscheidend, sondern auch, *wie* sich eine Person darstellt. Döring spricht in Rahmen der Selbstdarstellung im Internet von „virtueller Identität“ (2000, S. 65). Diese kann völlig unterschiedliche Formen annehmen und auch Aspekte des eigenen Selbst umfassen, die in Offline-

Situationen in dieser Form nicht ausgelebt werden (können) (vgl. ebd.). An dieser Stelle wird jedoch auf eine Auseinandersetzung mit den Chancen und Risiken, die mit der Identitätsarbeit im WWW einhergehen, verzichtet. Dies erfolgt bei der Ergebnisdarstellung in Kapitel 5. Entscheidend ist, dass dieser Aspekt Berücksichtigung bei der Auswertung der Interviews findet, weshalb sich ein Bestandteil des vorliegenden Kodierparadigmas auf den Aspekt „Selbstbild/Selbstdarstellung" bezieht.

Da der soziale Rahmen den Kontext des Selbstbildes und des eigenen Handelns bildet, wird auch dieser im Zusammenhang mit dem Kodierparadigma erwähnt. Tiefel spricht hierbei von einer „Strukturperspektive" (2005, S. 75), die vor allem der Rekonstruktion des vorherrschenden Weltbildes dient. Dieser Strukturperspektive wird bei der vorliegenden Auswertung Rechnung getragen, indem nach dem „Blick auf" das entsprechend zu untersuchende Phänomen gefragt wird (Beispiel „Blick auf die Community"). Hierdurch wird ermöglicht, eine Außenperspektive auf den jeweiligen Sachverhalt zu erfassen.

Was in Anlehnung an das Kodierparadigma nach Strauss und Corbin übernommen wird, ist der Aspekt der „Handlung[38]/Interaktion" (Strauss/Corbin 1996, S. 77), welchen Tiefel als „Handlungsweisen" (2005, S. 75) bezeichnet und der sich auf die Aktivitäten bezieht, welche der Informant beschreibt (vgl. 2005, S. 75).

Neben diesen Bestandteilen, die sich auf Tiefels Überlegungen stützen, werden noch zwei weitere Differenzierungen vorgenommen: die der „unterstützenden Faktoren" und die der „risikobehafteten Faktoren". Diese Unterscheidung wird dem Erkenntnisinteresse nach vorhandenen Ressourcen gerecht, welche stets im Wechselverhältnis gegebener Risiken und Einschränkungen zu betrachten sind. Zudem lehnt sich diese Unterscheidung an das theoretische Konstrukt des Risiko- und Schutzfaktorenkonzeptes an, wie es beispielsweise in der Resilienzforschung vorherrschend ist. Unter Risikofaktoren versteht man „Bedingungen oder Variablen, die die Wahrscheinlichkeit positiver oder sozial erwünschter Verhaltensweisen senken oder mit einer höheren Wahrscheinlichkeit negativer Konsequenzen einhergehen" (Jessor/Turbin/Costa 1999, S. 43). Auf welche Art und Weise ein Individuum auf Risikobedingungen reagiert, ist abhängig von den ihm zur Verfügung stehenden Schutzfaktoren. Petzold beschreibt protektive Faktoren als externale und internale Einflüsse, die belastende Einwirkungen abmildern beziehungsweise individuelle Bewältigungsleistungen und das Finden von Lösungsstrategien unterstützen (vgl. Petzold, zit. in: Müller/Petzold 2003, S.

38 Beziehungsweise im vorliegenden Fall: Aktion.

7). Nach der Darstellung des Forschungsdesigns und der Begründung vorgenommener Modifikationen werden im folgenden Abschnitt die einzelnen Schritte der Datenauswertung aufgeführt, um das Vorgehen nachvollziehbar und damit transparent zu machen.

3.5.2 Einzelne Schritte der Datenauswertung

Zur Auswertung der vorliegenden Daten wurde folgendes einheitliche Schema berücksichtigt: Zunächst wurden die Interviews transkribiert, wobei hierbei zu beachten ist, dass sich alle Interviewteilnehmer (also 17) bis auf einen mit der Aufnahme des Gesprächs einverstanden erklärten. Bei dem Interview, das nicht mitgeschnitten werden konnte, führte ich eine Art Gesprächsprotokoll, indem ich die wichtigsten Aussagen notierte. Zweifelsohne war die Auswertung dieses Interviews schwieriger, da viele Informationen durch die fehlende Tonaufnahme verloren gingen und die Notizen bereits eine erste Vorselektion der Informationen darstellten. Da es sich bei diesem Interview jedoch um keinen Eckfall handelt, fällt dieser Sachverhalt nicht so stark ins Gewicht.

Die Interviews wurden zunächst kodiert nach der Grounded Theory, im Anschluss daran fand eine Narrationsanalyse nach Schütze statt. Im Einzelnen wurde wie folgt vorgegangen: Nach Abschrift der Interviews erfolgte eine Segmentierung des Datenmaterials, welche die Grundlage sowohl der Kodierung als auch der Narrationsanalyse bildet. Dadurch konnte dieser Analyseschritt für beide Auswertungsverfahren genutzt werden. Entsprechend wurden die Notizen zu den einzelnen Segmenten bereits mit einem Hinweis auf die Textart (Erzählung, Beschreibung, Argumentation) versehen, wie es für die Narrationsanalyse notwendig ist. Zunächst wurde im Rahmen der Offenen Kodierung mit In-vivo-Codes gearbeitet, indem zentrale Aussagen aus dem jeweiligen Segment als Platzhalter für eine entsprechende „Segmentüberschrift“ verwendet wurden. Erst im zweiten Arbeitsschritt wurden diese wörtlichen Zitate in einen axialen Kode umgewandelt und diese wiederum zu thematischen Phänomenen zusammengefasst, welche wiederum die Basis für die Arbeit mit dem Kodierparadigma bildeten. Die Tabelle 10 zeigt im Folgenden beispielhaft am Interview mit Margot auf, wie bei der Kodierung nach der Grounded Theory vorgegangen wurde. Minimale Kontraste innerhalb des Interviews wurden farblich in die Tabelle eingefügt, zur Gewährleistung der Überschaubarkeit.

Phänomen: Unterstützende Aspekte im Leben		
Axialer Kode	**In-vivo-Kode**	**Zeilenangabe**
Besondere Bedeutung von Katzen	• Die Katzen sind eigentlich auch Ersatz (für Enkel) • Die machen sich hier überhaupt nicht bemerkbar • Die verteilen sich ja auch • Die ganze Wohnung ist für die Katzen eingerichtet	Z. 48–67 Z. 598–652
Ehrenamtliches Engagement (und Gelegenheitsjobs) <u>*Minimaler Kontrast:*</u> *Negative Erfahrung hinsichtlich der Veruntreuung ihrer Spenden* *Hierbei macht Margot die Erfahrung, dass ihre Großzügigkeit und ihr soziales Engagement ausgenutzt und ihr Geld veruntreut wird. Anstatt jedoch die Konsequenz daraus zu ziehen, ihr Engagement zu reduzieren, erkennt sie eigene Anteile („ich bin manchmal sehr blauäugig") an dem Problem und scheint entsprechend erkannt zu haben, dass sie sich in Zukunft umsichtiger in einer solchen Situation verhalten sollte.*	• Hab 12 Jahre ehrenamtlich gearbeitet, hab 31Mündel gehabt • Aber zwischendurch bei der Tombola für die Stadt gearbeitet • In der Küche als Kaltmamsell gearbeitet • *Ich bin zweimal betrogen worden* • *Der Priester hat alles eingesteckt* • *Die Gefahr ist eben, ich bin manchmal sehr blauäugig*	Z. 223–234 Z. 314–323 *Z. 1041–1069*
Konvertierung zum katholischen Glauben	• Ich war mein Leben lang auf der Suche	Z. 235–274

	• Und dann hab ich mich taufen lassen • War aber auch immer mit dem Herzen dabei	
Einbindung in die Gemeinde	• Wir haben ganz tolle Sachen gemacht • Hab sozial gearbeitet in der Gemeinde	Z. 274–286
Gesichtspunkte, die Margot als wichtig erachtet	• Gesundheit • Familie und meine Katzen • Dass die Umwelt in Ordnung bleibt	Z. 1014–1025

Tabelle 10: Arbeitsschritt des Kodierens (Beispiel Margot) (Quelle: Eigene Darstellung)

Wie oben bereits erwähnt, wurde das Kodierparadigma der Fragestellung und dem Erkenntnisinteresse angepasst, wodurch sich in Tabelle 11 Folgendes zeigt (ebenfalls am Beispiel des oben dargestellten Phänomens aus dem Interview mit Margot):

Phänomen: Unterstützende Aspekte im Leben	
Selbstbild/Selbstdarstellung ▪ hätte aufgrund ihrer Krankheit eigentlich gar keine Kinder bekommen dürfen ▪ folgt dem Leitspruch, dass es wichtig sei, Prioritäten im Leben zu setzen ▪ beweist Durchhaltevermögen (Gerichtsverhandlung) ▪ selbstbewusst ▪ gewissenhaft (wenn sie etwas macht, dann macht sie es richtig) ▪ ist nicht rassistisch, spricht sich aber dagegen aus, wenn Ausländer „hofiert werden“ ▪ kritisch, reflektierend	*Blick auf die Aspekte, die ihr wichtig sind im Leben* ▪ Katzen sind Enkelersatz ▪ Katzen spielen eine wichtige Rolle im Leben (Ausrichtung der Wohnung auf die Bedürfnisse der Katzen) ▪ hat ursprünglich gar nicht geplant, sich so viele Katzen zuzulegen ▪ war ihr Leben lang auf der Suche nach einem sinnstiftenden Inhalt, wodurch sie sich der Religion (Katholizismus) zuwandte, hatte bereits Vorerfahrung durch religiöse Erziehung seitens der Großmutter (Vater lehnte Glauben ab) ▪ den Übertritt zum katholischen Glauben vollzieht sie zunächst aus der Notwendigkeit heraus (Schulbesuch ihres Sohnes), wollte aber da-

	hinter stehen und engagiert sich schließlich auch stark in der Gemeinde ▪ findet Halt in der Gemeinschaft (Gemeinde) ▪ versuchte immer, aktiv zu sein (Gelegenheitsjobs)
Aktionen/Interaktionen ▪ kämpft für ihre Rechte (Gerichtsverfahren wegen Eigentumsrecht bei Katzen) ▪ engagiert sich aktiv im Tierschutz ▪ musste zwei Altkatzen abgeben, weil sie sich an den jungen Katzen gestört haben, Trennung ist Margot sehr schwer gefallen (hat jedoch Wert darauf gelegt, dass sie gut unterkommen) ▪ vermittelt Tierschutzkatzen in ein neues Zuhause ▪ engagierte sich auch früher (12 Jahre lang) schon ehrenamtlich und betreute Mündel ▪ ließ sich mit 18 gegen den Willen ihres Vaters taufen, um kirchlich heiraten zu können ▪ konvertierte zum katholischen Glauben zusammen mit ihrem Sohn, um ihm den Eintritt in eine katholische Schule zu ermöglichen ▪ war seelsorgerisch tätig im Rahmen der Kirchengemeinde ▪ nahm mehrere Gelegenheitsjobs an	*Unterstützende Faktoren* ▪ Sinnstiftung ▪ Identitätsstiftung ▪ Stärke und Halt ▪ Soziale Einbindung ▪ Anerkennung *Risikobehaftete Faktoren* ▪ Brüche und dadurch Verlust stabilisierender Strukturen

Tabelle 11: Anwendung des Kodierparadigmas (Beispiel Margot) (Quelle: Eigene Darstellung)

Im Anschluss daran erfolgte mit zunehmender Entwicklung des Projektes eine maximale Kontrastrierung mit anderen Interviews. Anhand dieses Vergleichs zeichneten sich in Bezug auf die Forschungsfragestellung zwei zentrale Aspekte ab, die wiederkehrend in allen Interviews Anwendung fanden und dann im Sinne zweier Kernkategorien als Basis der Musterbildung (vgl. Kapitel 5) herangezogen wurden: der Aspekt der Vergemeinschaftung im Internet und der der Identi-

tätsarbeit im Web. Hierbei wurde eine jeweils unterschiedliche Schwerpunktsetzung und Gewichtung vorgenommen. Vorab jedoch werden die beiden Gesichtspunkte anhand von vier Eckfällen (vgl. Kapitel 4) näher erläutert und diskutiert.

Weitere übergreifende Erkenntnisse, die sich über diese Typologisierung hinaus aus der Kodierung ergaben, fließen als Exkurs ein in die Abschnitte 5.3.1 „Problematisierte Aspekte innerhalb von Feierabend.de“ und 5.3.2 „Besonderheiten der Feierabend.de-Nutzer“.

Bei der Narrationsanalyse wurden die Arbeitsschritte, die die Methode vorsieht, eingehalten. Zunächst wurden die Segmente des Interviews identifiziert, bei denen es sich um eine Erzählung handelte. Da es sich bei dem vorliegenden Datenmaterial nicht um narrative, sondern um leitfadengestützte Interviews handelt, beinhalten manche Interviews nur wenige Erzählpassagen und stützen sich verstärkt auf Beschreibungen, was eine Analyse nach Schütze erschwerte. Der Großteil der Interviews weist jedoch ausgeprägte Erzählsequenzen auf, so dass diese Methode eine sinnvolle Ergänzung zur vorangegangenen Kodierung darstellte. Mit den ausgewiesenen Erzählsequenzen erfolgte eine inhaltlich strukturelle Beschreibung, wobei thematisch identische Erzählpassagen zusammengefasst analysiert wurden (vgl. farbliche Markierung in Tabelle 12, Beispiel Interviewauswertung Emma).

Zeile	Inhalt	Form
Z. 1–14	*Aufwachsen (in Kriegszeiten)*	*Erzählung*
Z. 14–20	Unverkrampfte (Lebens-)Einstellung	Beschreibung
Z. 20–41	*Leben zwischen Berufstätigkeit und Kindererziehung*	*Erzählung*
Z. 42–49	*Trennung vom Ehemann*	*Erzählung*
Z. 49–62	*Freude am Reisen*	*Erzählung*
Z. 62–68	*Psychische Probleme nach Trennung*	*Erzählung*
Z. 69–84	*Freude am Reisen*	*Erzählung*
Z. 84–110	*Zugang zu FA über Zeitschriftenanzeige*	*Erzählung*
Z. 110–119	*Virtuelle Liebe*	*Erzählung*
Z. 119–130	Viele Kontakte über das Internet	Beschreibung
Z. 131–144	Fühlt sich seit dem Umzug wohl in der Wohnung	Beschreibung
Z. 145–185	*Zugang zu PC u. Internet und Auseinandersetzung mit technischen Hürden*	*Erzählung*
Z. 185–196	Technikaffinität	Beschreibung
Z. 196–204	Breites Interessenspektrum	Beschreibung
Z. 204–214	*Zugang zu PC u. Internet und Auseinandersetzung mit technischen Hürden*	*Erzählung*

Tabelle 12: Segmentierung des Interviewtranskriptes nach der Methode der Narrationsanalyse (Beispiel Emma) (Quelle: Eigene Darstellung)

Danach folgten die weiteren Analyseschritte, wie oben beschrieben. Die aus der Narrationsanalyse gewonnen Erkenntnisse bilden einen zentralen Baustein der Falldarstellungen.

Diese sind folgendermaßen aufgebaut: Erstens erfolgt eine kurze Fallbeschreibung, bei der Informationen zu Eckdaten der Interviewteilnehmer präsentiert werden und die Interviewsituation kurz beleuchtet wird. Zweitens findet eine Analyse der Biografien der Befragten statt hinsichtlich biografischer Krisen und Ressourcen. Drittens werden die Falldarstellungen im Hinblick auf unterschiedliche Beweggründe, welche für die Interviewten maßgeblich sind für die Nutzung von Feierabend.de, analysiert.

Hierbei zeichnen sich die beiden Kernkategorien der Vergemeinschaftung und der Identitätsarbeit[39] ab. Im Rahmen des Vergemeinschaftungsaspektes lassen sich folgende drei Differenzierungen vornehmen: Schwerpunktsetzung online, Mischform online-offline und Schwerpunktsetzung offline. Innerhalb dieser drei Bereiche wird jeweils nach dem Grad der Mittelbarkeit beziehungsweise Unmittelbarkeit unterschieden und zusätzlich eine Aussage getroffen zum Stellenwert der Identitätsarbeit, so dass sich faktisch gesehen zwölf unterschiedliche Ausformungsmöglichkeiten ergeben. Die Erläuterungen zu den einzelnen Mustern werden in Kapitel 5 ausführlich vorgenommen. Zunächst werden jedoch zur besseren Nachvollziehbarkeit der Mustererstellung vier Eckfälle vorgestellt, wobei die ersten drei jeweils exemplarisch sind für einen der drei Bereiche (Schwerpunktsetzung der Vergemeinschaftung online, Mischformen online-offline und Schwerpunktsetzung offline) und der vierte als Beispiel herangezogen wird, bei dem die Identitätsarbeit den zentralen Stellenwert – noch vor der Vergemeinschaftung – einnimmt und diese damit steuert.

39 An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass sich die Kernkategorie der Identitätsarbeit im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung auf Formen der aktiven Selbstdarstellung im Internet und auf die identitätsrelevanten Aspekte, die sich aus der Einbindung in die Community ergeben, bezieht (vgl. Kapitel 5.2). Die Identität eines Menschen setzt sich aus vielen verschiedenen Facetten zusammen, wie oben bereits diskutiert wurde, und kann nicht auf die beschriebene virtuelle Selbstdarstellung und Persönlichkeitsarbeit reduziert werden. Diese bilden vielmehr einen Teilbereich, auf den jedoch der Fokus in der folgenden Falldarstellung und der daran anschließenden Musterbeschreibung gelegt wird.

4 Falldarstellungen

Es folgt die Darstellung von vier ausgewählten Eckfällen. Aus forschungsethischen Gründen und zum Schutz der Persönlichkeit der Interviewteilnehmer wurden alle Daten, die einen Rückschluss auf die Person zulassen würden (Name, Wohnort, Nickname, Bundesländer etc.), anonymisiert.[40]

Die Informationen, die als Grundlage der jeweiligen Fallbeschreibung herangezogen wurden, sind den „Vorab-Fragebögen" entnommen (vgl. Kapitel 3.3). Dabei wurden folgende Faktoren berücksichtigt (vgl. hierzu Tabelle 9 in Kapitel 3.3):

- Jahrgang
- Geschlecht
- Familienstand
- Kinder/Enkel (falls vorhanden)
- Erlernter Beruf
- Zuletzt ausgeübter Beruf
- Frage nach Pensionierung und gegebenenfalls nach deren Dauer
- Hobbys
- Frage nach täglicher durchschnittlicher Nutzung des Internets

Die anschließende Analyse der jeweiligen Biografien stützt sich insbesondere auf die Informationen, die durch die Auswertungen mithilfe der Narrationsanalyse nach Fritz Schütze gewonnen und durch die Erkenntnisse aus dem Kodierverfahren ergänzt wurden. Im dritten Schritt der Falldarstellungen erfolgt eine Auseinandersetzung mit den Beweggründen für die Mitgliedschaft bei Feierabend.de, wobei wiederum beide Analyseverfahren zum Tragen kamen.

40 Angaben zu dem Sitz von Feierabend.de (Frankfurt am Main) wurden nicht anonymisiert, da diese Informationen bekannt sind.

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2_4, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

4.1 Ilse

4.1.1 Fallbeschreibung

Der Kontakt zu Ilse kam über Ruth und Maria zustande, mit denen ich kurz zuvor ein Interview geführt hatte. Auf die Frage, ob sie mir einen weiteren potenziellen Interviewpartner nennen könnten, brachten die beiden die Sprache auf Ilse, die das älteste Mitglied der gemeinsam besuchten Regionalgruppe sei. Ruth und Maria erklärten sich bereit, bei Ilse nach ihrer Bereitschaft zur Teilnahme an einem Interview anzufragen, so dass sie vor der Kontaktaufnahme durch mich bereits einige Vorabinformationen zur Verfahrensweise hatte. Ilse stimmte der Anfrage durch Maria zu, worüber diese mich informierte und ich daraufhin über die Community Kontakt per Sofortnachricht zu Ilse aufnahm. In einem kurzen Nachrichtenaustausch erklärte ich ihr nochmals die Rahmenbedingungen des Interviews und vereinbarte einen persönlichen Gesprächstermin bei ihr zu Hause. Auf diese Form des Schneeballsystems konnte ich bei der Interviewführung wie erwähnt in insgesamt drei Fällen zurückgreifen, was die Kontaktaufnahme zu den potenziellen Teilnehmern ungemein erleichterte.

Das Interview fand bei Ilse zu Hause im Wohnzimmer statt und dauerte zunächst ca. 45 Minuten. Nach Beendigung der offiziellen Interviewsequenz folgte eine intensive Gesprächssituation, auf die unten nochmals gesondert eingegangen wird. Da das Aufnahmegerät zu diesem Zeitpunkt bereits abgeschaltet war, basieren die zugrunde liegenden Informationen auf einem Gedächtnisprotokoll.

Zunächst jedoch die Rahmenbedingungen und Eckdaten von Ilses Biografie: Sie ist 1933 geboren, hat drei Kinder, einen Enkel und ist verwitwet. Seit dem Tod ihres Ehemannes lebt sie allein und hat keinen neuen Partner an ihrer Seite.

Erlernt hat sie den Beruf der Rechtsanwaltsgehilfin, ist jedoch zuletzt bis zu ihrer Pensionierung 1993 als Arztsekretärin tätig gewesen. Ihre Freizeit wird stark dominiert von der PC-Nutzung. Sie gab an, täglich etwa fünf bis sechs Stunden im Internet zu verbringen. Außerdem ist sie nach eigener Aussage sportlich, fährt Fahrrad und geht gerne schwimmen. Sie interessiert sich zudem für kulturelle Themen und besucht regelmäßig Theateraufführungen oder Musicals. Auch das Reisen zählt zu ihrer Leidenschaft, wobei sie im Nachhinein immer viel Mühe aufwendet, um die Berichte und Bilder aufzuarbeiten und auch zu präsentieren (z. B. innerhalb ihrer Regionalgruppe, vgl. Interview mit Ilse, S. 3f., Z. 118-142). Ilse liest gerne, verbringt ihre Zeit mit Gartenarbeit und misst zusätzlich ihrer Familie einen entscheidenden Stellenwert bei, wobei dieser Aspekt sich im Laufe des Interviews als widersprüchlich darstellt, was im Folgenden

nochmals aufgegriffen wird. Ilse erzählte darüber hinaus von ihrem aktuellen persönlichen Engagement in diversen Ehrenämtern, in denen sie verschiedene Funktionen übernimmt. Sie hilft beispielsweise bei der „Tafel“, ist aktives Mitglied im Rahmen der Nachbarschaftshilfe und kümmert sich in diesem Zusammenhang um eine ältere Dame von 97 Jahren. Ferner stand sie zum Zeitpunkt des Interviews kurz davor, Lernhilfemaßnahmen in einer Grundschule mitzugestalten. Sie betonte die Relevanz gegenseitiger Unterstützung, welche in diesen Ehrenämtern zum Tragen kommt (vgl. ebd., S. 2f., Z. 70-94).

Als vorab resümierenden Eindruck lässt sich festhalten, dass Ilse sich als eine aktive, vielseitig interessierte, kommunikative und selbstständige Frau darstellte, die jedoch schon einige Schicksalsschläge in ihrem Leben verarbeiten musste, wobei hier ihre epileptische Erkrankung und die Alkoholsucht ihres Mannes als nachhaltigste Erlebnisse genannt werden können. Als Ilse über ihr Leben und vor allem ihre Krankheit erzählte, wirkte sie teilweise regelrecht distanziert und „abgeklärt“. Sie berichtete von erlebten Krisen, ohne explizit darauf einzugehen, wie es ihr dabei ergangen ist. Emotionale Beschreibungen und Gefühlsregungen, die man vielleicht erwarten würde, fehlten völlig (vgl. Interview mit Ilse, S. 10ff., Z. 399-501). Das mochte zum einen an einer fehlenden Vertrauensbasis liegen, da sie mich als Interviewerin erst neu kennengelernt hatte, kann jedoch auch seine Ursache darin haben, dass Ilse von sich selbst das Bild einer starken, selbstbewussten und selbstständigen Frau aufrechterhalten und somit keine schwachen Momente von sich preisgeben wollte. Diesen Eindruck erweckte sie von Beginn des Interviews an: Eine Frau, die aktiv ist, viel reist, viele Freunde und Bekannte hat, vielen Hobbys nachgeht und das Leben genießt. Erst als sie im späteren Verlauf des Interviews auf ihr bisheriges Leben zu sprechen kam, wurde deutlich, dass sie es nicht immer leicht gehabt hat und einige Hürden überwinden musste. Die distanzierte Beschreibung des Erlebten verstärkt den Eindruck einer Frau, die nicht ohne Weiteres unterzukriegen ist.

Festzuhalten ist, dass mit Ilse nach Abschalten des Aufnahmegeräts eine weitere ca. 45-minütige Unterhaltung zustande kam. Dabei erzählte sie von ihrem bereits verstorbenen Hund. Sie zeigte Bilder und sogar einen Nachruf, der dem Tier auf der Seite ihrer Regionalgruppe gewidmet war. Der Hund hatte einen wichtigen Stellenwert in ihrem Leben eingenommen, das wurde anhand Ilses Erläuterungen sehr deutlich. Sie beschrieb, wie die Nachbarskinder immer vorbeigekommen wären, um das Tier zu streicheln und berichtete von Erlebnissen, die sie mit dem Hund hatte. Sein Tod hat Ilse schwer getroffen, sie erzählte in aller Ausführlichkeit von seinem Todestag. Auffallend ist, dass hierbei die Empfindungen, die sie im Verlauf des Interviews eher zurückgehalten hatte, zum Tragen kamen. Da sie in mir selbst auch einen hundebegeisterten Menschen

erkannt hatte, schien es ihr relativ leicht zu fallen, ihre Zuneigung gegenüber ihrem Vierbeiner zum Ausdruck zu bringen. Sie ging sogar so weit und legte dar, dass der Tod des Hundes einen größeren Verlust für sie bedeutet habe, als der ihres Mannes. Was auf den ersten Blick eventuell befremdlich erscheinen mag, wird vielleicht eher nachvollziehbar, wenn man sich vor Augen führt, dass Ilse unter den letzten Jahren ihrer Ehe sehr gelitten hat und den Tod ihres Mannes als Erlösung aus den schwierigen Lebensumständen empfand. Ihr Hund dagegen stellte eine große Bereicherung für sie dar und war ihr bis zuletzt ein treuer Begleiter.

4.1.2 Analyse von Ilses Biografie

Es folgt eine Analyse von biografischen Mustern in Ilses Leben. Der Schwerpunkt liegt hierbei sowohl auf erlebten biografischen Krisen als auch auf immanenten Ressourcen und Bewältigungsstrategien.

4.1.2.1 Biografische Krisen

Bei Betrachtung von Ilses Biografie wird deutlich, dass das plötzliche Auftreten der Krankheit Epilepsie in ihrer Jugend ein krisenhaftes Erlebnis und eine Verlaufskurve des Erleidens für sie bedeutete.

> „Ich hab mit 14 Jahrn aus heiterm Himmel (.) kein Mensch weiß, wieso, warum, hab ich epileptische Anfälle bekommen. Also in der Pubertät quasi. [I: Mhm] (1) Da war, des war also in den 40er Jahren, das war 47, 48, da war ja alles (.) da war ja mit der Medizin noch net so weit wie heute. Keiner wusste warum, wieso. Familie ist nichts bekannt. (1) Irgend n Arzt hat mal gemeint, es sei vielleicht eine übergangene Mittelohrentzündung, jedenfalls war das zu der Zeit gab's auch net die Medikamente, war das so schlimm, dass ich nach der 10. Klasse die Schule verlassen musste [I: Mhm], weil ich zu sehr (.) ich konnte (.) da gab's des Brom und Luminal, das war derartig einschläfernd und müdemachend, ich konnt also dem Unterricht gar net mehr folgen, ich war immer müde, ich hätt immer schlafen können. Hab auch damals sehr viele Anfälle gehabt, manchmal auch in der Schule [I: Mhm], hab also (.) ein Lehrer sagte ‚den Unterricht gestört', also ich musste damals raus. Dann war's genauso schwierig, ne Stelle zu finden für (.) mit so einer Krankheit" (Interview mit Ilse, S. 10, Z. 402–413).

Ilse beschrieb, dass die Krankheit sie völlig unerwartet traf und ihr Leben durch die Epilepsie eine vollständig neue Richtung erhielt. Sie musste ihre Handlungs- und Identitätsorientierung neu gestalten, ihre Zukunftspläne und -vorstellungen mussten revidiert werden. Dem jungen Mädchen stand plötzlich nicht mehr die Welt offen, es hatte nicht mehr die Möglichkeit, sich von seinen Interessen und Vorstellungen leiten zu lassen, sondern es musste sich seiner Krankheit unterwerfen. Die Epilepsie war es, die ihren Lebensentwurf von nun an bestimmte. Ilse musste die Schule verlassen, hatte Schwierigkeiten, eine Anstellung zu finden und litt unter den Nebenwirkungen der damals noch wenig entwickelten Medikamente. Somit erfuhr sie eine starke Beeinträchtigung ihrer Zukunftspläne und Handlungsaktivitäten.

Auffallend ist, dass Ilse diese Phase, die zweifelsohne sehr schwierig für sie war, nicht weiter ausführt. Dahinter können Verdrängungseffekte stecken oder aber sie hat mit diesem Teil ihrer Vergangenheit abgeschlossen, da sie die Erkrankung mittlerweile, zumindest vom medizinischen Standpunkt gesehen, unter Kontrolle hat. Vor diesem Hintergrund darf jedoch auch die zeitgeschichtliche Einordnung nicht aus dem Blick geraten. Ilse sprach davon, dass sie 1947, 1948 erstmalig Anfälle bekam. Die Verbrechen des Dritten Reiches hinsichtlich der Euthanasie von kranken und behinderten Menschen waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht lange verstrichen. All diese Aspekte und auch die psychische Belastung der Krankheit wurden von Ilse nicht angesprochen. Deutlich wird jedoch, dass Ilse durch ihre Epilepsie einen Kontrollverlust erfuhr, sich ihr gegenüber hilflos fühlte und von ihr übermannt wurde. Ein Epilepsieanfall ist als ein Maximum an Handlungsunfähigkeit zu verstehen und vor dem Hintergrund des Selbstbildes als aktive, unabhängige und lebenslustige Frau, das Ilse von sich selbst entwickelt hat, ist die Krankheit als ein erheblicher Einschnitt zu betrachten, der ihr Leben grundlegend beeinflusst und verändert hat.

In dieser schwierigen Zeit ist das Kennenlernen ihres Mannes und die folgende Heirat in Ilses Biografie als eine Steigkurve zu betrachten. Ihr Mann störte sich nicht an Ilses Erkrankung, sondern brachte ihr völlige Akzeptanz und Loyalität entgegen.

> „[…] und äh mein Mann hat sich, des muss ich ihm hoch anrechnen, also an diesen Anfällen nicht gestört. Obwohl man ja net wusste damals, wie es weiter aus (.) äh hätt ja auch so sein können, dass es immer schlimmer wird“ (Interview mit Ilse, S. 10, Z. 416-418).

Ilse fühlte sich angenommen und konnte in dem geschützten Rahmen, der ihr ihre Partnerschaft bot, ihre Aktivität und Selbstbestimmung neu ausbilden. Das

Paar baute ein Haus und gründete eine Familie. Ilses Gesundheitszustand besserte sich zusehends mit der Geburt ihrer Kinder und man kann sicherlich davon sprechen, dass sich ihr Leben „normalisierte“. Dann jedoch wurde sie mit der nächsten Verlaufskurve des Erleidens konfrontiert: Ihr Mann wurde, zunächst von Ilse unbemerkt, zum Alkoholiker. Ilse beschäftigt sich heute noch mit den möglichen Ursachen hierfür und sieht die Schuld teilweise in ihrer eigenen Person. Ihr Mann, den sie als zufriedenen Menschen beschrieb, könnte ihrer Meinung nach von ihrem ständigen Streben nach Verbesserung und Verschönerung (vordergründig der Wohnsituation) möglicherweise überfordert gewesen sein.

> „[…] ich war immer (.) ich wollte immer noch mehr verschönern. Ich hab gesagt: ‚Des Wohnzimmer ist zu klein.‘ Wir warn dann fünf Leute. ‚Wir machen da hinten, wir vergrößern das.‘ Da wollte mein Mann wollte das alles erst net so, weil ihm hat das gereicht. Nein, also er hat dann nachgegeben. Dann hab ich gesagt: ‚Ach es wär doch schön, wenn wir einen Ausgang hätten von der Küche in den Garten.‘ ‚Brauchen wir doch net!‘ Aber er hat’s gemacht. Dann (.) hab ich gesagt: ‚Wir können doch oben das Dachgeschoss ausbauen.‘ Er hat’s dann gemacht, gelle? Und ich denk dann manchmal, ob ich ihn überfordert habe damit. Jedenfalls fing er an zu Trinken auf einmal. Das merkt man ja am Anfang gar net“ (Interview mit Ilse, S. 11, Z. 443–450).

Mit der Alkoholsucht des Mannes wendete sich das Blatt erneut. Ilse wurde wieder in ihrem Aktivitäts- und Handlungsspielraum eingeschränkt, musste sich um ihren Mann kümmern und ihren Tagesrhythmus auf ihn abstimmen. Jedoch entscheidend dabei war: Obwohl ihr viele Menschen, selbst ihre Kinder, dies nahelegten, verließ sie ihren Mann nicht. Sie blieb bei ihm und ertrug die Höhen und Tiefen, die eine Partnerschaft mit einem alkoholabhängigen Mann mit sich bringt. Ilse gab die Loyalität, die ihr Mann ihr stets entgegengebracht hatte, an ihn zurück. Sie konnte es nicht mit sich vereinbaren, ihn zu verlassen, da auch er zu ihr gestanden hatte, als sie selbst in einer schwierigen Phase war:

> „Und da hab ich halt immer nur gedacht, äh, ich war sehr krank, er hat zu mir gehalten. Jetzt bleibst Du hier, hältst zu ihm, nach dem Motto, es gibt ein Kirchenlied: ‚Liebe ist nicht nur ein Wort‘ und da hab ich mich irgendwie verpflichtet gefühlt, obwohl äh (.) es wirklich ne schwere Zeit war, diese letzten 15 Jahre da durchzuhalten“ (Interview mit Ilse, S. 11, Z. 475-479).

Nach dem Tod ihres Mannes fand ein deutlicher Wandlungsprozess hinsichtlich Ilses Selbstidentität statt. Sie veränderte ihr Leben, begann zu reisen, wurde aktiv, eignete sich die technische Kompetenz im Umgang mit Computern an und

stieg in die Welt des Internets ein. Es scheint gerade so, als würde sie das nachholen, was sie in ihrem Leben durch ihre Krankheit und später durch den Alkoholismus ihres Mannes verpasst hat.

Ein entscheidender Aspekt dabei ist, dass sich die Form ihrer Beziehungsgestaltung von daher grundlegend änderte. Ilse pflegt eine Vielzahl von Kontakten, vermeidet jedoch enge Beziehungen. Ihre Unabhängigkeit scheint ihr enorm wichtig zu sein und ihr Verhalten lässt vermuten, dass sie sich nicht noch einmal in ein partnerschaftliches Abhängigkeitsverhältnis hineinbegeben möchte, so wie es mit ihrem Mann der Fall war. Entsprechend formulierte sie dies:

> „Ich könnte auch nie mehr mit=mit jemand anders zusammenleben. Das wär für mich (.) ich hab da so die Nase voll, von äh durch diese ganze Geschichte, dass ich das so genieße, dass ich jetzt allein bin und mich nicht mehr (.) um niemand kümmern muss“ (Interview mit Ilse, S. 12, Z. 509–512).

Auffallend ist auch, dass Ilse, wenn sie auf die Alkoholsucht ihres Mannes zu sprechen kam, klare Argumentationslinien zeigte, um ihr Verhalten (bei ihm zu bleiben) zu rechtfertigen. Es ist anzunehmen, dass sie sich dazu in der Vergangenheit sowohl gegenüber der eigenen Person als auch gegenüber ihrem Umfeld des Öfteren veranlasst sah. In der Interviewsituation konnten diese Rechtfertigungsmechanismen wiederum möglicherweise dazu dienen, ihr Selbstbild dahingehend zu stärken, dass sie bei ihrem Mann aus rationalen Motiven geblieben war, nicht aus persönlicher Schwäche.

4.1.2.2 Biografische Ressourcen

Vor dem Hintergrund der genannten biografischen Herausforderungen und Krisen wird deutlich, dass Ilse über ein großes Potenzial vielfältiger Ressourcen verfügt zur Bewältigung risikobehafteter Lebensbedingungen.

Zum einen ist hierbei nochmals ihr positives Selbstbild hervorzuheben, das sich Ilse im Laufe ihres Lebens aufgebaut hat. Vordergründig fällt hierbei ihre stark betonte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auf, die sie mit großem Stolz erfüllt. Ilse erklärte in diesem Kontext beispielsweise, auf keine fremde Hilfe angewiesen zu sein: „Und äh, ich bin ja eigentlich auch schon alt, aber ich brauch keine Hilfe, höchstens äh, bei gewissen Sachen“ (Interview mit Ilse, S. 2, Z. 76f.). Diese Selbstständigkeit ist sicherlich nicht nur hinsichtlich ihrer Identitätsarbeit von zentraler Bedeutung, sondern ermöglicht ihr darüber hinaus eine eigenständige Lebensführung, geleitet von individuellen Interessen und Zielen.

Dieser Aspekt bekommt insbesondere in Bezug auf ihre biografischen Jugenderfahrungen eine besondere Konnotation, war Ilse doch zum Zeitpunkt des Ausbruchs ihrer Krankheit alles andere als selbstbestimmt und eigenverantwortlich, was ihre Lebensentwürfe anging. In Anbetracht dieser Erlebnisse kann davon ausgegangen werden, dass dieser Zugewinn einen hohen Stellenwert für Ilse einnimmt.

Eine weitere Ressourcenquelle stellen Ilses ehrenamtliche Tätigkeiten dar, welche sie sehr ausführlich beschrieb:

> „Ach ja und dann bin ich (.) ach, ich hab ja sehr wenig Zeit immer, ich bin nämlich auch noch ehrenamtlich tätig, da mach ich auch noch zwei Dinge und zwar geh ich jeden Montag in die (.) äh, ich weiß net, ob Sie das jetzt auch interessiert. [I: Klar] Äh, zur Tafel und helfe da Essen (.) äh bei der Essensausgabe. [I: Mhm] Das mach ich jeden Montag. Und dann bin ich noch, wir ham hier in B-Stadt vor einigen (.) vor einiger Zeit eine sogenannte Generationenhilfe gegründet. [I: Mhm] Sie können sich sicher was drunter vorstellen: Alte helfen Jungen, Junge helfen Alten. [I: Mhm] Und äh, ich bin ja eigentlich auch schon alt, aber ich brauch keine Hilfe, höchstens äh, bei gewissen Sachen, aber ich (.) helf dann z. B. da wohnt ein paar Häuser weiter eine alleinstehende Frau von 97 Jahren und da geh ich einmal in der Woche immer hin und schau nach ihr, leiste ihr Gesellschaft oder (.) fahr sie irgendwo hin, wenn sie mal äh zum Arzt oder so wo muss. (.) Und dann fang ich, das fang ich aber erst in zwei Wochen an, in der Schule, (.) ähm (.) mit der an der Klasse 2b, wir hatten da vorherige Woche eine Sitzung, also ne Besprechung mit Lehrerinnen und der Schulleiterin und Leuten von der Generationenhilfe (.) also die Lehrerinnen der Grundschulklassen, die hätten halt gern Hilfen vor (.) äh z. B. für äh leseschwache Kinder (.) die dann mit denen sich mal befassen [I: Mhm] und lesen. Ist z. B. eine Türkin dabei, die hat um Hilfe gebeten für jemand, der mit ihr Deutsch lernt und mit ihrem Kind. Also sie will dann auch gleich mitlernen. [I: Mhm] Und da macht jemand anderes, ich hab mich also jetzt bereit erklärt, da ist eine Klasse 2b und äh, wenn die etwas machen, z. B. (.) Werken oder was und dann soll ich mir zwei oder drei vornehmen, die (.) mit denen ich dann inzwischen ein bisschen lese, die lesen äh, also ich hab mich überwiegend für's Lesen (.) gemeldet [I: Mhm], dass ich mit denen lese, dass in Ruhe mal (.), ja das will ich dann auch alle vierzehn Tage noch jeden Dienstagvormittag machen“ (Interview mit Ilse, S. 2f., Z. 70–91).

Dieses Engagement im Rahmen von Hilfsmaßnahmen ist sicherlich ein bedeutsamer Aspekt in Ilses Identitätsentwurf. Sie hat sich Hilfsbereiche ausgesucht, in denen sie direkt mit Menschen in Kontakt treten kann. Die Wirkungen ihres Tuns werden zudem unmittelbar gespiegelt. Dieses Handeln ist deshalb als identitätsrelevant einzustufen, da sich Ilse nicht nur als helfend und unterstützend erlebt und daraus einen Sinngehalt schöpfen kann, sondern diese Tätigkeiten

bilden gleichzeitig auch einen Ersatz für den durch ihre Verrentung fehlenden beruflichen Kontext. Ilse nimmt sich selbst als aktiv, als produktiv sowie bedeutend wahr und kann sich durch den gezeigten Altruismus noch dazu der Anerkennung und Wertschätzung seitens ihres Umfeldes sicher sein, was sich wiederum im besten Fall in der positiven Stärkung des eigenen Selbstbildes niederschlägt.

Ein solches ehrenamtliches Engagement ist darüber hinaus an eine Reihe von persönlichen Kompetenzen (z. B. Offenheit und Kontaktfreude) gebunden. Ilse hat mit Menschen zu tun und ist dazu angehalten, Beziehungen zu diesen aufzubauen. Da sie mit verschiedenen Personengruppen zusammenarbeitet (Kinder im Grundschulalter, Menschen in schwierigen Lebenssituationen, alte Menschen) ist sie dazu aufgefordert, sich auf die jeweils individuellen Problem- und Bedürfnislagen einzustellen und diesen gerecht zu werden. Das setzt nicht nur ein hohes Maß an Geduld voraus, sondern erfordert auch einen feinfühligen Umgang mit Menschen und eine ausgeprägte Empathiefähigkeit.

Ilse benannte darüber hinaus ihre Familie als wichtige Stütze, vor allem hinsichtlich ihrer Erfahrungen mit ihrem alkoholabhängigen Mann und besonders auch nach dessen Tod:

> „Durch meine Kinder hatte (.) das hilft einem auch, in solchen Situationen ganz gut, finde ich, dass man da einen gewissen Halt hat. Ich hab ne sehr (.) äh, meine Schwester, die lebt auch noch hier (.) in der Nähe in M-Stadt drüben. (.) Ich hatte Leute um mich herum, wo ich einen gewissen Halt hatte. Den ich an ihm ja net mehr hatte, gelle? [I: Mhm]“ (Interview mit Ilse, S. 12, Z. 514–518).

Allerdings ist dieses Unterstützungspotenzial kritisch zu hinterfragen, da Ilse im Rahmen des Interviews einen deutlichen Widerspruch hinsichtlich der Beziehung zu ihren Kindern erkennen ließ. Zum einen betonte sie den wichtigen Stellenwert, den die Familie für sie einnehme, zum anderen sei es jedoch auch ein großes Anliegen von ihr, unabhängig von ihren Söhnen zu bleiben. Der Aspekt dieser dissonanten Familienbeziehung wird unten nochmals aufgegriffen, wenn es um Ilses Einschätzungen hinsichtlich der Vergemeinschaftungs-formen innerhalb der Seniorencommunity geht.

Einen hohen Stellenwert und somit bedeutsames Unterstützungspotenzial nehmen Ilse zufolge außerdem solche „gleichgesinnten“ Personen ein, die sie im Zusammenhang mit der Seniorencommunity Feierabend.de kennengelernt hat und welche mittlerweile den Großteil ihres Bekannten- und Freundeskreises ausmachen. Auf diesen Gesichtspunkt wird im Folgenden näher eingegangen.

4.1.3 Bedeutung der Mitgliedschaft bei Feierabend.de: Optionale Beziehungsgestaltung im Internet als Basis der Online- und Offlinekontakte (Muster: Schwerpunktsetzung Offline mit hoher Mittelbarkeit und hohem Maß an Identitätsarbeit)

Ilse betrachtet Feierabend.de als Möglichkeit, mit Menschen in Kontakt zu treten, die die gleichen Interessen teilen wie sie. Sie legt den Schwerpunkt bei der Nutzung der Community auf die Regionalgruppe ihrer Heimatstadt, das heißt, sie bewegt sich überwiegend auf der Unterseite der regionalen Gruppierung und beschränkt ihren Kontakt somit fast ausschließlich auf Personen aus ihrem direkten Umfeld (vgl. Interview mit Ilse, S. 1, Z. 1-33). Dadurch kommt es zu einer Überlappung ihrer Online- und Offlinekontakte, das heißt, sie kennt die User, mit denen sie innerhalb der Onlineplattform Feierabend.de kommuniziert, größtenteils auch persönlich von gemeinsamen Treffen und Unternehmungen.

> „I: Okay (1). Das haben Sie eigentlich grad schon erzählt, Personen, die Ihnen sehr wichtig sind, die Sie über Feierabend kennengelernt haben. (1) Sind die aus der Regionalgruppe, hab ich das richtig rausgehört?
>
> Il: Ja. Alle (.) alle. Mit anderen hab ich jetzt gar kein (.) ich hab noch eine, in P-Stadt, die kenn ich aber schon (.) ach schon ewige Zeiten (.), die ist eigentlich durch mich auf Feierabend gestoßen, wir kannten uns schon vorher. Da gibt's ja auch noch so ein Seniorenforum und so was alles. Das gab's alles noch vorher, eh Feierabend kam. Ich bin ja schon (.) über zehn Jahre hab ich das Internet und Feierabend gibt's ja erst seit zehn Jahren. Das (.) da gibt's so verschiedene Foren und da hat man sich auch so kennengelernt" (Interview mit Ilse, S. 5, Z. 170–178).

Anhand dieses Zitates wird deutlich, dass Ilse innerhalb von Feierabend.de zwar noch einige wenige Kontakte pflegt, die über ihr regionales Umfeld hinausgehen, diese sind jedoch vor ihrer Anmeldung bei Feierabend.de durch andere soziale Netzwerke zustande gekommen, über die Jahre aufrechterhalten und zum Teil sogar in die Seniorencommunity adaptiert worden.

Dass für Ilse der persönliche Kontakt einen grundlegenden Aspekt für ihre Nutzung der Community Feierabend.de zu bilden scheint, wird daran deutlich, dass sie Feierabend.de mit der Regionalgruppe gleichsetzt. Für sie ist die Anmeldung bei der Onlinecommunity demnach gleichbedeutend mit der Mitgliedschaft innerhalb der Regionalgruppe.

Als sich Ilse innerhalb des Netzwerkes anmeldete, besuchte sie wegen damals noch fehlender Alternativen zunächst eine andere Regionalgruppe einer nahegelegenen Großstadt. Als schließlich die Gruppe in M-Stadt gegründet wur-

de, schloss sie sich dieser umgehend an und bezeichnet sich entsprechend als Gründungsmitglied:

> „Und zwar gab's da ja M-Stadt noch nicht, die Gruppe in M-Stadt, sondern in F-Stadt die. Und bin dann nach F-Stadt gegangen und hab auch ein paar Dinge mit denen unternommen, des war is in F-Stadt is ne recht große Gruppe (.) und äh, war auch mit denen so ein bisscherl unterwegs, aber das war halt sehr umständlich immer da bis nach F-Stadt (.), die hatten ihre Treffen dann noch in F-Stadt B-Stadtteil, bis man da mal immer dort war und als dann hier in M-Stadt die Gruppe gegründet (.) wurde, bin ich natürlich Mitglied (.) mit Fahnen gleich nach M-Stadt, ich war also eines der Gründungsmitglieder, gell? [I: Mhm] sofort nach M-Stadt. [I: Mhm] Und hab das F-Stadt dann gelassen. (.) Weil äh M-Stadt eigentlich sehr viel bietet" (Interview mit Ilse, S. 2, Z. 42–50).

Deutlich wird hierbei, dass Ilse nicht nur eine starke Identifikation mit der Gruppierung zeigt, sondern auch einen gewissen Anspruch daran stellt, was ihr geboten wird und dass sie die Angebotsvielfalt innerhalb der Regionalgruppe sehr schätzt. Wie oben in der Fallbeschreibung bereits erwähnt, handelt es sich bei Ilse um eine Frau, die vielfältige kulturelle Interessen hegt und bei Feierabend.de und insbesondere im Rahmen der Regionalgruppe ein Forum findet, diese auszuleben. Sie legt nach eigenen Angaben großen Wert auf die informellen Bildungsprozesse, die einerseits durch gemeinsame Aktivitäten und Unternehmungen ausgelöst und andererseits durch ihre Auseinandersetzung mit den technischen Raffinessen im Umgang mit dem Computer und dem Internet angestoßen werden (vgl. Interview mit Ilse, S. 7, Z. 270-309). Hinsichtlich kultureller Angebote bringt sie sich aktiv ein und organisierte beispielsweise eigenständig einen Ausflug zu einem Atomkraftwerk. Anlass hierfür war das Atomunglück in Fukushima (zum Zeitpunkt des Interviews aktuell), was bei Ilse den Wunsch auslöste, sich eingehender mit dem Thema zu beschäftigen (vgl. ebd., S. 2. Z. 53-55). Zudem organisierte sie mit Hilfe der Regionalbotschafterinnen der Gruppe bereits Themenabende, an denen sie von ihren Reisen erzählte und Bilder präsentierte (vgl. ebd., S. 3, Z. 112-128).

Neben diesem kulturellen und informativen Wert liegt ihr eigentliches Augenmerk jedoch auf der Kontaktpflege und der Beziehungsgestaltung zu gleichgesinnten Personen. In diesem Kontext hob sie hervor, dass Feierabend.de vor allem für Singles eine besondere Bedeutung einnehmen würde (vgl. Interview mit Ilse, S. 4, Z. 164-166). Die Wortwahl *Single* ist sehr auffallend und zieht sich durch das gesamte Interview hindurch. Zum einen kann dies der (unbewusste) Versuch sein, modern und jugendlich zu wirken. Zweifelsohne wird durch den Begriff jedoch vor allem eine Abgrenzung von ihrem Witwendasein erreicht.

Denn dadurch, dass sich Ilse selbst als Single bezeichnete, könnte man davon ausgehen, dass sie nie verheiratet war. Angesichts der schwierigen Rahmenbedingungen innerhalb ihrer Ehe mit einem alkoholabhängigen Mann kann dahinter der Wunsch vermutet werden, diese Vergangenheit hinter sich zu lassen und einen Neuanfang zu wagen. Wenn sie sich selbst als Witwe titulieren würde, wäre sie immer gebunden an die Erinnerungen einer Ehe, die vor allem in den letzten Jahren für sie eine große Belastung darstellte. Auffallend in diesem Kontext ist auch – wie oben bereits angedeutet wurde –, dass Ilse ihre Familie zwar als wichtige Stütze bezeichnete, im gleichen Atemzug aber auch davon sprach, ihren Kindern nicht zur Last fallen zu wollen und sich dadurch merklich von ihnen distanzierte. Hier ist ein deutlicher Widerspruch innerhalb ihrer Aussagen zu erkennen. Vor diesem Hintergrund sticht besonders hervor, dass Ilse Feierabend.de als „zweite Familie für Alleinstehende" (ebd., Z. 153) beschrieb, wodurch sie den Beziehungsformen, die sie innerhalb dieser Gruppierung erlebt, einen hohen Stellenwert zuordnete. Während sie noch zu Beginn des Interviews von einer „idealen Freizeitgestaltung" (ebd., S. 1, Z. 10) sprach, was eine interessensgeleitete, keinesfalls aber eine gefühlsbetonte Bindung vermuten ließ, tauchte dann im späteren Verlauf eben dieser Begriff der „Familie" auf, welcher mit starken Zuschreibungen verbunden ist. Eine Familie kennzeichnet sich im Regelfall durch enge Beziehungen, durch gegenseitiges Vertrauen und durch gemeinsamen Zusammenhalt. Familien charakterisieren sich darüber hinaus jedoch ebenso durch ihre festen Rollenzuweisungen und die Erwartungshaltungen, die daran gebunden sind. Auch wenn der aktive Mitgliederstamm der Regionalgruppe eine emotionale Nähe zueinander teilt, sind die Strukturen doch offener gestaltet als im familialen Umfeld und zeichnen sich durch eine höhere Unabhängigkeit und Unverbindlichkeit aus. Die einzelnen Mitglieder behalten Kontrolle darüber, wie intensiv sie die Kontakte zu den anderen gestalten und wie stark und auf welche Art und Weise sie sich selbst einbringen. Die Gruppe verfügt somit zwar einerseits über feste Regelungen und Strukturen und bietet dadurch ihren Mitgliedern einen gewissen Orientierungsrahmen sowie Sicherheitsaspekt. Andererseits können die User jedoch ihre Unabhängigkeit wahren, indem sie Nähe und Distanz zu den übrigen Mitgliedern selbstbestimmt und nach persönlichem Bedarf ausgestalten. Durch Ilses Einschränkung „für Alleinstehende" werden klare Abgrenzungstendenzen deutlich. Diese familienähnlichen, emotional tief greifenden Beziehungsformen scheinen sich somit eben nicht auf alle Mitglieder innerhalb der Gruppierung zu beziehen, sondern explizit auf jene, die keinen Partner (mehr) haben. Auch im weiteren Verlauf zeigte Ilse starke Formen der Abgrenzung. Sie differenzierte beispielsweise merklich zwischen Personen innerhalb und außerhalb der Community, wobei sie deutlich zum Aus-

druck brachte, dass sie ihren Bekanntenkreis immer stärker auf Mitglieder von Feierabend.de reduziere:

> I: „Mhm (2) Hmm, (1) jetzt haben Sie ja ganz viel erzählt, äh, zu dem Kontakt, den Sie zu den Leuten haben über Feierabend. Unterscheidet sich denn da irgendwas zu ähm ihrem Bekanntenkreis außerhalb dieser Community?
>
> Il: Also mit anderen Bekannt(.) ja, dass ich mit denen immer weniger Kontakt habe, weil ich mich bei denen langweile. (1) Des sind also Leute, ich hab ja, ich mein, viele in meinem Alter sind (.) leben schon gar net mehr oder sind so krank, dass sie gar net rausgehen oder haben an gar nichts Interesse mehr, außer Sitzen und Kaffee trinken und sie erzählen von ihren Krankheiten und=und (1) also ich hab fast nicht, ich hab eigentlich nur noch Kontakte durch Feierabend jetzt. (.) Mit zunehmendem Alter habe ich immer mehr Kontakte zu Feierabendleuten. Von daher bin ich sehr froh, dass es das gibt. [I: Mhm] Muss ich sagen. (1)
>
> I: Das kommt Ihnen dann (.) mehr entgegen?
>
> Il: Ja (.) ja, :es: (.) liegt mir mehr, ich weiß mit andern nichts mehr anzufangen. [I: Mhm] Es ist mir dann zu langweilig“ (Interview mit Ilse, S. 5, Z. 198–210).

Dabei ist Feierabend.de für Ilse ein Platzhalter für all jene Senioren, welche sich durch ihren „modernen“ Lebensstil auszeichnen. Jene, die sich an das Thema Technik heranwagen, die aktiv und lernwillig sind, sich mit zeitgenössischen Formen der Informationsbeschaffung und -weitergabe sowie den unterschiedlichsten Möglichkeiten des Kontaktaustausches, welche sich durch die neuen Medien ergeben, auseinandersetzen und über die entsprechenden Kompetenzen und Kenntnisse verfügen, die hierfür erforderlich sind. Ilse empfindet sich selbst als privilegiert, dieser Gruppe von rüstigen, technisch versierten und offenen (im Sinne von *open-minded*) Senioren anzugehören. Sie möchte sich klar von denjenigen abgrenzen, die ihren Lebensabend ruhig, beschaulich und zuweilen zurückgezogen angehen und sich vorwiegend oder gar ausschließlich über Gesundheits- oder Familienthemen austauschen. Hierzu passt auch ihre oben angesprochene Begriffswahl (Single), womit sie sich deutlich von anderen Gleichaltrigen distanziert. Feierabend.de ist somit nicht nur als Ergänzung ihres Bekanntenkreises, sondern vielmehr als fortschreitender Ersatz desselben anzusehen, da sich Ilse mit sonstigen Bekannten ihres eigenen Jahrgangs nicht mehr länger identifizieren kann und möchte.

Diese Außendifferenzierung wird ergänzt durch eine Innendifferenzierung, die sie vornahm und die sich auf die aktive Mitgliedschaft innerhalb der Regio-

nalgruppe bezieht. Sie sprach von einem „harten Kern“ (Interview mit Ilse, S. 4, Z. 157), der sich durch seine regelmäßige Teilnahme an Treffen und Ausflügen auszeichnet und dem sich Ilse selbst angehörig fühlt. Unverständnis hegt sie gegenüber den stillen Mitlesern und Gruppenmitgliedern, die sich nicht einbringen, an keinen Unternehmungen teilhaben und sich auch sonst nicht bemerkbar machen. Diesen scheint sie eine Zugehörigkeit innerhalb der Gemeinschaft privilegierter und aktiver Regionalgruppenmitgliedern abzusprechen.

> „Und ich mein, wir ham ja 460 Mitglieder. Wobei aber der harte Kern nur zehn Prozent sind. Die andern weiß ich gar net, warum die Mitglieder sind. Von denen sieht und hört man nichts. (1) Die schauen sich anscheinend nur alles an […] (Interview mit Ilse, S. 4, Z. 156–158) […] ich weiß net, warum die Mitglied sind, die andern Leute. Die sieht und hört (.) von denen sieht und hört man nichts. (1) Das sind so ungefähr zehn Prozent, wir kennen uns, die andern kennen wir gar net“ (ebd., Z. 161–164).

Wie bereits angesprochen, differenziert Ilse allerdings auch noch einmal innerhalb des „harten Kerns“ mit ihrer Aussage hinsichtlich „zweite Familie für Alleinstehende“.

Angesichts dieser zweifachen Abgrenzung könnte vermutet werden, dass sich Ilse bewusst an ganz bestimmte Menschen bindet, die sie als Gleichgesinnte erkennt und anerkennt. Allerdings fehlen solche Zuordnungen bei Ilse. Zwar betonte sie die Geschlossenheit der Gruppe, jedoch zeigt sich, dass die individuellen Persönlichkeiten der einzelnen Mitglieder innerhalb dieser abgesteckten Gemeinschaft nicht wirklich von Bedeutung für sie sind, sondern vielmehr die Möglichkeit, im Rahmen der vorgegebenen Strukturen, die eigenen Interessen und Bedürfnisse autonom auszuleben. Deutlich wird das unter anderem dadurch, dass sie kaum ein Mitglied namentlich erwähnte (und sich damit beispielsweise stark von Helga unterschied, die im Interview alle Personen, mit denen sie näher in Kontakt steht, benannte und Hintergrundinformationen zu ihnen lieferte. All das fand sich bei Ilse nicht). Mit anderen Worten bedeutet das, dass Ilse die Bedingungen, welche die Community schafft, für sich nutzt, um mit ihrer Hilfe ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. Wenn sie beispielsweise ins Kino gehen möchte, postet sie dieses Vorhaben innerhalb der Gruppe und wartet auf Reaktionen. Hierbei ist nicht relevant, wer genau zusagt, sondern bedeutsam ist, dass sich innerhalb der Community immer jemand findet: „Weil man hat immer jemand, den man (.) wenn der eine net mit macht, dann macht der andere mit“ (Interview mit Ilse, S. 4, Z. 153f.).

Der Handlungsspielraum und die Wahloptionen, die sich für Ilse im Rahmen der Kontaktpflege und Beziehungsgestaltung innerhalb der Regionalgruppe ergeben, sind für sie entscheidend und befriedigen ihr Bedürfnis danach, ihre Eigenständigkeit beizubehalten. Gleichzeitig erlaubt es ihr die Struktur, sich zugehörig und inkludiert zu fühlen. Sie ist ein Mitglied des „harten Kerns", ist eingebunden und kann damit einer möglichen sozialen Isolation vorbeugen. Sie selbst reguliert dabei jedoch die Intensität und Nähe, die diese Beziehungsformen für sie annehmen. Die Regionalgruppe oder zumindest der „harte Kern" mit seinen ca. 50 Mitgliedern ist überschaubar auf der einen Seite, bietet aber gleichzeitig genug Raum für eine gewisse Distanziertheit, sofern diese gewünscht wird. Streng genommen geht Ilse dadurch, dass die Personen innerhalb der regionalen Gruppierung für sie austauschbar sind, kein Risiko in ihrer Beziehungsgestaltung ein: Sie findet immer Zuspruch, wenn sie diesen nötig hat und kann auf Geselligkeit und Gemeinschaft zurückgreifen, wenn sie das Verlangen danach hat. Gleichzeitig sind damit für sie jedoch keine Verpflichtungen verbunden, sie geht keine Verbindlichkeit ein, sondern kann sich frei und entsprechend ihrer aktuellen Bedürfnislage einbringen oder eben nicht.

Ilse erfährt im Rahmen der Seniorencommunity somit eine Form von Autonomie, über die sie in ihrer Biografie häufig nicht verfügte, da sie beispielsweise durch ihre Krankheit eingeschränkt war oder sich um ihren alkoholkranken Ehemann kümmern musste. In ihrem jetzigen Lebensabschnitt kann sie sich dagegen offen und selbstbestimmt entfalten und ihren eigenen Interessen nachgehen. So schätzt sie beispielsweise das breite Angebot innerhalb ihrer Regionalgruppe. Da hierbei jedoch kaum Möglichkeiten zu gemeinsamen Reisen vorgesehen sind, besucht sie zwecks Kennenlernens potenzieller Reisebegleiter noch eine weitere Regionalgruppe (vgl. Interview mit Ilse, S. 5, Z. 183-191). Eben diese Unbestimmtheit und Optionalität sind es, die es ihr ermöglichen, ihr Aktivitätspotenzial aufrechtzuerhalten und sie somit in ihrer Identitätsarbeit unterstützen.

Alles in allem lassen sich Ilse viele Eigenschaften zuschreiben, die sie als „modernen Charakter" kennzeichnen, da ihre Flexibilität und Offenheit maßgeblich sind, den gegenwärtigen gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden. Feierabend.de unterstützt sie in eben diesem Potenzial und ihrem Bestreben, sich unabhängig und interessengeleitet zu entfalten. Die einzige Verbindlichkeit, die für Ilse entscheidend zu sein scheint, ist jene, dass die Möglichkeit der Wahlfreiheit aufrechterhalten wird („Es soll so bleiben, dass nichts so bleiben muss").

Hinsichtlich der fallübergeordneten Mustererstellung[41] fällt Ilse in die Gruppe derjenigen Interviewteilnehmer, die ihr Nutzungsverhalten bei Feierabend.de schwerpunktmäßig offline ausrichten (und hierbei vor allem auf die Mitgliedschaft in der Regionalgruppe zurückgreifen). Bei Ilse ist zudem ein hohes Maß an Mittelbarkeit vorhanden. Sie schätzt die Möglichkeiten, die sich innerhalb der Regionalgruppe für sie bieten, tauscht sich mit den anderen Mitgliedern aus und nimmt regelmäßig an Veranstaltungen und Ausflügen teil. Hierbei ist die Gruppe als solche für sie von hoher Bedeutung, die Persönlichkeit der einzelnen Mitglieder tritt jedoch in den Hintergrund. Es geht Ilse nicht explizit um einzelne signifikante Andere[42], sondern um das Konglomerat an potenziell signifikanten Anderen, auf die sie jeweils interessen- und bedürfnisgeleitet zurückgreifen kann.

Neben dieser Form der mittelbaren Vergemeinschaftung leistet Ilse darüber hinaus aktive Identitätsarbeit. Nicht nur, dass sie die Community zur Selbstdarstellung nutzt, beispielsweise dann, wenn sie Berichte und Fotos ihrer vielen Reisen präsentiert, sondern auch in der Hinsicht, dass der Rahmen, den ihr die Plattform mit ihrer regionalen Ausgestaltung bietet die Möglichkeit offeriert, Persönlichkeitsanteile, wie der Wunsch nach Freiheit, Flexibilität und Offenheit, auszuleben. Anders als Bekanntschaften im gleichen Alter, welche von Ilse aufgrund der von ihr wahrgenommenen Begrenztheit relevanter Themen und Interessen abgelehnt werden, hat sie bei Feierabend.de die Option, sich weiterzuentwickeln, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen und sich mit Themen auseinanderzusetzen, welche sie interessieren. Gleichzeitig sind die an sie herangetragenen Erwartungshaltungen weniger starr und einschränkend. Dieser Umstand wird ihrer Bedürfnislage, begründet in ihrer biografischen Erfahrung, gerecht. Ilse bekommt dadurch die Chance, sich selbst neu zu definieren und aktiv an ihrer Persönlichkeit zu arbeiten, was sie auch in Anspruch nimmt.

Die Form der Beziehungsgestaltung, die von Ilse präferiert wird, findet weite Verbreitung unter den Nutzern der Plattform. Die Art der Ausgestaltung variiert jedoch. Während Ilse vor allem Wert auf Mittelbarkeit im Rahmen ihrer sozialen Kontakte legt, sind andere Nutzer viel stärker auf eine unmittelbare Beziehungspflege ausgerichtet. Erkennbar wird dies für das Muster der „Schwerpunktsetzung Offline“ vor allem bei den Regionalbotschaftern (Maria, Ruth, Udo), die zugleich ein hohes Maß an Identitätsarbeit zeigen, wie sie auch bei Ilse deutlich zum Ausdruck kam. Andere setzen sich demgegenüber viel

41 Für eine ausführliche Darstellung der einzelnen Muster sowie die entsprechende theoretische Einbettung vgl. Kapitel 5.
42 Der Begriff geht auf Mead (1983, S. 219) zurück und umschreibt wichtige Bezugspersonen.

weniger intensiv mit ihrer eigenen Person auseinander, auch wenn sie großen Wert auf unmittelbare Kontakte legen. Als letzte Variante in diesem Bereich ist der hohe Grad an Mittelbarkeit zu nennen, wie er soeben diskutiert wurde, ohne jedoch eine aktive Identitätsarbeit offenkundig zu machen.

Nachdem Ilse als Beispiel für eine Nutzerin herangezogen wurde, welche im Hinblick auf ihre Ausformung der Vergemeinschaftung deutliche Tendenzen hinsichtlich Offlinekontakten zeigt, wird im Folgenden der Fall von Sigrid diskutiert, die demgegenüber eine viel stärkere Gewichtung auf Onlinekontakte legt.

4.2 Sigrid

4.2.1 Fallbeschreibung

Sigrid war zum Zeitpunkt des Interviews ein noch relativ neues Mitglied innerhalb der Community. Der Kontakt kam wie auch bei Ilse über Ruth und Maria zustande, die auf Sigrid als potenzielle Interviewpartnerin aufmerksam machten. Daraufhin schrieb ich Sigrid an. Sie stimmte einer Teilnahme zu und wir vereinbarten einen Gesprächstermin bei ihr zu Hause. Sigrid hatte sich auf den Besuch der Interviewerin vorbereitet und ihren Platz am Wohnzimmertisch liebevoll mit Getränken und Knabbereien ausgestattet. Das Interview kam schnell in Fluss, allerdings wurden wir gegen Ende von der Tochter und dem Enkel unterbrochen, die an diesem Tag aus dem Urlaub heimgekehrt waren und der Mutter beziehungsweise Großmutter einen Besuch abstatteten. Zwar begaben die beiden sich nach einer kurzen Begrüßung umgehend in den Nebenraum (Sigrid hatte sie vorab nach eigener Aussage über den Interviewtermin informiert), es wurde jedoch schnell deutlich, dass Sigrid daraufhin nicht mehr so konzentriert war. Das Gespräch kam dann relativ schnell zum Abschluss. Allerdings war das Interview bis zu diesem Zeitpunkt so ergiebig, dass es trotz dieser Einschränkung als ein Eckfall im Rahmen der Untersuchung dient. Zunächst folgen einige grundlegende Informationen zu Sigrids Biografie: Sigrid ist im Jahr 1945 geboren und hat, wie bereits erwähnt, eine Tochter und zwei Enkelsöhne. Sie ist verwitwet, seit ihr Mann nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb. Sigrid war vor dieser Ehe bereits einmal verheiratet. Allerdings wurde dieser Aspekt von ihr nur am Rande erwähnt.

Sigrid hat den Beruf der kaufmännischen Angestellten erlernt, war aber zuletzt bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2010 als Buchhalterin tätig. Seitdem engagiert sie sich ehrenamtlich in einem Mehrgenerationenhaus, wobei sie sich schwerpunktmäßig mit der Seniorenbetreuung beschäftigt. In diesem Zusam-

menhang hat sie auch ihre Kompetenzen im Umgang mit dem PC erworben, weil sie diese für die administrativen Tätigkeiten im Bereich ihres Ehrenamtes benötigt.

Sie begründete die Wahl ihres Ehrenamts vor allem damit, dass für die ältere Generation wenig getan werden würde in ihrem sozialräumlichen Umfeld:

> „[…] also des heißt äh (1) also mit (.) alles was mit Senioren zusammen hängt :u:nd jetzt (.) auf der Straße z. B. habe ich wieder eine ältere Dame getroffen, ich unterhalte mich mit denen, weil die brauchen Ansprache, ja? [I: Mhm] Die sind hier oben verlorn, die (.) alte Leut. Und deswegen mach ich da einmal im Monat des Seniorencafé und bin (.) zweimal die Woche bin ich dann da im Büro“ (Interview mit Sigrid, S. 1, Z. 27–31).

Das Ehrenamt nimmt einen großen Stellenwert innerhalb ihrer Freizeitgestaltung ein. Daneben liest und schreibt beziehungsweise dichtet sie auch gerne oder betätigt sich sportlich in Form von Radfahren, Schwimmen, Wandern oder Nordic Walking. Wichtig ist ihr außerdem ihre Mitgliedschaft im Chor, was ein sehr zeitintensives Hobby darstellt, wie sie berichtete:

> „Natürlich dann im Chor singen. (1) Ich bin im gemischten Chor F-stadt. [I: Mhm] (1) sehr aktiv. (holt tief Luft) Ja und wissen Se, wenn Se, wenn man dann in so nem Verein ist, dann kann man nicht mehr viel Hobbies haben. (.) Ich spiel auch ein bisschen, mach ein bisschen Musik (.) für <u>mich</u>, ja? (.) Äh und lern (.) für meine Noten, aber jetzt, dass ich jetzt (1), also das ist schon umfassend (.) im Chor, ja?“ (Interview mit Sigrid, S. 2, Z. 47–52).

Ihren Beitritt in den Chor und auch ihr ehrenamtliches Engagement nahm Sigrid erst nach dem Tod ihres Mannes in Angriff, welcher ein einschneidendes Erlebnis in ihrem Leben bedeutete. Ihr Partner erkrankte überraschend und verstarb relativ schnell, so dass Sigrid die Lebensentwürfe, die sie mit ihm zusammen für ihren Ruhestand geplant hatte, nicht mehr realisieren konnte. Sigrid beschrieb sich selbst als eine spontane Person, die nach eigenen Angaben Vorhaben nicht aufschiebe, da das der Durchführung nicht dienlich sei (vgl. Interview mit Sigrid, S. 3, Z. 89–92). Neben dieser Spontanität und Zielstrebigkeit scheint sie auch ein deutliches Maß an Offenheit und Selbstbewusstsein aufzuweisen:

„Aber ich bin net schüchtern. Bin zwar (.) wenn's nötig ist, zurückhaltend (.) beobachte erste mal, aber ich bin net schüchtern, wenn Sympathie, wenn sie mir sympathisch sind, da kann ich auch rede, ich kann da (.) ich bin auch manchmal total (.) wo ich merk: ‚Nee, da lohnt sich des Rede net. Näh?'" (Interview mit Sigrid, S. 5, Z. 174–177).

Dieser Eindruck wird unterstützt durch das von ihr beschriebene Verhalten, zum Beispiel als sie spontan, und ohne jemanden zu kennen, zu dem Regionaltreffen der ortsansässigen Feierabendgruppe fuhr (und das sogar, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt körperlich durch eine Fuß-OP absolut eingeschränkt war):

„S: Da saß ich dann noch mit dem Fuß hoch auf dem ersten Treffen, aber Auto (.) durfte ich zwar noch net fahren, aber ich bin halt gefahren. Wie soll man dahin kommen? Das ist, das wär [I: Mhm] für mich dann sehr schwierig gewesen. Gekannt hab ich (.) und die, die ich kenn, die sind net hingegangen (.), näh, deswegen hab ich: ‚Ach komm. Ich hab Automatik. Da fährste mal hin, da guckste mal.' Ich war nämlich wirklich (.) vier Wochen hier eingesperrt (.) und dann (.) konnt net raus und das war für mich mal ein Grund, auch mal wieder unter Menschen zu kommen.

I: Ah, okay, dann sind Sie also ganz alleine dahingegangen.

S: Ja. In der Beziehung bin ich (lacht) (.) ich, also ich kann gut auf Leute zugehen" (Interview mit Sigrid, S. 4f., Z. 155–163).

Alles in allem entwickelte Sigrid im Rahmen des Interviews das Bild einer selbstbewussten, offenen und spontanen Person, die ihr Leben nach eigenen Interessen gestaltet sowie kreativ und musisch veranlagt ist. Sie beschrieb ihre Aktivitäten im Ehrenamt und im Verein, stellte sich selbst als einen Menschen dar, der mit seinen Mitmenschen zurechtkommt und auf andere zugehen kann (unabhängig von deren Alter), wobei sie das an die Bereitschaft ihres Gegenübers knüpft, auch etwas zurückzugeben.

4.2.2 Analyse von Sigrids Biografie

Wie bereits bei Ilse folgt an dieser Stelle eine Auseinandersetzung mit den krisenhaften Aspekten in Sigrids Leben sowie eine Reflexion ihrer Ressourcen.

4.2.2.1 Biografische Krisen

Hinsichtlich krisenhafter Erfahrungen wurde im Rahmen des Interviews deutlich, dass der Verlust ihres Mannes vor sieben Jahren einen schweren Schicksalsschlag für Sigrid bedeutete. Sie hatte innerhalb ihrer Familie bereits zuvor Verluste erlitten im Zusammenhang mit schweren Erkrankungen, aber zu jener Zeit war ihr Mann immer eine wichtige Stütze für sie gewesen. Umso schwerer traf sie sein Tod:

> „[…] auch mein zweiter Mann dann verstorben ist vor sieben Jahren (1) das war so mit des Schlimmste dann für mich. (1) Weil mer hatt noch so viel Hoffnunge und (.) äh (.) eigentlich ja, mer denkt, mer kann noch die Jahre miteinander verbringe, dann ist das auf einmal wie abgeschnippelt. Das ging von heut auf morgen, das war net a lange Phase, sondern das ging wirklich innerhalb von nem viertel Jahr, war ich allein, näh? [I: Mhm] Muss mer ja auch wieder versuche, sein Leben wieder neu aufzubauen“ (Interview mit Sigrid, S. 10, Z. 404–409).

Anhand dieser Ausführungen zeigt sich, wie überraschend und unverhofft die Erkrankung und das Dahinscheiden ihres Mannes für Sigrid kam. Innerhalb weniger Wochen musste sie sich damit abfinden, dass ihr Mann zusehends abbaute und ihm nicht mehr zu helfen war. Mit ihrer Aussage, dass man versuchen müsse, sein Leben wieder neu aufzubauen (Interview mit Sigrid, S. 10, Z. 409), schilderte Sigrid anschaulich die Herausforderung, vor der sie sich nach dem Tod ihres Mannes gestellt sah. Sie war gezwungen, umzudenken, neue Ziele zu entwickeln und ihr Leben als von nun an alleinstehende Person neu zu gestalten. Ein Unterfangen, dem sie sich nur schrittweise nähern konnte.

Vor allem während der Krankheit ihres Mannes mit dem unausweichlichen Ende nahm sich Sigrid stark zurück, stellte ihre eigenen Interessen hinten an und steckte ihre ganze Energie in die Pflege des Kranken bis zu dessen Tod:

> „(.) für mich war immer wichtig, mein Mann war ja auch lang krank, meine Musik, ja? Ich hab gern gelesen und ich bin gern gelaufen, ich hab des alles irgendwo vereinbart. (1) Im Verein war ich damals nicht, das hab ich alles erst (.) danach gemacht. [I: Mhm] Ja. Weil mein Mann war mir wichtig (1) und (.) ja. (lacht kurz auf)“ (Interview mit Sigrid, S. 7, Z. 250–254).

Sigrid sprach sich vehement gegen die Option aus, ihren Mann in ein Pflegeheim zu geben, sondern kümmerte sich selbst um ihn. Die Zeit erlebte sie allerdings als sehr schwierig. Es belastete sie sehr, mit anzusehen, wie ihr Mann immer stärker von der Krankheit in Mitleidenschaft gezogen wurde und regelrecht „ver-

kümmert[e]“ (Interview mit Sigrid, S. 11, Z. 425), wie Sigrid es ausdrückte. Besonders schwer zu kämpfen hatte sie mit dem Umstand, dass seine mentalen Fähigkeiten durch die Hirntumore verkümmerten. Vor diesem Hintergrund beteuerte sie, wie wichtig es sei, früh über die Rahmenbedingungen des eigenen Ablebens zu reden in Bezug auf Vorsorgevollmachten oder Patientenverfügungen. Sie gab zwar zu, sich selbst auch noch nicht darum gekümmert zu haben, betonte aber, dieses Vorhaben zeitnah umsetzen zu wollen. Sie sei sich nur allzu bewusst, wie schnell es zu Situationen kommen könne, in denen solche Vorsorgemaßnahmen benötigt würden. Man dürfe sich hierbei nicht darauf verlassen, dass diese Themen erst mit dem Alter relevant würden, unterstrich sie ihre Aussage. Aus eigener Erfahrung wisse sie, dass Schicksalsschläge einen auch schon recht früh und unerwartet treffen könnten (vgl. ebd., Z. 423–432).

Unverständnis formulierte Sigrid gegenüber den Reaktionen in ihrem Umfeld auf sie als Witwe nach dem Ableben ihres Gatten. Vor allem Paare hätten sich anfangs zurückgezogen. Sie vermutete hinter diesem Verhalten die Angst der Frauen, dass sie von nun an eine mögliche Konkurrentin darstellen könnte. Nach eigenen Angaben sprach sie diesen Punkt jedoch offen an, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, vor allem, da sie nicht daran interessiert sei, nochmals eine neue Partnerschaft einzugehen. Dennoch wurde die Enttäuschung offenkundig, die sie gegenüber einem solchen Verhalten empfand. Sie erwähnte in diesem Zusammenhang ihren Musikverein als positives Beispiel. Dort würde sie mit allen wunderbar auskommen, wie Sigrid betonte. Die anderen Mitglieder wüssten alle, dass sie nie die Absicht hätte, eine Partnerschaft auseinanderzubringen. Frisch verwitwet und in Trauer um ihren verstorbenen Mann waren solche Zuschreibungen durch andere, vor allem Frauen, sicherlich nicht nur kränkend für Sigrid, sondern auch verletzend und vor allem nicht nachvollziehbar (vgl. Interview mit Sigrid, S. 10, Z. 410–419).

Mit ihrer Beteuerung, keinen neuen Lebenspartner zu wollen, vermittelte Sigrid das Bild, mit ihrem Leben als alleinstehende Frau absolut zufrieden zu sein. „Zwischen den Zeilen“ lässt sich zeitweilig dennoch eine gewisse Einsamkeit herauslesen, beispielsweise wenn sie erläuterte, wie es ihr nach ihrer Fuß-OP ergangen ist: „Sie ham da niemand in dem Moment“ (Interview mit Sigrid, S. 2, Z. 72). Gleichzeitig scheint diese Einsamkeit jedoch in gewisser Weise aktiv und bewusst von ihr herbeigeführt zu werden. Sigrid betonte beispielsweise, dass es einen Nachbarn gäbe, mit dem sie sich gut verstehe und dem sie sich schrittweise angenähert habe, vor allem nach dem Tod ihres Mannes. Dennoch hält sie hierbei eine deutliche Distanz aufrecht und siezt den Mann, den sie seit immerhin achtzehn Jahren kennt, nach wie vor. Sigrid erzählte außerdem, dass man sich in der Nachbarschaft zwar regelmäßig zu Geburtstagen und Feiern träfe, allerdings

scheinen diese Begegnungen eher oberflächlicher Natur zu sein und sich die Gesprächsthemen auf Smalltalks zu reduzieren, was ihr jedoch auch ganz recht sei (vgl. ebd., S. 7, Z. 267–288). Hier zeigt sich, dass zwar Gefühle des Alleinseins und der Einsamkeit bei Sigrid vorhanden sind, sie gleichzeitig aber darauf achtet, die Beziehungen in ihrem direkten Umfeld nicht zu intim werden zu lassen, was im Umkehrschluss jedoch bedeuten könnte, diese empfundene Einsamkeit abzubauen. Diese beiden Aspekte, das heißt der Wunsch danach, Momente der empfundenen Isolation zu reduzieren bei gleichzeitiger Wahrung einer emotionalen Distanz, scheinen demnach aktuell nicht miteinander vereinbar zu sein. Sigrid hat sich vermutlich hinsichtlich gefühlsbetonter Beziehungen stark an ihrem Partner gehalten. Mit dessen Ableben ist demnach auch in diesem Bereich eine deutliche Lücke entstanden. Sigrid bemerkte in diesem Zusammenhang, dass es nicht einfach sei, nochmals einen neuen Partner zu finden, mit dem sie ihr restliches Leben teilen könnte (vgl. ebd., S. 6, Z. 227–229). Daraus lässt sich indirekt der Wunsch ableiten, genau diesen Menschen zu finden. Gleichzeitig beschrieb sie den Tod ihres Mannes als ein sehr einschneidendes Erlebnis, wodurch deutlich wird, wie sehr sie unter dieser Phase gelitten hat. Auch ihre eindringliche Erläuterung, dass ihr eigentlich nichts richtig geholfen habe, diese Zeit zu überstehen (vgl. ebd., S. 11, Z. 440–446), lässt auf die große emotionale Belastung schließen, die damit einherging. Diese Erfahrungen haben sie so stark geprägt, dass sie sich nicht mehr auf eine neue Partnerschaft einlassen möchte, auch wenn vielleicht der Wunsch nach Nähe vorhanden ist. Aber die Angst vor einem erneuten Verlust wiegt vermutlich derzeit schwerer als das Verlangen nach Geborgenheit und gegenseitiger Zuneigung.

4.2.2.2 Biografische Ressourcen

Sigrid weist ein großes Potenzial an Bewältigungsstrategien und Ressourcen auf, die zu großen Teilen in ihrer Persönlichkeit verortet sind. Der Tod ihres Mannes war ein schwerer Schicksalsschlag für sie. Dennoch fand Sigrid nach und nach in den Alltag zurück, entwickelte neue Hobbys, übernahm ein Ehrenamt und lenkte ihr Leben somit in neue Bahnen. Dabei ist jedoch zu beachten, dass sie sich zuvor Zeit nahm, um zu trauern und sich nicht sofort in eine Neustrukturierung ihres Lebens „stürzte“, was vielleicht den Verdacht nahegelegt hätte, sie würde diese Erfahrungen verdrängen wollen.

> „Des nach m Jahr erst, ja. [I: Mhm] Ja, gut, das war schon ein Jahr und (.) wie gesagt, ich saß dann (.) nächtelang hab ich (.) Papiere geordnet eben, äh hab ich dann

> auch vorher schon immer Musik gemacht, so (.) Kopfhörer auf, das war so für ein Trost. Musik [I: Mhm] war für mich n Trost. (1) Näh? Unter anderem. [I: Mhm]" (Interview mit Sigrid, S. 11, Z. 458–461).

Dem Singen ging Sigrid, wie im Interviewauszug ersichtlich, erst ein Jahr nach ihrer Witwenschaft nach, „blühte" dann aber darin auf. Sie lernte etwa innerhalb kürzester Zeit Lieder, um an einem geplanten Konzert teilnehmen zu können (vgl. Interview mit Sigrid, S. 2, Z. 52–57). Auch das Ehrenamt entdeckte sie für sich und zeigt sich sehr engagiert. Da sie für diese Tätigkeit, wie bereits beschrieben, auch Büroarbeiten erledigt, eignete sie sich den Umgang mit dem PC an und kam daraufhin auch zu der Community Feierabend.de (vgl. ebd., S. 1f., Z. 26–35). Die Vereinsarbeit und das ehrenamtliche Engagement dienen nicht nur der Befriedigung ihrer Interessen (z. B. der Musik), sondern strukturieren auch Sigrids Alltag (z. B. durch feste Arbeitszeiten und Termine zur Chorprobe) und geben ihr das Gefühl einer sinnvollen Tätigkeit. Sigrid kommt mit anderen Menschen in Kontakt und erlebt sich selbst als handlungsfähig sowie aktiv.

Sigrid erzählte im Zusammenhang ihres freiwilligen Engagements, dass sie sich schon als junge Frau gerne um ältere Mitmenschen gekümmert habe. Sie beschrieb, dass sie immer einen „guten Draht" zu Senioren gehabt habe und sie das letztendlich auch dazu bewogen habe, in diesem Arbeitsfeld ihr Ehrenamt zu ergreifen (vgl. Interview mit Sigrid, S. 9, Z. 363–370). Gleichzeitig betonte sie aber auch, dass sie ebenfalls keine Probleme mit der jüngeren Generation habe. Sie erläuterte das am Beispiel des Kontakts zu ihrem Kollegenkreis innerhalb ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit, der eine große Altersspanne umfasst, was Sigrid jedoch nicht daran hindert, mit allen ein gutes Verhältnis zu haben:

> „:Und: Ich hab auch keine Probleme mit junge Leut. [I: Mhm] Also ich kann nach beide Seite, kann ich mich also wirklich äh (.) gut äh (.) Ich arbeit z. B. jetzt im HJ[43], meine (.) Chefin, die wird 30 und die andere ist 45, also wir verstehn uns bestens, näh? [I: Mhm] Und da ist noch ein Mann dabei um die 60 und mir habe im Prinzip keine Probleme. (1) Kommen gut klar" (Interview mit Sigrid, S. 9, Z. 370–374).

Ob sie sich mit ihrem Gegenüber versteht oder nicht, ist demnach nicht abhängig von dessen Alter, sondern vielmehr von seiner Persönlichkeit. Sigrid demonstriert damit eine sehr offene und vorurteilsfreie Haltung. Ihr scheint es bildlich gesprochen zu gelingen, eine Brücke zwischen den verschiedenen Generationen zu bauen und sich entsprechend den jeweiligen Interessenslagen anzupassen.

43 Anonymisierte Abkürzung für das Mehrgenerationenhaus, in dem Sigrid arbeitet.

Diese Einstellung setzt ein hohes Maß an Empathie und Unvoreingenommenheit voraus. Ein funktionierender Kontakt zwischen verschiedenen Generationen ist daran geknüpft, sich in die entsprechenden Lebensphasen mit ihren spezifischen Thematiken, Problemen und Konflikten einfühlen zu können. Dies scheint Sigrid umsetzen zu können, was man unter anderem an ihrem Ehrenamt sieht (Zugang zu der älteren Generation und auch Kontakt zu jüngeren Kollegen), aber auch an ihrer Bereitschaft, sich mit modernen Medien auseinanderzusetzen, wobei sie auf die Hilfe ihres Enkels zurückgreift (Zugang zu der jüngeren Generation) (vgl. Interview mit Sigrid, S. 9., Z. 340f.). Diese Haltung bildet nicht nur die Grundlage für ein funktionierendes soziales Netzwerk, das nicht durch Altersbegrenzungen eingeschränkt ist, sondern auch die Voraussetzung für eine erfüllende Arbeit in einem kollegialen Umfeld im Rahmen ihres Ehrenamtes, was Sigrid wiederum im Umkehrschluss Anerkennung entgegenbringt und einen wichtigen Stellenwert innerhalb ihrer Identitätsarbeit bildet.

Auffallend ist, dass Sigrid sich bei der Neugestaltung und Neuausrichtung ihres Lebens sehr offen und aktiv zeigt. Zwar geht aus dem Interview nicht hervor, wie sich die Beziehung zu ihrem Mann gestaltet hat, aber da Sigrid sich als sehr selbstständige Frau erweist, ist anzunehmen, dass die Partnerschaft zu ihrem Mann eher gleichberechtigt war. Sie beweist, dass sie nicht auf andere Menschen angewiesen ist, um ihr Leben selbstbestimmt und eigenverantwortlich zu führen, sondern dass sie es sehr gut alleine in die Hand nehmen kann (den Punkt des gelegentlich auftauchenden Einsamkeitsgefühls, der oben diskutiert wurde, außen vorgelassen). Zwar sucht sie dabei immer wieder Unterstützung bei anderen Menschen, zeigt sich in diesem Rahmen dennoch sehr selbstbestimmt. Sie behält die Kontrolle über die Tiefe und Intensität der Beziehungen und kann hierbei sehr deutlich nach ihren Bedürfnissen unterscheiden und entsprechend parallel verschiedene soziale Kreise pflegen, die sich auf unterschiedliche Interessensgebiete beziehen. Im Verlauf ihrer Erzählungen wurde jedoch deutlich, dass sie hier eine ganz klare Trennung vornimmt. Zwar unterhält sie Beziehungen zu vielen Menschen in ihrem Umfeld, geht offen auf sie zu und knüpft ständig neue Kontakte. Allerdings sind diese Beziehungen auf eine gewisse Abstraktionsebene reduziert. Richtig an sich heran lässt sie nur solche Menschen, die sich nicht in ihrem unmittelbaren Umkreis befinden und von denen sie nicht befürchten muss, dass geäußerte Informationen irgendwann einmal gegen sie verwendet werden könnten. Sigrid scheint ein großes Bedürfnis zu haben, Kontrolle über die Art und die Tiefe von Beziehungen zu haben. Ihre offene Haltung ist demnach allem Anschein nach an die Voraussetzung geknüpft, den Überblick über den Grad der Offenheit zu behalten. Dies wird durch Sigrid sichergestellt, indem sie Sorge trägt, dass bei der Gestaltung ihrer sozialen Kontakte eine eher ober-

flächliche Ebene aufrechterhalten wird. Anders zeigt sich das im Rahmen ihrer Onlinekontakte, was nachfolgend erläutert wird.

4.2.3 Bedeutung der Mitgliedschaft bei Feierabend.de: Anonymität der Onlinekontakte als Basis vertrauensvoller Beziehungsgestaltung (Muster: Schwerpunktsetzung online mit hoher Unmittelbarkeit und eher niedrigem Grad an Identitätsarbeit)

Sigrid erfuhr durch eine Bekannte zufällig von Feierabend.de, als diese ihr von gemeinsamen Ausflügen und Unternehmungen mit der ortsansässigen Regionalgruppe erzählte. Entsprechend neugierig geworden, meldete sie sich daraufhin in der Community an. Der Zeitpunkt der Anmeldung überschnitt sich mit einer anstehenden Fuß-OP, die Sigrid an ihr Zuhause band und zur Immobilität zwang. Während ihrer Genesungsphase kam sie mit anderen Mitgliedern der Regionalgruppe in Kontakt und entschied sich kurzfristig dazu, am nächsten Treffen der Gruppe teilzunehmen (vgl. Interview mit Sigrid, S. 2, Z. 69–76 und S. 3, Z. 77–84). Sigrid wollte nach der langen Zeit der „häuslichen Zwangssituation“ die Gelegenheit nutzen, um, wie sie sich ausdrückte, „auch mal wieder unter Menschen zu kommen“ (ebd., S. 5, Z. 161).

Sie fuhr demnach alleine zu dem Regiotreffen, ohne die anderen Teilnehmenden persönlich zu kennen. Auf Rückfrage betonte sie, dass ihr das nicht schwer gefallen sei, da sie gut auf Leute zugehen könne. Der Bekanntheitsgrad spielt ihrer Meinung nach dabei nur eine untergeordnete Rolle. Sie brachte das Beispiel von Nachbarn ein, die sie schon lange kennt, aber zu denen sie keine richtige Beziehung aufbauen konnte, was oben bereits dargestellt wurde (vgl. Interview mit Sigrid, S. 5, Z. 163–177).

Sigrid reduziert ihre Aktivitäten innerhalb des Netzwerkes jedoch nicht nur auf die regionale Gruppe, sondern ist auch im Rahmen der Onlinecommunity sehr aktiv. Allerdings machte sie nicht nur positive Erfahrungen mit Feierabend.de. Anfangs noch relativ unbedarft, klickte sie sich durch die Profile der als online angezeigten Nutzer und traf in diesem Zusammenhang auf einen Mann, der relativ schnell seine primär sexuellen Interessen offerierte. Negativ berührt von diesem Erlebnis spielte Sigrid daraufhin mit dem Gedanken, die Community wieder zu verlassen. Sie fürchtete, dass die anderen männlichen Nutzer ähnliche Interessen verfolgen könnten (vgl. Interview mit Sigrid, S. 5, Z. 182–194). Die Mitglieder ihrer Regionalgruppe konnten sie letzten Endes jedoch zum Bleiben ermutigen und gaben ihr den Tipp, zweideutige Anfragen einfach zu ignorieren beziehungsweise die jeweiligen Nutzer zu sperren:

„(.) der (.) hat mir gleich so geschrieben, als wie wir müssten gleich in die Kiste hüpfen, so ungefähr. [I: Mhm] Ja? Und da hab ich gesagt: ‚Nee, das will ich eigentlich net.‘ (.) Und durch die, durch die (.) mit der Ermunterung von Ruth und noch anderen (.) äh, die (.) halt so Type, dass ich die einfach wegdrücke soll und dass (.) ist jetzt auch in Ordnung. Jetzt weiß ich auch Bescheid. (1) Sehn Se, wenn Sie Neuling sind, dann wissen Se net, was da so läuft, ja?“ (Interview mit Sigrid, S. 5, Z. 193–197).

Darin zeigt sich, dass Sigrid zunächst eine gewisse Handlungssicherheit im Umgang mit der Community erwerben musste, bis sie sich den Herausforderungen, mit denen sie hierbei konfrontiert wurden, gewachsen fühlte. Grundsätzlich, so betonte Sigrid, tausche sie sich nämlich sehr gerne auch mit männlichen Usern aus, da der Kontakt sich deutlich von dem mit anderen Frauen unterscheide. Männer sind ihrer Meinung nach zudem häufig technisch versierter und können ihr Tipps und Ratschläge im Umgang mit dem PC und dem Internet geben (vgl. Interview mit Sigrid, S. 6, Z. 205–214). Hier wird deutlich, dass die negative Erfahrung mit einem männlichen User Sigrid zwar verunsicherte, diese sie jedoch nicht davon abhielt, auch zukünftig mit Männern innerhalb der Community Kontakt aufzubauen. In dieser Haltung zeigt sich zudem ihr Wunsch danach, Lernprozesse, die bereits angestoßen wurden, auszubauen und sich weitere Kompetenzen im Umgang mit dem PC und Internetanwendungen anzueignen. Sie möchte sich nicht auf ihren Grundkenntnissen „ausruhen“, die sie im Rahmen ihres Ehrenamtes erworben hat, sondern strebt nach weiteren Möglichkeiten, ihren Kenntnisstand zu vergrößern.

Sigrid hat über die Plattform eine Reihe signifikanter Anderer kennengelernt. Unter anderem benannte sie hierbei einen Mann, mit dem sich der Kontakt über Wochen hinweg langsam aufgebaut hatte. Zunächst schrieben sich die beiden, dann folgten Telefonate und es fanden bereits auch persönliche Treffen statt. Sigrid betonte jedoch, dass es sich bei diesem Mann nicht um den „Mann fürs Lebe. Fürs restliche Lebe“ (Interview mit Sigrid, S. 6, Z. 221) handele. Sie lege großen Wert darauf, dass ihrem Gegenüber bewusst sei, dass sie lediglich ein freundschaftliches Verhältnis anstrebe. Es sei schwer, nochmals einen Partner zu finden, mit dem man sich den Rest seines Lebens arrangieren könne, erklärte Sigrid in diesem Zusammenhang (vgl. ebd., Z. 217–229).

Hierbei zeigt sich, dass Sigrid zwar relativ offen ist, was den Aufbau von neuen Kontakten angeht (auch zu Männern), gleichzeitig wird jedoch auch deutlich, dass sie in diesem Zusammenhang klare Grenzen setzt, eventuell aufgrund der Loyalität zu ihrem verstorbenen Mann. Sigrid legt großen Wert darauf, sich

von den Communitynutzern abzuheben, die über die Plattform vorrangig auf der Suche nach einer (neuen) Partnerschaft sind:

> „[…] aber ich hatt jetzt net z. B. wie viele, die gehn da rein, die suchen n Partner. Also, diese Erwartung hatt ich auf keinen Fall. Hab zwar jetzt da jemanden kennen gelernt, aber des ist so (.), ja mer telefoniert (.), awer ich hab äh (.) auf keinen Fall n Partner gesucht (.) da weiß man ja nie, was mer so trifft (lachend)“ (Interview mit Sigrid, S. 3, Z. 102–105).

Andere mögliche Gründe für ihre Vorsicht im Kontakt mit Männern könnten sein, wie bereits im Rahmen der biografischen Krisen in Sigrids Leben (vgl. Kapitel 4.2.2.1) diskutiert wurde, dass der erlittene Verlust durch ihren verstorbenen Mann ein so schwerer Schlag für sie war, dass sie nicht noch einmal in eine Situation kommen möchte, in der ihr Ähnliches widerfahren könnte. Möglichweise befürchtet sie auch durch die enge Bindung zu einem Mann ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu verlieren, die sie sich nach dem Tod ihres Gatten aufgebaut hat. Darauf deutet ihr Satz hin, mit dem sie ein etwaiges Ansinnen seitens der Männer zum Ausdruck bringt: „Du gehst gleich mit mir heim, putzt mir meine Bude“ (Interview mit Sigrid, S. 6, Z. 224), womit sie sich von der Möglichkeit distanziert, erneut eine enge Bindung mit einem Mann einzugehen und die entsprechenden Pflichten und Erwartungen, die damit verbunden sind, zu übernehmen. Ein ganz profaner Grund für ihr distanziertes Verhältnis könnte auch darin liegen, dass sie sich der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ihrer Internetfreundschaften nicht sicher sein kann. Zwar ist die Anonymität ein für sie wichtiger Aspekt, der unten nochmals aufgegriffen wird. In dem Zusammenhang einer potenziellen Partnerschaft allerdings birgt sie die Gefahr, das Gegenüber weder richtig einschätzen, noch den Wahrheitsgehalt seiner Worte erfassen zu können. Auf diesen Gesichtspunkt verweist ihre Aussage „[…] da weiß man ja nie, was mer so trifft“ (Interview mit Sigrid, S. 3, Z. 104f.).

Hinsichtlich signifikanter Anderer erzählte Sigrid von einer weiteren Freundschaft zu einem Mann, mit welchem sie sich anfangs ebenfalls nur geschrieben habe und mit dem sie nun, da das Vertrauen aufgebaut sei, auch regelmäßig skype. Dieser Mann hat eine schwerkranke Frau zu Hause und Sigrid tauscht sich mit ihm über diese Erfahrungen aus vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erlebnisse mit ihrem todkranken Mann (vgl. Interview mit Sigrid, S. 6, Z. 229–240). Sie erzählte außerdem von einer Freundschaft zu einer Frau aus Südafrika, deren Mann ebenfalls schwer erkrankt ist. Die gemeinsame Erfahrung dieser Schicksalsschläge scheint vor diesem Hintergrund die Grundlage der Freundschaft zu bilden (vgl. ebd., Z. 240–244). Die gemeinsamen Erlebnisse

verbinden und stärken das Gefühl, sich unter „Gleichgesinnten“ zu bewegen. Sigrid berichtete davon, wie sich das Vertrauen dabei stückweise aufbaute, wobei sie beschrieb, dass dieser Prozess ihrer Meinung nach reziprok verlaufen müsse, das heißt, dass beide Beteiligten sich öffnen und Informationen über sich preisgeben:

> „Ja, ähm, (1) des kommt halt immer drauf an (.) des (.) wird immer ein bisschen mehr. [I: Mhm] Ja? Also wenn mir jemand gleich alles erzählt und äh oder (.) versucht mir zu entlocken, des mach ich net gleich. [I: Mhm] Sondern des muss (.) im Dialog sein. (.) Ja? Einfach so [I: Mhm] äh (1) des hin und her, also immer so ein bisschen, wo mer merkt: ‚Ja, jetzt kann ich da‘ (.) :äh: Weil mer erzählt wahrscheinlich nie alles, es ist, es kommt drauf an, aber wenn mer merkt, derjenige sucht n bissche (.) ne Ansprache und gibt mer gibt da so ein bissche (.) auch was preis, was mer selbst erlebt hat, so denk ich ist da des Vertrauen so nach und nach“ (Interview mit Sigrid, S. 7, Z. 257–263).

In diesem Kontext wird die entgrenzende Wirkung des Internets deutlich. Sigrid findet global verstreut Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie sie selbst. Hier erhält sie die Möglichkeit, sich auszutauschen, mit Personen zu sprechen, die wissen, wie es sich anfühlt, den Partner bei schwerer Krankheit zu pflegen, weil sie sich in der gleichen Situation befinden. Der Austausch unter den Betroffenen zeichnet sich aus durch ein gegenseitiges Verstehen und die Fähigkeit des Einfühlens, die auf den gemeinsam geteilten Erfahrungen basiert. Darüber hinaus kommt sicherlich auch der Anerkennung, die Sigrid für ihre Ratschläge bekommt, eine große Bedeutung zu. Sigrid sprach in diesem Zusammenhang davon, dass „da [.] so ein bisschen Dankbarkeit rüber [kommt]“ (Interview mit Sigrid, S. 6, Z. 244). Sie bekommt dadurch das Gefühl, mit ihrem Erfahrungsschatz anderen Menschen helfen zu können, die sich in einer vergleichbaren Situation befinden wie einst sie selbst. Ähnlich wie bei ihrem Ehrenamt bieten ihr diese Gespräche die Möglichkeit, das eigene Handeln als sinnhaft zu erfahren. Noch dazu bietet der Austausch mit anderen Betroffenen die Chance, den erlebten Schicksalsschlag zu verarbeiten.

Wenn Sigrid ihre Online- und Offlinebekanntschaften miteinander vergleicht, kommt sie zu dem Schluss, dass sie sich leichter gegenüber Menschen öffnen könne, die sie nicht so gut kennen würde:

> „Also, ich glaub, äh (.) hier in der Nachbarschaft (.) gibt’s net sehr, is mehr gesellschaftlich. Äh, weil ich immer denke, je näher mer wohnt, (1) wenn mer sich so öffnet und äh, es kommt mal wirklich zu nem Streit, was ja alles passieren kann, grad wenn mer in so einem Haus wohnt und (.) darf mir nur was auf de Kopf fallen und

> ich wehr mich (.) und ähm, da soll mer net so viel preisgeben, sondern (.) oftmals fällt des dann mit Mensche, die mer (.) net so kennt oft leichter dann. (2) [I: Mhm] Irgendwas zu sagen“ (Interview mit Sigrid, S. 7, Z. 267–272).

Sie beschrieb, dass sie zu den Nachbarn zwar ein freundschaftliches Verhältnis habe, jedoch würden sich diese Beziehungen eher oberflächlich gestalten. Zudem erzählte Sigrid, dass sie auch der Loyalität und Verschwiegenheit ihrer Nachbarn nicht trauen würde. „Es gibt große Ratsche hier“ (Interview mit Sigrid, S. 7, Z. 288), berichtete sie. Das fehlende Vertrauen hinsichtlich der Integrität ihrer Nachbarschaft ist sicherlich auch der entscheidende Punkt, der Sigrid dazu bewegt, keine Intimitäten zur Grundlage gemeinsamer Gespräche zu machen.

Innerhalb der Onlinecommunity gestaltet sich das anders. Zwar zeigt Sigrid auch hier eine gewisse Vorsicht und gibt persönliche Informationen erst nach einer gewissen Zeit des Kennenlernens preis. Dennoch baut sie tiefere Beziehungen auf, spricht beispielsweise über ihre Vergangenheit:

> „S: […] Und bei Feierabend, weiß ich net, (1) werde ich auch net jedem erzähle, das ist jetzt nur die Aus(.), das sind nur die drei Stück, die ausgewählten, mehr gibt’s da net. Der Ruth mal, der habe ich ach so manch (.), aber des ist auch nur begrenzt. Äh, so allgemein. Vom alltäglichen Leben, net von meiner Vergangenheit. [I: Mhm] Oder was ich früher erlebt hab als Kind, wen interessiert.
> I: Und das können Sie dann mehr mit den anderen drei austauschen.
> S: Ja. Ja. [I: Mhm] Ja, wenn so was kommt, äh, jetzt so einer, zu dem ich jetzt eigentlich ein bisschen mehr Kontakt hab, ja, äh er erzählt so ein bisschen aus seiner Vergangenheit, da erzählt mer auch so ein bissche und da kommt auch manchmal, da geht das bis in die Jugend, einfach, das ist normal, dass mer dann so: ‚Ach ja, das hab ich auch erlebt und des hab ich erlebt, näh?‘“ (Interview mit Sigrid, S. 7f., Z. 289–299).

Jedoch wägt sie auch in diesem Fall deutlich ab, was sie erzählt und was nicht. Themen, die ihre Familie, vor allem ihre Tochter, betreffen, werden von ihr ausgeklammert, da diese ihrer Meinung nach niemanden etwas angingen (vgl. Interview mit Sigrid, S. 8, Z. 299-302).

Augenscheinlich fällt es Sigrid demnach leichter, sich gegenüber Menschen zu öffnen, die sich nicht in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld bewegen. Sie nutzt die relative Anonymität des Internets somit metaphorisch gesprochen als „Schutzschild“ gegenüber möglichen Angriffen und Verletzungen. Innerhalb des Netzes kann sie frei entscheiden, wie viel sie von sich preisgibt und welche Aspekte sie dabei berücksichtigen möchte und welche nicht. Sie muss keine Rechenschaft darüber ablegen, sondern bestimmt den Grad der Intimität und die

Reichweite der Beziehungen, die sie eingeht, eigenverantwortlich. Innerhalb des Internets ist sie nicht so stark an Konventionen und (Rollen-)Erwartungen gebunden, wie das in ihrem sozialen Umfeld der Fall ist. Die damit einhergehende Freiheit und Unabhängigkeit scheinen für Sigrid die Voraussetzung und Grundlage vertrauensvoller Beziehungen zu bilden. Sie übernimmt die Kontrolle über die Kontakte, die sie aufbaut und behält gleichzeitig durch den abgesteckten Rahmen den Überblick über deren Tragweite. Auch die Gewissheit, sich jederzeit zurückziehen und damit entziehen zu können, mag dazu beitragen, dass ihr die Struktur innerhalb der Community hilft, Vertrauen und Freundschaften aufzubauen. Im Gegensatz zu ihrem sozialen Umfeld sind die Beziehungen im Internet durch eine geringere Verbindlichkeit gekennzeichnet, was es Sigrid erleichtert, sich darauf einzulassen.

Sigrid stellt damit unter Beweis, dass es ihr gelingt, unterschiedliche Beziehungsformen miteinander zu kombinieren. In der Nachbarschaft hält sie es herzlich, aber relativ oberflächlich und damit in ihren Augen vor allem risikoarm. Innerhalb der Community findet sie (einige wenige) Gleichgesinnte, mit denen sie eine tiefere und engere Freundschaft aufbaut. Aber auch hier bringt sie bewusst bestimmte Themen nicht zur Sprache, sondern tauscht sich darüber nur innerhalb des intimen Kreises ihrer eigenen Familie aus. Feierabend.de kombiniert vor diesem Hintergrund die verschiedenen Beziehungsformen, sie kann sich mit anderen treffen und hat hierdurch die Möglichkeit sozialer Kontakte, die sie auf einer relativ abstrakten Ebene belässt. Gleichzeitig kann sie hier aber auch Menschen kennenlernen, mit denen sie erlebte Schicksale besprechen kann, ohne sich jemals persönlich getroffen haben zu müssen. Gerade weil sie sich nicht im „realen Leben“ kennen, scheint es für Sigrid einfacher zu sein, ihre Gefühle und Einstellungen mitzuteilen. Feierabend.de eröffnet ihr damit eine für sie wichtige Form der Beziehungsgestaltung, die sie so in ihrem direkten Umfeld gar nicht eingehen und ausleben könnte, und ist vor diesem Hintergrund als wichtige Bereicherung für Sigrids Sozialkontakte anzusehen.

Hinsichtlich der Musterbildung, anhand der die Eckfälle ausgesucht wurden und die in Kapitel 5 ausführlich erläutert wird, zeigt sich bei Sigrid, dass sie an vielen Offline-Angeboten teilnimmt, die sich durch Feierabend.de für sie ergeben, diese Möglichkeiten auch schätzt und Gefallen daran findet. Allerdings liegt die eigentliche Bedeutung der Community für sie darin, online signifikante Andere kennenzulernen, mit denen sie sich über Themen austauschen kann, welche sie bewegen. Dabei legt sie großen Wert auf Unmittelbarkeit. Sie sucht sich die Personen, denen gegenüber sie sich öffnet, ganz gezielt aus und steigert schrittweise das Vertrauen zu ihnen. Der entsprechende Personenkreis bleibt dadurch für sie überschaubar und abgesteckt. Besondere Bedeutung kommt in diesem

Kontext dem Umstand zu, dass es gerade die Anonymität des Internets ist, welche Sigrid dazu veranlasst, Vertrauen zu schenken. In ihrem direkten Umfeld ist sie diesbezüglich eher gehemmt. Die Onlinebeziehungen weisen für sie somit ein hohes Potenzial dahingehend auf, dem Bedürfnis nach Vertrautheit und freundschaftlicher, emotionaler Nähe nachzukommen, das sie in dieser Form ansonsten nicht ausleben kann beziehungsweise will.

Hinsichtlich der Identitätsarbeit im Zusammenhang mit Feierabend.de zeigen sich bei Sigrid weniger starke Anteile im Vergleich zu anderen Interviewteilnehmern. Zwar spielt ihre Persönlichkeit zweifelsohne eine Rolle, wenn sie Beziehungen im Internet aufbaut. Sie nutzt das Netz jedoch weniger ausgeprägt, um darin oder darüber Identitätsanteile zum Ausdruck zu bringen, zu stärken oder aufzubauen. Identitätsrelevant für Sigrid sind vielmehr ihr ehrenamtliches Engagement und ihre Mitgliedschaft im Verein (Chor), worüber sie sich stark definiert und wodurch sie ihrer Persönlichkeit Ausdruck verleiht. Dementsprechend scheint sich ihre Identitätsarbeit hauptsächlich auf den Bereich des *real life* zu beziehen.

Im Gegensatz zu Ilse ist Sigrid eine Repräsentantin der Feierabend.de-Nutzer, welche bei dem Prozess der Vergemeinschaftung den Schwerpunkt auf Onlinekontakte legt. Bei ihr ist ein hohes Maß an Unmittelbarkeit zu erkennen, wie es auch bei Gustav, Helga und Lisa der Fall ist. Während Lisa jedoch ebenfalls keine deutliche Intention der Identitätsarbeit offenbart, wie es auch im vorliegenden Eckfall offenkundig wurde, sind für Gustav und Helga Momente der Selbstdarstellung elementar. Ein hohes Maß an Mittelbarkeit bei gleichzeitig gering ausgeprägter Identitätsarbeit ist bei Gertrud, Karl und Werner zu beobachten. Für den vierten Bereich, hohe Mittelbarkeit bei gleichzeitig ausgeprägter Identitätsarbeit, findet sich im Zusammenhang des Samples kein Beispiel, was jedoch nicht bedeutet, dass diese Kombination nicht genauso denkbar ist, sondern nur, dass sie im Zusammenhang der interviewten Personen nicht in Erscheinung getreten ist.

Nachdem die beiden „Pole“ der Schwerpunktsetzung, nämlich online beziehungsweise offline, dargestellt wurden, werden nun die Fälle Margot und Paul präsentiert, bei denen es zu einer Mischform der Schwerpunktsetzung kommt.

4.3 Margot

4.3.1 Fallbeschreibung

Die Kontaktaufnahme zu Margot kam zufällig zustande, weil sie ganz oben auf der Onlineliste der Feierabend.de-Nutzer angezeigt wurde, woraufhin ich sie spontan anschrieb und sie mir umgehend die Teilnahme an einem Interview zusagte, welches wir noch am selben Tag durchführten. Das Interview fand telefonisch statt, was Margot allerdings nicht daran hinderte, intime Details ihrer Biografie mitzuteilen. Margot präsentierte lange Erzählsequenzen und berichtete, schon einmal an einem Interview teilgenommen zu haben, wodurch die Situation für sie keine unbekannte war und was sicherlich zu dem reibungslosen Ablauf der Durchführung beitrug.

Margot ist im Jahr 1944 geboren, sie ist verheiratet und hat drei Kinder. Seit ihrem frühen Jugendalter leidet Margot unter der Autoimmunkrankheit Fibromyalgie, welche jedoch erst sehr viel später diagnostiziert sowie behandelt wurde und ihr komplettes Leben beeinflusste und immer noch beeinflusst. Auslöser dieser Erkrankung ist nach Meinung der behandelnden Ärzte der sexuelle Missbrauch durch einen Freund ihres Vaters, den Margot im Alter von zwölf Jahren erleiden musste. Die Autoimmunkrankheit verläuft schubweise und zwingt Margot zeitweilig dazu, zu Hause zu bleiben, wenn die Schmerzen zu groß sind (vgl. Interview mit Margot, S. 3f., Z. 71–105).

Beruflich war Margot nach einem abgebrochenen Lehramtsstudium als Fotografin und Bibliothekarin in einem Museum angestellt, bis sie diese Beschäftigung aufgrund der eingeschränkten Gesundheit und der Entwicklungsverzögerung ihres Kindes aufgab. Anschließend war sie jedoch jahrelang ehrenamtlich in einer kirchlichen Gemeinde eingebunden, bis sie von diesem Engagement wegen kursierender Gerüchte, sie unterhielte ein Verhältnis mit dem Priester, wieder Abstand nahm (vgl. Interview mit Margot, S. 5f, Z. 192–225 und S. 7, S. 288–302).

Margot ist zum zweiten Mal verheiratet und unterhielt auch zwischen den beiden Ehemännern eine Beziehung zu einem anderen Mann, aus der ein Sohn hervorging. Diese vorherigen Partnerschaften wurden von ihr im Rahmen des Interviews jedoch nur am Rande erwähnt und nicht näher erläutert.

Einen großen Stellenwert in ihrem (Freizeit-)Leben bilden Margots Katzen. Sie ist im Tierschutz aktiv und selbst stolze Besitzerin von zehn Tieren (vgl. Interview mit Margot, S. 1f., Z. 41–48). Die Katzen spielen auch hinsichtlich ihrer Feierabendaktivitäten eine große Rolle, weil sie sich in entsprechende thematische Foren einbringt (vgl. ebd., S. 12, Z. 527f.). Ansonsten gab sie an, dass

sie sich in ihrer Freizeit bevorzugt mit dem PC beschäftige und am Tag in etwa vier bis fünf Stunden online sei. Sie lese auch gerne, wobei dies nach eigener Aussage durch ihre Erkrankung mittlerweile ziemlich mühselig sei:

> „[…] ich hab früher sehr viel gelesen (.), aber durch die Fibro kann ich mich nicht mehr so konzentrieren. [I: Mhm] Also das ist ganz schrecklich, äh (1), also ich fang an zu lesen und dann schlaf ich ein. Hab aber hunderte von Büchern. [I: Mhm] Also, ich hab schon hunderte weggeworfen, als wir hier umzogen und jetzt liegen die Bücher da und gucken mich an. Stell Dir mal vor, ich hab (.) das fünfte Jahr meine Weihnachtsgeschichten auf dem Nachtschrank gehabt, soll ich Dir sagen, ich hab, wenn's hoch kommt, vier Geschichten gelesen. Ich leg sie mir jedes Jahr zu Weihnachten wieder auf den Nachtschrank (.) und sie gehen fast ungelesen wieder zurück. Das ist doch wohl (.) ja, bei (1) die (.) Dioptrien, die variieren leider auch, bei dieser dämlichen Krankheit" (Interview mit Margot, S. 24, Z. 1082–1090).

Auch ihre weiteren Hobbys wie Kochen, Backen oder Gärtnern muss sie ihrer Fibromyalgie und der Einschränkung, die sie durch diese erfährt, anpassen.

Margot präsentierte sich im Rahmen des Interviews als eine offene, kommunikative Frau, die tiefe Einblicke in ihr Leben gewährte und ein hohes Maß an Reflexivität zeigte. Hierbei wurde deutlich, dass sich Margot schon eindringlich mit ihrer Person und Biografie auseinandergesetzt hat, was sie im Rahmen des Interviews auch thematisierte. Sie berichtete ausführlich von ihrer Erkrankung und den Beeinträchtigungen, die sie dadurch hinnehmen muss. Allerdings zeichnete sich hier eine gewisse Akzeptanz ab. Margot scheint sich mittlerweile damit abgefunden zu haben, an einer Autoimmunerkrankung zu leiden, wobei deren eigentliche Diagnose eine große Erleichterung für sie gebracht hat (vgl. Interview mit Margot, S. 3, Z. 86–89). Was Margot vermeidet, ist, mit ihrem Schicksal zu hadern. Sie berichtete über den Missbrauch, über die Krankheit und über ihre gescheiterten Beziehungen, ohne in Selbstmitleid zu verfallen oder die Ungerechtigkeit ihres Daseins zu beklagen. Vielmehr betonte sie immer wieder, zufrieden zu sein und ein schönes Leben zu führen (vgl. ebd., S. 1, Z. 37f.). Diese starke Frau, die Margot hier als Selbstbild präsentierte, steht jedoch im Kontrast zu der Frau, die sich konfliktscheu zeigt, zum Beispiel indem sie ihre eigenen Ziele und Wünsche zurückstellt gegenüber denen ihres direkten Umfeldes. Das alles verweist auf einen verletzlichen Kern.

Zweifelsohne ist es ihr jedoch gelungen, trotz zum Teil widriger Umstände ein eigenständiges Leben zu führen, der Krankheit und ihren Folgen so gut es geht zu trotzen und nach jeder Niederlage (mit den Männern oder im Job) einen Neuanfang zu wagen. Es kann ihr also nicht abgesprochen werden, dass sie eine starke Persönlichkeit ist, die sich präsentieren kann, die gut mit anderen Men-

schen umgehen kann, die hilfsbereit und empathisch ist und versucht, anderen eine Stütze zu sein (Mensch und Tier). Deutliche Verunsicherungen zeigt sie allerdings gegenüber ihren Großeltern, die sie ihrer Ansicht nach im Stich ließ, als diese ihre Hilfe benötigten. Die Selbstvorwürfe versucht sie zwar durch Entschuldigungen ihres Verhaltens abzumildern, deutlich wird allerdings, dass es ihr nicht wirklich gelingt (vgl. Interview mit Margot, S. 21, Z. 933–946). Mitunter spielt hier jedoch auch ihr Anspruch mit hinein, sich Erwartungen gegenüber konform zu verhalten. Sie erzählte, dass sie erst mit 30 Jahren erkannt habe, dass auch sie ein eigenes Leben habe (vgl. ebd., Z. 958f.), was darauf schließen lässt, dass sie sich bis dahin verstärkt an vorgefertigten Entwürfen und Erwartungshaltungen orientierte. Demnach ist hinsichtlich Margots Selbstdarstellung eine deutliche Zweiteilung zu erkennen. Zum einen die starke, empathische und hilfsbereite Frau, die ein Missbrauchserlebnis überwunden hat, eine chronische Krankheit meistert sowie mit gescheiterten Beziehungen gut umgehen kann, und auf der anderen Seite die unsichere, vertrauensselige Margot, die sich ausnutzen lässt (z. B. in Form der Veruntreuung von Spenden, die sie getätigt hatte (vgl. ebd., S. 23, Z. 1042–1062)), sich täuschen lässt (Internetbekanntschaft in England, die sie zu sich einlädt, und nachdem Margot sich ihr Flugticket gekauft hat, nicht mehr auffindbar war (vgl. ebd., S. 9, Z. 393–401)) oder ihre eigenen Wünsche und Ziele aufgibt (Studium (vgl. ebd., S. 5, Z. 194–196)). Diese beiden Persönlichkeitsstrukturen sind nahezu als gegenläufige Pole wahrzunehmen, die beide in Margot angelegt sind und je nach Situation unterschiedlich stark zum Ausdruck kommen.

4.3.2 Analyse von Margots Biografie

Um einen näheren Eindruck dieser verschiedenen und sogar widersprüchlichen Persönlichkeitsanteile zu erhalten, erfolgt zunächst wieder eine Auseinandersetzung mit den biografischen Krisen, die sich bei Margot bereits bei der eingangs vorgenommenen allgemeinen Fallbeschreibung andeuteten.

4.3.2.1 Biografische Krisen

Die Autoimmunerkrankung Fibromyalgie stellt für Margot eine große Herausforderung und zeitweilig auch Beeinträchtigung dar, weil sie mitunter durch die Krankheit stark ans Haus gebunden ist. Den Höhepunkt der Erkrankung erlebte sie vor vier Jahren, als sie plötzlich nicht mehr laufen konnte. Margot sprach

hierbei davon, dass dies „von einem Moment auf den anderen Moment“ (Interview mit Margot, S. 1, Z. 9) geschehen sei, was die eigene Unfähigkeit, angemessen auf das Ereignis zu reagieren, ihm vielmehr ausgeliefert zu sein, deutlich zum Ausdruck bringt. Ihre Beteuerung: „Da ging’s mir sehr, sehr dreckig“ (ebd. Z. 8f.) unterstreicht diesen Eindruck.

Zusätzlich zu ihren Schmerzen machte Margot jahrelang die Erfahrung, seitens der Mediziner nicht ernst genommen und gar als Hypochonderin dargestellt zu werden (vgl. Interview mit Margot, S. 1, Z. 12–18). Dadurch offenbarte sich eine doppelte Hilflosigkeit: Margot sah sich nicht nur handlungsunfähig gegenüber ihren Schmerzen und den Einschränkungen, die sie durch diese erfuhr, sondern ihre Hilflosigkeit wurde dadurch noch verstärkt, dass man ihre Probleme nicht erkannte und ihr auch von medizinischer Seite aus keine Linderung verschaffte.

Durch einen Hausarztwechsel geriet Margot zufällig an einen Mediziner, der sie aufgrund ihrer Symptomatik an einen Facharzt überwies, der wiederum die Diagnose der Autoimmunerkrankung Fibromyalgie stellte. Margot bekam entsprechende Medikamente verschrieben und konnte innerhalb kürzester Zeit eine Verbesserung ihres Gesundheitszustands verzeichnen (vgl. Interview mit Margot, S. 1, S. 1, Z. 18–25). Die Aussage „und Du wirst es nicht glauben“ (ebd., Z. 23), die sie in diesem Zusammenhang machte, spiegelt wahrscheinlich die eigene Verwunderung wider. Sicher hat Margot nach der Erfahrung jahrelangen Ärztewechsels und der fehlenden Kompetenz im Umgang mit ihren Symptomen nicht mehr damit gerechnet, eine eindeutige Diagnose und noch dazu in Form von Medikamenten Linderung zu bekommen. Wenig verwunderlich erscheint vor diesem Hintergrund die Idealisierung der beiden Ärzte, die ihr geholfen haben und die sie als „Seelen von Menschen“ (ebd., Z. 21) beschrieb. Dadurch wird deutlich, dass sie den beiden Medizinern sehr dankbar ist. Allerdings berichtete Margot von Nebenwirkungen der Medikamente in Form von einer starken Gewichtszunahme, die nahezu 50 kg beträgt. Sie erklärte, dass ihr niemand erzählt hätte, dass sie zunehmen werde, was als indirekte Kritik gegenüber den beiden behandelnden Ärzten gewertet werden kann und somit in Widerspruch zu den Lobesworten kurz zuvor steht. Ironischerweise schränkt diese starke Gewichtszunahme Margot erneut in ihrer Mobilität ein, so dass sie auch weiterhin indirekt durch ihre Krankheit beeinträchtigt und an ihr Zuhause gebunden ist (vgl. ebd., Z. 25–33).

Interessant ist, dass im Kontext der zunächst fehlenden Unterstützung seitens der Medizin eine „Abrechnung“ mit früheren Ärzten komplett ausblieb. Margot scheint nicht das Bedürfnis danach zu empfinden, erlebte Ungerechtigkeiten und fehlende Hilfe anzuprangern, sondern es scheint ihr Genugtuung und

Erleichterung zu sein, die Ursache ihres Leidens zu kennen (und zu wissen, dass es dafür einen Namen gibt und nun medikamentös dagegen vorgehen zu können.

Resümierend zeigt sich, dass die Erkrankung und die damit zusammenhängenden Rahmenbedingungen einen zentralen Stellenwert in Margots Leben einnehmen, was unter anderem dadurch offenkundig wird, dass dies die ersten Aspekte sind, die sie zur Sprache brachte, als sie gebeten wurde, über ihre Person zu berichten. Angesichts des langen Leidensprozesses, der immer noch anhält und ihren Alltag entsprechend stark beeinflusst, ist dieser Stellenwert nachzuvollziehen. Es lässt aber auch auf eine gewisse Akzeptanz gegenüber der Krankheit schließen, die sie in ihr Leben integriert hat und als einen Teil von sich selbst wahrnimmt.

Ausgangspunkt für die Erkrankung war, wie oben erwähnt, nach medizinischer Einschätzung die Missbrauchserfahrung, die Margot mit 12 Jahren erlebte, und der dadurch ausgelöste Schock. Margot scheint diese Ansicht zu teilen und erzählte, dass sie seitdem mit Symptomen zu kämpfen habe (vgl. Interview mit Margot, S. 3, Z. 111–123). Sie berichtete von „Zuständen, in denen sie manchmal überhaupt nicht sprechen konnte“ (ebd., Z. 106). Dahinter lässt sich auch eine Sprachlosigkeit gegenüber dem Erlebten vermuten. Margot scheint nicht in der Lage gewesen zu sein, die Erfahrung aufzuarbeiten. Die Sprachlosigkeit spiegelt demnach auch ihre Hilflosigkeit wider. Von medizinischer Seite wurde ihr zu dieser Zeit viel Unverständnis entgegengebracht. Sie wurde als Simulantin abgetan und an Psychiater überwiesen. Margot durchlief mehrere psychotherapeutische Maßnahmen, die allerdings nicht den gewünschten Erfolg brachten. Ein Arzt lehnte sogar die weitere Behandlung ab, da er meinte, ihr „Gehirn sei versteinert, sie kämen nicht daran.“ (ebd., Z. 111). Auffallend ist der Ausdruck der Versteinerung, den Margot in diesem Zusammenhang wählte und der zu der vorher erwähnten Sprachlosigkeit passt. Beide Begriffe implizieren eine Handlungsunfähigkeit, Stillstand und Einschränkung. Margot betonte jedoch, dass sie selbst großes Interesse daran gehabt hätte, ihre Situation zu ändern und teilweise die Maßnahmen auch selbst bezahlt habe, nachdem die Krankenkasse weitere Leistungen verweigerte. Nach der Aussage des Arztes allerdings, dass ihr Gehirn versteinert sei, habe sie selbst auch keine weiteren Behandlungsschritte mehr in die Wege geleitet (vgl. ebd., Z. 113–115).

Jedoch konnte sie die Erfahrungen mit ihrem Ehemann aufarbeiten, berichtete Margot. Es habe lange Zeit gedauert, bis sie überhaupt darüber habe sprechen können. Sie habe von ihrem Leben erzählt, als sei es das einer Fremden. Hier lassen sich Abspaltungsprozesse erkennen, die sie sicherlich aus Gründen des Selbstschutzes aktiviert hat. In Gesprächen mit ihrem Mann am heimischen Küchentisch gelang es ihr jedoch schrittweise, das Erlebte zum Ausdruck zu

bringen, sich zu öffnen und somit das Thema persönlich aufzuarbeiten. Heute kann sie nach eigener Aussage über alles sprechen und empfindet auch keinen Schmerz mehr gegenüber dem, was sie durchleiden musste (vgl. ebd., S. 115–123).

Zusammenfassend dargestellt wird offenkundig, dass die Missbrauchserfahrung für das junge Mädchen einen großen Schock bedeutete. Margot brauchte drei Jahre, um überhaupt erst zu begreifen, was genau ihr da widerfahren war. Daran wird deutlich, dass sie sich allem Anschein nach auch vorher nicht mitgeteilt, beziehungsweise Hilfe gesucht hat. Die Erkenntnis darüber, was mit ihr passiert war, traf Margot tief, so tief, dass sie eine Autoimmunerkrankung ausbildete, unter der sie seitdem leidet, so dass sie erst Jahre später in der Lage war, das Erlebte zu verarbeiten. In ihrer Jugend hat eine solche Thematisierung nicht stattgefunden. Margot wurde im Gegenteil der Schule verwiesen, da der Vorwurf aufkam, sie würde sich des Öfteren mit Männern treffen, was Margot jedoch vehement dementierte. Das Muster setzte sich allerdings fort und so wurde Margot im Rahmen der Gerichtsverhandlung, die wegen des Missbrauchs stattfand, als sie 17 Jahre alt war (und somit fünf Jahre nach dem eigentlichen Geschehen, wobei der Grund für die zeitliche Verzögerung von Margot nicht erläutert wurde) von ihrer alten Schule auch als „Lolita“ dargestellt (vgl. Interview mit Margot, S. 3f., Z. 126–137). Anstatt Unterstützung zu bekommen, wurde die Heranwachsende mit Schuldzuweisungen konfrontiert. Ihre indirekten Hilferufe in Form häufigen Schuleschwänzens wurden ebenfalls nicht verstanden beziehungsweise ignoriert. Margot berichtete, dass zu jener Zeit alles auf Gehorsam und Unterordnung ausgerichtet gewesen sei und sie dadurch durchs Raster fiel (vgl. ebd.). Aber nicht nur von institutioneller Seite her fühlte sich Margot im Stich gelassen, auch ihre Mutter, die sie als gefühlskalte Frau beschrieb, nahm sich ihrer Tochter nicht an, um diese dabei zu unterstützen, das Erlebte zu verarbeiten (vgl. Interview mit Margot, S. 4, Z. 139–151). Vielmehr reagierte die Frau mit Schweigen auf das Geschehen, eventuell da sie selbst mit der Situation überfordert war. Dieser Punkt wurde von Margot jedoch nicht reflektiert, sie fühlte sich angesichts der fehlenden Zuwendung im Stich gelassen. Sie berichtete in diesem Zusammenhang, dass sie sich erst später von ihrer Mutter gelöst habe, als ihr klar geworden sei, dass diese zu einer emotionalen Bindung zu Margot nur eingeschränkt in der Lage gewesen zu sein schien. Margot begründete diese Zuschreibung damit, dass ihre Mutter ihr keine Zuneigungsbekundungen und Unterstützung sowie keine Anerkennung ihrer Leistungen (wie z. B. das Begabtenabitur, welches sie erfolgreich absolvierte) entgegengebracht habe. In diesem Kontext erwähnte Margot ihre Schwester, die der Liebling ihrer Mutter gewesen sei. Sie versah ihre Schwester mit dem Attribut „dick“ (ebd., Z. 149), was auf

eine konfliktreiche Beziehung zwischen den beiden Mädchen schließen lässt. Heute würden diese Familienverstrickungen sie jedoch nicht mehr tangieren, betonte Margot (vgl. ebd., Z. 144–151).

Auf die Rückfrage, wie ihr Vater mit der Situation umgegangen sei, bezeichnete Margot ihren Vater als Säufer, der nachts ausfällig und laut geworden sei und auf der Arbeit den Kollegen von den schönen Körpern seiner Töchter vorgeschwärmt habe. Margot stellte die Vermutung auf, dass er selbst Interessen an sexuellen Handlungen mit seinen Töchtern gehabt habe, wobei ihre Äußerungen jedoch darauf schließen ließen, dass es diesbezüglich nicht zu Übergriffen gekommen ist. Einer seiner Freunde habe es dann aber darauf angelegt (vgl. Interview mit Margot, S. 4, Z. 153–161). Margot beschrieb sich in diesem Zusammenhang als „dusselig“ (ebd., Z. 156), weil ihr erst zwei Jahre später klar geworden sei, was da überhaupt passiert war. Hier zeigt sich, wie heillos überfordert das Mädchen mit diesen Erlebnissen war, noch dazu eingeschüchtert durch den Täter, der damit drohte, alles seinem Vater zu erzählen, der es dann in ein Erziehungsheim stecken würde. Mit diesen Drohungen gelang es ihm, das Mädchen gefügig zu machen, das nach eigener Aussage aus Angst immer wieder zu ihm hingegangen sei (vgl. ebd., Z. 157–161).

Anhand dieser Schilderungen offenbart sich die konflikthafte Beziehung zwischen Margot und ihren Eltern, die durch fehlendes Vertrauen, fehlende Zuneigung und fehlende Unterstützung gekennzeichnet war. In der Notlage des erfahrenen Missbrauchs erhielt Margot keine Hilfe von ihren Eltern, weder bei der Mutter noch beim Vater und musste sich dem Erlebten, das sie maßlos überforderte und traumatisierte, alleine stellen, was ihr zunächst nicht gelang. Aufgrund der fehlenden Möglichkeit, die Erfahrungen aufzuarbeiten, baute Margot sich einen emotionalen Schutzschild auf, der erst viele Jahre später durch ihren zweiten Ehemann durchbrochen wurde.

Auffallend ist das Ausbleiben von Gefühlen der Wut und Trauer, die man hier angesichts der schwierigen Familienverhältnisse vielleicht erwartet hätte. Zwar wird Margots Enttäuschung ihren Eltern gegenüber offenkundig, jedoch erzählte sie auf einer relativ rationalen Ebene, ohne ihre Gefühlslage im Angesicht der fehlenden Beziehungsintensität zu ihren Eltern ins Zentrum der Betrachtung und der Aufmerksamkeit zu stellen. Das lässt entweder darauf schließen, dass sie diese Enttäuschungen überwunden hat und keinen Schmerz mehr empfindet oder – als gegenläufige Lesart – dass sie immer noch sehr betroffen ist angesichts der erlebten Familienstrukturen, sich aber auch hier wieder einen Schutzschild aufgebaut hat, um einer erneuten Verletzung vorzubeugen und diesbezüglich einen sehr rationalen Umgang mit dem Thema pflegt.

Als weiteres krisenhaftes Erlebnis ist das sich wiederholende Muster von Brüchen in Margots Berufsbiografie nennen. Sie berichtete, dass sie gerne Lehrerin geworden wäre, dass das immer ihr Traum gewesen sei. Sie holte ihr Abitur nach und begann ihr Lehramtsstudium, musste dieses jedoch nach sieben Semestern und ihrem Vorexamen wieder abbrechen, weil ihr damaliger Mann große Alkoholprobleme aufwies. Hierbei schien zusätzlich ein Machtgefälle mit hineinzuspielen, denn Margot sprach davon, dass ihr Partner der Meinung war, eine Frau dürfe nicht mehr verdienen als der Mann (vgl. Interview mit Margot, S. 5, Z. 192–196). Sie führte diesen Gesichtspunkt zwar nicht näher aus, aber es deutete sich ein Konflikt hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses innerhalb der Paarbeziehung ab. Margot berichtete, dass ihr Mann bei Problemen zu Alkohol griff (vgl. ebd., S. 4, Z. 166). Von daher lässt sich ein direkter Zusammenhang zwischen Margots beruflichen Zielen und der Alkoholabhängigkeit ihres Mannes vermuten. Was dieser von Beruf war, geht aus dem Interview nicht hervor. Aufgrund der Aussage jedoch, dass eine Frau nicht mehr als der Mann verdienen solle, kann davon ausgegangen werden, dass er über einen niedrigeren Bildungsabschluss verfügte und Margot mit einem abgeschlossenen Studium in jedem Fall die Finanzkräftigere im Haushalt gewesen wäre. Da diese Voraussicht nicht zu vereinbaren zu sein schien mit seinem Frauen- und Weltbild, zwang er Margot indirekt zur Aufgabe des Studiums, indem er zum Symptomträger (Alkoholiker) wurde, der viel Aufmerksamkeit und Hilfe brauchte. Fraglich ist, warum Margot diesem Druck nachgab. Sicherlich dürfen hierbei die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht außer Acht gelassen werden, die sich vor knapp 40 Jahren zweifelsohne noch weniger liberal gestalteten als heute, auch wenn sich damals bereits Umbrüche abzeichneten. Dennoch schien Margot, die sich während des Interviews als resolute und selbstbewusste Frau präsentierte, damals nicht dagegen aufzubegehren und ihre Wünsche und Ziele durchzusetzen. Mitunter spielte hierbei auch die Erfahrung unterlassener Hilfe und Unterstützung hinsichtlich eigener Krisenerfahrungen (Missbrauch) eine Rolle. Da sie in dieser Phase von den ihr nahestehenden Personen in Stich gelassen wurde, brachte sie es vielleicht nicht über sich, ihre eigenen Ziele auf Kosten des Mannes zu verfolgen. Vor dem Hintergrund der selbsterlebten Hilflosigkeit mag das Bewusstsein hierfür bei Margot stärker ausgeprägt sein, als es bei anderen Menschen der Fall ist.

Margot berichtete, nach Abbruch des Studiums glücklicherweise eine Stelle im Landesmuseum angeboten bekommen zu haben, wo sie als Fotografin und Bibliothekarin tätig wurde. Aufgrund ihres Vorwissens (sie habe Fotografieren gelernt und mehrere Sprachen studiert) habe sie den Stellenanforderungen optimal entsprochen und konnte sich gegenüber 27 Mitbewerbern durchsetzen. Hier

spiegelt sich der Stolz darüber wider, dass sie ihren zukünftigen Arbeitgeber trotz ihres nicht abgeschlossenen Studiums von sich überzeugen konnte. Nach eigener Aussage fand Margot großen Gefallen daran, im Museum zu arbeiten. Sie erzählte, dass sie aufgrund ihrer vielfältigen Qualifikationen für alle möglichen anfallenden Aufgaben eingesetzt wurde, angefangen vom Sekretariat bis hin zur Museumspädagogik. Das erfüllte sie mit Stolz und Zufriedenheit (vgl. ebd., S. 5, Z. 196–211). Sie war auch lange Zeit dort tätig, musste die Stelle dann jedoch wiederum abbrechen. Diese erneute Unterbrechung ihrer beruflichen Laufbahn ist ursächlich mit dem Kennenlernen ihres jetzigen Mannes in Verbindung zu bringen (die Trennung vom ersten Partner thematisierte sie in diesem Zusammenhang nicht). Als Margot in diesem Kontext bemerkte, dass auch er ein Alkoholproblem hatte, ließ sie das nach eigener Aussage „völlig abrutschen" (ebd., Z. 212), so dass sie sich in psychiatrische Behandlung begeben musste und sich ein Jahr von der Arbeit befreien ließ. In diesem Zusammenhang ist auffallend, dass die Alkoholsucht, die Margot bereits bei ihrem Vater erlebt hat, zum stetigen Begleiter in ihrer Biografie wurde in Form von alkoholabhängigen Ehemännern. Aus systemtheoretischer Sicht könnte hierbei der Verdacht geäußert werden, dass die Männer stellvertretend für Margots Vater stehen und Konfliktlinien aus der Tochter-Vater-Beziehung auf die Paarebene übertragen wurden. Entsprechend konfliktgeladen stellten sich die Partnerschaften auch dar. Das Muster scheint erst an der Stelle durchbrochen worden zu sein, an der sich Margot ihrem jetzigen Mann öffnen und mit seiner Hilfe die traumatischen Erlebnisse aus ihrer Kindheit aufarbeiten konnte. Anfangs jedoch stellte sein Suchtverhalten eine große psychische Belastung für Margot dar. Erschwerend kam hinzu, dass bei ihrem jüngsten Sohn eine Gehirnblockade festgestellt und er daraufhin als schwerbehindert eingestuft wurde sowie intensiver Betreuung und Zuwendung bedurfte. Margot hätte sich nochmals ein Jahr von ihrer Arbeit freistellen lassen können, jedoch fühlte sie sich durch die Kollegen dort gemobbt, die angesichts ihrer Freistellung die Meinung vertraten, Margot sei „nicht mehr ganz dicht in der Birne" (ebd., Z. 219). Diese Zuschreibungen ließen Margot zögern, in ihren Beruf zurückzukehren und nach Rücksprache mit ihrem Mann entschied sie sich dazu, zu Hause zu bleiben (in der Gewissheit, dass dessen Lehrergehalt ausreichen würde, um die Familie zu ernähren) (vgl. ebd., S. 5f., Z. 211–222).

Hierbei zeigt sich, dass Margot sich oft fremdbestimmt erlebte (und verhielt) hinsichtlich ihrer Zukunftsentwürfe und dass hierbei vor allem den Männern in ihrem Leben eine entscheidende Bedeutung zukam. Wie bereits angedeutet stehen dahinter möglicherweise ihre Kindheitserfahrungen, die von wenig emotionaler Zuneigung geprägt waren, was Margot dann in späteren Jahren dazu veranlasst haben könnte, sich stark an ihre Partner zu binden und die eigenen

Bedürfnisse zurückzustellen, um die emotionale Bindung zu ihren Partnern nicht zu gefährden. Trotz des hohen Stellenwertes, welche die Arbeit für sie einnahm, beugte sich Margot letztendlich doch immer den Restriktionen, die bewusst oder unbewusst von ihren Partnern und ihrer Familie ausgingen. Diese Haltung korrelierte auch mit ihrem Verhalten, sich nicht von ihrem zweiten Partner zu trennen, nachdem offenkundig wurde, dass dieser wie ihr erster Mann auch ein Alkoholproblem hatte. Sie hätte ihn, abgeschreckt von ihren bisherigen Erfahrungen, auch verlassen können, blieb jedoch bei ihm. Und nicht nur das, die Erkenntnis, sich erneut mit der Thematik der Alkoholsucht auseinanderzusetzen, setzte ihr so stark zu, dass sie sich selbst in Behandlung begeben musste, was fast schon tragisch anmutet. Auch hier zeigt sich, dass sie viel Last auf sich nahm, um die Beziehung aufrechtzuerhalten, anstatt eine Trennung vorzuziehen. Entsprechend drängt sich die Vermutung einer Co-Abhängigkeit auf, die durch eventuell vorhandene Verlustängste, welche ihren Ursprung in ihrer Kindheit haben, noch verstärkt wurde.

Das Muster der wiederkehrenden Brüche, das in Margots Leben eine vorherrschende Stellung einzunehmen scheint, spiegelt sich auch in ihrem Freizeitverhalten wider. Margot trat im Rahmen eines Schulwechsels ihres Sohnes in eine katholische Schule zum katholischen Glauben über und engagierte sich im Zuge dessen stark innerhalb der Gemeinde (vgl. Interview mit Margot, S. 6f., Z. 249–286 und siehe unten). 1996, so erzählte sie, sei sie nicht mehr hingegangen. Grund dafür war, dass das Gerücht aufkam, sie habe ein Verhältnis mit dem Pfarrer. Sie konnte sich nicht erklären, wie dieses Gerücht entstanden war. Sie habe zwar ein sehr nettes und vertrauensvolles Verhältnis zu dem Mann gehabt und hätte sich ihm gegenüber auch öffnen können, jedoch habe er die professionelle Grenze niemals überschritten, auch wenn sich Margot sicher war, dass sich der Priester in sie verliebt hatte. Sie habe ihn aber nie ermutigt, betonte Margot. Sie habe zwar vor allem in der ersten Zeit viel Kraft in der Beziehung zum Priester gefunden (sie beschrieb, dass sie sich an ihm festhalten musste), aber die Situation niemals ausgenutzt. Dennoch waren die unterschwelligen Anschuldigen stark genug, sie dazu zu veranlassen, die Gemeinde wieder zu verlassen (vgl. ebd., S. 7, Z. 286–312). Hier ist davon auszugehen, dass sie streng genommen eine Wiederholung ihrer Kindheitserfahrungen erlebte, wurde sie doch nach dem Missbrauch auch als „Lolita“, als Verführerin, dargestellt, die den Männern den Kopf verdrehte und somit selbst Schuld an dem trug, was ihr widerfahren war. Anschuldigungen, die das junge Mädchen, das durch ein Missbrauchserlebnis traumatisiert ist, sicherlich stark prägten und das Gefühl von Hilflosigkeit und Ablehnung noch verstärkten. Als sie sich viele Jahre später erneut ähnlichen Verleumdungen ausgesetzt sah, reagierte Margot mit Flucht und konfrontierte

sich nicht damit. Vielleicht geschah dies aus der Gewissheit heraus, dass es schwer ist, die Wahrheit zu beweisen, wenn sich vorgefertigte Bilder in den Köpfen bereits verfestigt haben. Dadurch, dass sie die Gemeinde verließ, brach auch ein wichtiger stabilisierender Aspekt in ihrem Leben weg. Hierbei ist fraglich, ob die Gemeinde nicht „ihren Soll“ erfüllt hatte für Margot. Als sie eintrat, ging es ihr nach eigener Aussage nicht sehr gut, sie hatte eine Scheidung hinter sich, wurde schwanger von einem Mann, der sie dann verließ und machte sich große Sorgen um ihren Sohn. Wohl konnte sie im Rahmen ihrer Einbindung in den religiösen Kreis ihr Selbstbewusstsein wiederherstellen und neuen Mut und Zuversicht finden, so dass der Wegfall dieser Strukturen zu diesem Zeitpunkt vermutlich nicht mehr so stark ins Gewicht fiel.

Große Reue empfindet Margot noch heute darüber, dass sie ihren Großeltern, die sich stark für sie eingesetzt haben (siehe unten), so wenig zurückgegeben habe. Sie ging sogar so weit, sich aus heutiger Sicht als undankbar zu bezeichnen, wobei sie einschränkend hinzufügte, dass das wohl einen jungen Menschen charakterisiere und sie zudem genug zu tun gehabt habe mit ihren beiden Kindern (vgl. Interview mit Margot, S. 21, Z. 933–946). Diese Äußerungen sind sicherlich als Entschuldigung ihres Verhaltens zu verstehen und vielleicht auch als Versuch, ihre empfundenen Schuldgefühle zu mindern. Ihre Großmutter, so erzählte Margot, wäre an Alzheimer erkrankt und hätte untergebracht werden müssen. Sie hätte sie nicht zu sich nehmen können, beteuerte Margot, sie habe schließlich die beiden Kinder gehabt. Dennoch lastet es schwer auf ihren Schultern, vor allem vor dem Hintergrund dessen, was ihre Großeltern alles für sie getan haben. „Und ich habe nichts zurückgegeben“ (ebd., Z. 941f.), gestand sich Margot ein, was ihr heute sehr leid täte. Als es ihrem Großvater schlecht ging, hätte sie hinfahren und ihm helfen müssen, doch sei sie aufgrund ihrer Krankheit selbst kaum in der Lage gewesen, sich zu bewegen. Das alles werfe sie sich heute manchmal vor. Wenn man jung sei, neige man zum Größenwahnsinn, die Einsicht käme dann häufig erst mit dem Alter (vgl. ebd., Z. 933–946).

4.3.2.2 Biografische Ressourcen

Im Hinblick auf die Autoimmunerkrankung Fibromyalgie wurde deutlich, dass diese Margot vor große Herausforderungen stellt und eine starke Belastung ist. Allerdings zeigt Margot in dieser Hinsicht auch einen stark ausgebildeten Kampfgeist, indem sie sich der Krankheit und all ihren Begleiterscheinungen stellt und sich nicht von ihr beherrschen lässt. Beispielsweise betonte sie, dass sie versuchen werde, das Übergewicht, das sich als Nebenwirkung der Medikation

ausgebildet hat, zu bekämpfen, da es so nicht weitergehen könne. Damit beweist Margot in Bezug auf die Erkrankung ein hohes Maß an Durchhaltevermögen. In all den Jahren, in denen sie von einem Arzt zum anderen geschickt und letztlich immer als Hypochonderin abgetan wurde, gab sie nicht auf, sondern versuchte stets, Linderung zu erfahren, wobei sie keine Kosten und Mühen scheute (vgl. Interview mit Margot, S. 2f., Z. 71–97). Allein das Wissen um eine gesicherte Diagnose verschaffte Margot eine deutliche Erleichterung und nach eigener Aussage einen gewissen Grad an Gelassenheit:

> „[…] und wenn dann jemand in meinem Arm bohrt mit einem Messer (.) sag ich mir: ‚Es wird, es wird irgendwann wieder aufhören!' [I: Mhm] Also denn, ich kann mich nicht ständig hinstellen und rumjammern: ‚Oh jetzt hab ich wieder Schmerzen!', es gibt so welche, ja? [I: Mhm] Und äh (.) ich nehme das alles eigentlich ziemlich gelassen jetzt, also seit ich weiß, was mit mir los ist, also dass ich nicht bekloppt bin, wenn Du das verstehst" (Interview mit Margot, S. 2f., Z. 79–84).

Einen großen Stellenwert in Margots Leben nahmen ihre Großeltern ein, wobei Margot betonte (wie bereits dargestellt wurde), dass sie erst jetzt im Alter erkennen würde, was diese ihr geschenkt hätten. „Meine Eltern kannst Du vergessen" (Interview mit Margot, S. 21, Z. 933) deklarierte Margot, wodurch sie erneut das spannungsgeladene Verhältnis, das sie zu ihren Eltern hatte, zum Ausdruck bringt. Ihre Großeltern hätten ihr demgegenüber viel gegeben, vor allem ihr Großvater. Von dem hätte sie alles das, was sie heute könne und wisse, was auf eine Art Vaterersatz hinweist. Er habe sie „auf die Schiene gebracht" (ebd., Z. 935), erklärte sie. Was sie genau damit meinte, führte sie nicht weiter aus. Jedoch ist zu beachten, dass es Margot trotz schlimmer Kindheitserfahrungen und trotz der gestörten Beziehung zu ihren Eltern geschafft hat, sich ein eigenes Leben aufzubauen und nicht auf die „schiefe Bahn" geraten ist. Vielleicht wollte sie mit ihren Ausführungen andeuten, dass ihre Großeltern, insbesondere ihr Großvater, vieles auffangen konnten, eine Kompensation der fehlenden Zuneigung der Eltern darstellten und sie dadurch auf den rechten Weg brachten. Trotz ihres konflikthaften Elternhauses verfügte Margot demnach über familiäre Ressourcen in ihren Großeltern, die allem Anschein nach viel von dem geben konnten, was sie bei ihren Eltern nicht vorfand.

Kraft und Bestätigung zog Margot darüber hinaus aus ihrer Berufstätigkeit sowie aus dem Erfolg, den sie dabei verzeichnen konnte und der sie mit Stolz erfüllte. Da sie nur wenig Anerkennung seitens ihrer Ursprungsfamilie erfahren hatte, bildete dementsprechend ihr beruflicher Erfolg einen Ausgleich für die bis dahin fehlende Wertschätzung und Akzeptanz. Selbstbewusst erzählte sie bei-

spielsweise, dass sie für ihre Anstellung im Museum unter 28 Bewerbern ausgewählt worden war. Auch das breite Aufgabenspektrum, für das sie eingesetzt wurde, nahm sie als Anerkennung gegenüber der eigenen Person wahr:

> „[…] also ich war dann da das eierlegende Woll-Milch-Schwein, weil die mich für alles einsetzen konnten, egal was da lief. Wenn im Sekretariat ma die Sekretärin fehlte, da ham se mich dahin gestellt. (.) Da hab ich dann per Phonodiktat äh die Briefe fürn Direktor geschrieben. (.) Wenn in ner Ausstellung irgendwas war (1), wenn (.) inner Pädagogik irgendwas war, damals wurde ja oft was für Kinder gemacht (.) und da war ich sehr stolz, näh? Also das war wirklich ganz toll“ (Interview mit Margot, S. 5, Z. 206–211).

Allerdings gab sie diesen Job auf, als die Alkoholproblematik ihres zweiten Ehemannes offenkundig wurde, wie oben erwähnt. An die Stelle der beruflichen Bestätigung trat anschließend jedoch die Anerkennung, die sie in diversen Ehrenämtern erfuhr, wodurch diese Ressource auch nach Ausscheiden aus dem Museum weiterhin bestehen blieb, wenn auch auf andere Art und Weise (vgl. Interview mit Margot, S. 6, Z. 223–225).

Nicht unerwähnt bleiben sollen die Katzen, die Margot viel Kraft geben (vgl. Interview mit Margot, S. 1, Z. 41–48). So betonte Margot bereits ganz zu Beginn des Interviews, dass ihr Leben erst 2003 richtig schön geworden wäre, dem Zeitpunkt, zu dem sie sich erneut Katzen zugelegt hätte, wobei sie erzählte, dass sie bereits früher Katzenbesitzerin gewesen sei. Sie sprach hierbei von „mein Leben lang“ (ebd., Z. 41f.), was den Stellenwert der Tiere zum Ausdruck bringt. 2003 habe sie zwei Katzen bei sich aufgenommen und durch sie nach eigener Aussage wieder lachen gelernt, nachdem sie zuvor schwer depressiv gewesen sei. Auch ihrem Mann fiel die positive Veränderung seiner Frau auf, die mit den Tieren einherging. Mittlerweile ist Margot Besitzerin von zehn Katzen. Sie betonte, dass dies nicht ihre ursprüngliche Absicht gewesen sei und auch nicht immer ganz einfach wäre. Weggeben würde sie die Tiere allerdings auch nicht wollen. Diese sind der Inbegriff der Überwindung ihrer Depression und erhalten allein dadurch schon eine positive Konnotation. Die Katzen haben eine große Bedeutung in ihrem Alltag und Margot setzt sich auch entsprechend tatkräftig für ihre Schützlinge ein. Das zeigt sich unter anderem in den gerichtlichen Schritten, die sie unternommen hatte, um die Eigentumsverhältnisse zu klären, die sich aus dem Wurf einer trächtigen Katze aus dem Tierheim ergeben hatten (vgl. ebd., S. 14, Z. 598–609). Zudem engagiert sie sich aktiv im Tierschutz, hat selbst weitere Tierschutzkatzen übernommen und versucht darüber hinaus, Tieren ein neues Zuhause zu vermitteln (vgl. ebd., Z. 615–619). Margot

hat ihre Wohnung komplett auf die Bedürfnisse der Tiere ausgerichtet, Ebenen für die Katzen gebaut und Kratzbäume aufgestellt. Sie berichtete sehr liebevoll von dem Wesen ihrer Tiere und drückte damit die starke Zuneigung für sie aus (vgl. ebd., S. 14f., Z. 621–651).

Hierdurch offenbaren sich Margots Hilfsbereitschaft und ihre Bereitwilligkeit, sich ehrenamtlich zu engagieren. Früher hatte sie (nach Ausscheiden aus dem Beruf im Museum) die Vormundschaft für Mündel, jetzt bringt sie sich aktiv in den Tierschutz ein. Es ist zu vermuten, dass die Arbeit mit anderen Menschen und die Betreuung von Tieren Margot Sinn geben und sie als handlungsfähig erleben lassen. Damit stellt ihr Engagement ein Gegengewicht zu ihrer Erkrankung und den Einschränkungen dar, die sie durch diese hinnehmen muss. Margot kann sich in diesem Rahmen, in dem sie die Grenzen selbst absteckt, einbringen, tätig werden und nützlich fühlen. Es kann außerdem davon ausgegangen werden, dass ihr ein gewisses Maß an Anerkennung entgegengebracht wird (z. B. seitens des Tierschutzes). Noch dazu ist die Arbeit mit und die Vermittlung von Katzen ein Garant sozialer Einbindung. Margot kommt mit anderen Menschen in Kontakt, tauscht sich mit ihnen aus, fungiert als Beraterin und ist dadurch inkludiert. Aber nicht nur auf dieser Metaebene bieten die Katzen ihr viel Potenzial, sondern die Tiere an sich sind eine wichtige Stütze in Margots Leben. Sie baut eine enge Bindung zu ihnen auf und ist sicherlich durch sie auch ein Stück weit abgelenkt von Krankheit und Schmerzen. Die Bedeutung der Katzen für Margot zeigt sich auch in einem anderen Interviewabschnitt, wo sie die Tiere als „Enkelersatz“ (Interview mit Margot, S. 2, Z. 60) bezeichnete, womit die emotionale Bindung zu den Tieren deutlich wird.

Eine weitere Ressource in Margots Leben bildet der katholische Glaube. Ursprünglich evangelisch, konvertierte Margot zum Katholizismus, als sie ihren Sohn an einer katholischen Schule anmelden wollte, die eine entsprechende Religionszugehörigkeit der Schüler voraussetzte. Ihr Sohn war ursprünglich armenisch getauft. Deutlich wird in diesem Kontext, dass sie sehr großen Wert darauf legte, die Religion in ihr Leben einzubinden. Das mag einerseits auf ihre Suchbewegung nach einem Orientierungsrahmen zurückzuführen sein, gegebenenfalls steckt dahinter aber auch ein gewisses Aufbegehren gegen ihren Vater, der jede Form religiösen Glaubens rigoros ablehnte (vgl. Interview mit Margot, S. 6, Z. 235–246).

Im Kontext der Religiosität kommen mehrere Aspekte in Margots Biografie zum Tragen. Zum einen schien sie sich als junge Frau gefangen zu sehen in einer Art ontologischer Bodenlosigkeit und beschrieb sich als „immer auf der Suche“ (vgl. ebd., Z. 235). Dass sie sich dem Glauben zuwendete, den ihre Großmutter als einziges Familienmitglied praktiziert hatte, lässt auf eine enge Verbindung zu

ihr schließen. Sicherlich trug auch die gefühlskalte Beziehung zu ihren Eltern dazu bei, sich einer übergeordneten Sinnstruktur hinzuwenden, um darin einen Rahmen zu erfahren, innerhalb dessen sie sich aufgehoben fühlte. Dies ist vor allem vor dem Hintergrund zu betrachten, dass ihr Leben bis dahin von vielerlei Brüchen gekennzeichnet war (Schulabbruch, gescheitere Ehe, uneheliches Kind etc.). Margot praktizierte den Glauben nicht nur für sich selbst, sondern brachte sich aktiv in die Gemeinde ein und wurde ehrenamtlich tätig. Sie berichtete, dass sie im Kontext der Gemeindeeinbindung sehr viel gelernt habe. Sie fügte jedoch einschränkend hinzu, dass viele der religiösen Themenfelder schwer nachvollziehbar für sie gewesen seien, da sie damit nicht aufgewachsen sei. Große Freude empfand Margot jedoch hinsichtlich der gemeinsamen Unternehmungen, Fahrten und Reisen. Sie engagierte sich im Rahmen des Seelsorgedienstes im Krankenhaus und war als Paarberaterin innerhalb der Gemeinde tätig. Hierzu fühlte sie sich aufgrund ihres mehrsemestrigen Psychologiestudiums und ihrer eigenen biografischen Erfahrungen qualifiziert, wie sie berichtete. Sie war fast täglich in der Gemeinde unterwegs und identifizierte sich stark über sie (vgl. ebd., S. 7, Z. 273–286). Hierdurch wird der Eindruck verstärkt, dass sie in der Gemeinschaft das gefunden hatte, wonach sie lange Zeit vergeblich suchte: Anerkennung, Zuwendung, Sinnhaftigkeit, Rahmenstrukturen etc. Sie konnte sich und ihre eigenen Kompetenzen einbringen und erlebte sich dadurch als wertvoll und nützlich. Zudem war sie Teil eines großen, stabilen sozialen Netzes, was ihr sicherlich ein nicht zu unterschätzendes Maß an Sicherheit und Ordnung entgegenbrachte.

4.3.3 Bedeutung der Mitgliedschaft bei Feierabend.de: Bedarfsgerechte Ausformung von Online- und Offlinekontakten (Muster: Mischform Online-Offline mit hohem Maß an Unmittelbarkeit und hohem Maß an Identitätsarbeit)

Was den Umgang mit Computer und Internet anbelangt, war Margot anfangs skeptisch eingestellt. Ihr Sohn, zu dem sie ein inniges Verhältnis pflegt, konnte schließlich doch ihre Neugierde und letzten Endes auch ihre Begeisterung wecken, nachdem er ihr ihren ersten PC eingerichtet hatte (vgl. Interview mit Margot, S. 8, Z. 325–328 und Z. 338–343). Regelmäßig greift Margot auf die technischen Kompetenzen ihres Sohnes zurück, wenn Schwierigkeiten bei der PC-Nutzung auftreten:

> „Also auch mir, wir sind hier über IP verbunden (.) und gestern z. B. konnte ich meine neue Kamera nicht anmelden, dann melde ich ihn bei mir an und dann (.) hat

> er mir die Kamera hier angemeldet. Näh, also er kann von sich aus, er wohnt zwar nicht weit von hier, aber er kann dann meinen PC reparieren. Am Netzwerk dann, also ganz toll. [I: Mhm] Hilft auch immer und (.) na ja“ (Interview mit Margot, S. 9, Z. 370–374).

Für Margot bildet vor allem die Möglichkeit, andere Menschen kennenzulernen einen zentralen Stellenwert im Rahmen ihrer Internetnutzung. Sie habe auch schon mit einer ganzen Reihe von Leuten Bekanntschaft geschlossen, berichtete in diesem Kontext allerdings von ihrer anfänglichen Naivität. Sie habe beispielsweise einen Engländer kennengelernt, der sie zu sich nach Hause einlud, woraufhin sich Margot ein Flugticket kaufte, den besagten Mann jedoch anschließend nicht mehr erreichen konnte und von dessen Schwester eine dubiose Erklärung über einen Überfall und die Notwendigkeit der anschließenden Flucht präsentiert bekam. Mit zeitlichem Abstand stellte Margot nun die Vermutung auf, dass der Mann wahrscheinlich verheiratet gewesen sei. Auf alle Fälle sei sie mittlerweile vorsichtiger geworden (vgl. Interview mit Margot, S. 9, Z. 393–401). Auffallend ist dennoch ihre Bereitschaft zum Vertrauensvorschuss gegenüber einem wildfremden Mann, dessen Einladung sie gefolgt wäre, ohne ihn persönlich zu kennen. Margot berichtete allerdings auch von positiven Verläufen von Kontakten, die über das Netz zustande kamen. Sie freundete sich beispielsweise mit einer Familie aus Indien an, zu der sie 2003 auch flog. Im Nachhinein überlegte Margot, dass es auch dieses Mal hätte schief gehen können. Das negative Erlebnis mit dem Engländer hatte sie zumindest nicht so sehr abgeschreckt, als dass sie nicht einen neuerlichen Versuch gestartet hätte. Sie wurde sehr herzlich von der Familie aufgenommen und der Vater erwies sich sogar als Fremdenführer und zeigte Margot das Land. Nach der gemeinsamen Rundreise lebte sie noch zwei Wochen in der Familie, die Margot als „ganz arme Leute“ (Interview mit Margot, S. 10, Z. 409) beschrieb. Sie fügte jedoch hinzu, dass sie ihnen sehr viel gezahlt und ihnen auch den Umzug finanziert hätte. Margot beschrieb die Reise als unvergesslich und ist heute noch überrascht und begeistert von der Großzügigkeit ihrer Gastfamilie, obwohl diese in armen Verhältnissen lebt (vgl. ebd., S. 9f., Z. 401–412).

Kennengelernt hätte sie die Inder auf einer russischen Plattform, die es mittlerweile nicht mehr gäbe. Interessant ist der Ausdruck „Freundeskreis“ (ebd., S. 10, Z. 414), den Margot in diesem Zusammenhang benutzte. Für sie stellen Onlinecommunities demnach Freundeskreise dar und sie scheint auch entsprechende Attribute damit zu verknüpfen. Der bereits erwähnte Vertrauensvorschuss ist ein Beispiel dafür. So wie man mit Freunden über alles reden und mit jedem Thema zu ihnen kommen kann, so scheint Margot auch mit den Menschen zu verfahren,

die sie online kennenlernt. Sie nimmt keine qualitative Unterscheidung vor zwischen „online“ und „offline“, zögert auch nicht, Einladungen zu persönlichen, zum Teil weit entfernten Treffpunkten anzunehmen. Der Umstand, dass sie in Indien in der Familie lebte und nicht auf ein Hotel oder dergleichen zurückgriff, spiegelt den Tiefgang der Beziehungspflege wider. Von Hemmungen und Unsicherheiten angesichts dessen, dass man sich zuvor „nur“ online kennengelernt hatte, ist hierbei nichts zu spüren. Margot machte auch keinerlei Aussage in diese Richtung, so dass zu vermuten ist, dass eine entsprechende Reflexion für sie überhaupt nicht relevant war, da sie eine Unterscheidung und Differenzierung gar nicht erlebte und wahrnahm.

Vor allem in Bezug auf die von Margot erlebte Reduktion von Sozialkontakten in ihrem Umfeld kommt dem Gesichtspunkt der Onlinebeziehungspflege eine besondere Bedeutung zu. Sie erzählte beispielsweise in diesem Zusammenhang, dass sie zwei Männer verloren habe (ihren ersten Ehemann und den Vater ihres Sohnes) und mit der jeweiligen Trennung immer auch der Freundeskreis, den sie im Rahmen der Beziehungen gepflegt hätte, auseinandergebrochen wäre. Als sie ihren jetzigen Mann kennengelernt hätte, wären nur noch zwei Freundinnen übrig gewesen, so Margot, dafür aber zwei sehr enge Freundinnen. Wobei sie einschränkend hinzufügte, dass die beiden mittlerweile auch neue Partner gefunden hätten und sich entsprechend rar machen würden. Das Internet ermöglicht ihr nun neue Wege, Menschen kennenzulernen und Beziehungen aufzubauen. Margot sprach in diesem Zusammenhang auch explizit von Freundschaften, wodurch sich der Eindruck verstärkt, dass sie keinerlei qualitative Differenzierung zwischen Online- und Offlinekontakten vornimmt, sondern eine Durchmischung stattfindet (vgl. Interview mit Margot, S. 13f., Z. 579–594). So berichtete sie, dass sie sich mit den Leuten, die sie im Internet kennengelernt habe, auch manchmal privat treffe, wobei sie betonte, dass „sie nicht ständig aufeinander hängen würden“ (ebd., S. 13, Z. 586), was jedoch auch gar nicht ihrem Bedürfnis und Geschmack entspräche. Das wird dadurch offenkundig, dass sie am Feierabendstammtisch nicht mehr teilnimmt, weil das ein „Klüngel“ (ebd., Z. 588) sei und sie das nicht mögen würde. Sie war einmal aktive Teilnehmerin, sei jedoch ausgestiegen, weil sie sich zu sehr bevormundet fühlte. Hier zeigt sich, dass die Art der Beziehungsgestaltung, wie das Netz sie ihr bietet, absolut übereinstimmt mit Margots Interessenlage. Sie kann vertrauensvolle Freundschaften aufbauen, ohne dabei jedoch die Verpflichtung des regelmäßigen persönlichen Kontakts einzugehen, entsprechend nimmt sie die Chance wahr, das Nähe-Distanz-Verhältnis ganz nach den eigenen Bedürfnissen zu regulieren.

Sie nutzt das Internet jedoch nicht nur, um neue Kontakte aufzubauen, sondern auch, um bereits vorhandene aufrechtzuerhalten, wenn ihre Freunde bei-

spielsweise ins Ausland gehen. Auch hieran zeigt sich, dass Margot keinen Unterschied macht zwischen Leuten, die sie real oder virtuell kennenlernt. Sie zählt alle Kontakte zu ihrem Freundeskreis, trifft sich offline mit anderen Usern und hält online Kontakt zu ihren Bekannten. Sie wechselt zwischen den verschiedenen Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung hin und her und nutzt die Vielfalt an Ausdrucksformen entsprechend ihren spezifischen Wünschen (vgl. Interview mit Margot, S. 13f., S. 586–596).

Das Internet stellt dabei zudem eine Kompensationsmöglichkeit gegenüber ihrer zeitweiligen Immobilität dar. Durch das Web habe sie sehr viele Kontakte „nach draußen", erzählte Margot. Vor allem in Zeiten eines Krankheitsschubs greift sie auf die Möglichkeit zurück, ihre Beziehungen über das Internet zu pflegen und somit ihre soziale Einbindung trotz körperlicher Beeinträchtigung aufrechtzuerhalten (vgl. Interview mit Margot, S. 12, Z. 498f.).

Margot berichtete darüber hinaus von dem großen Interesse seitens Gleichaltriger an Internetcommunities für die Zielgruppe 50+. Sie erzählte von einer Seniorenmesse in ihrer Heimatstadt, auf der sie zusammen mit der Regionalbotschafterin Feierabend.de vertreten habe und viele Leute Informationen zu der Thematik erfragt hätten. Sie hätten demnach etwas Werbung gemacht, so Margot, aber auch Aufklärung betrieben. Mit dieser Wortwahl drückt sie ihren Wissensvorsprung aus, den sie aber auch weitergibt (vgl. Interview mit Margot, S. 17, Z. 749–763). Das spiegelt die starke Identitätsgrundlage von Feierabend.de für Margots Selbstbild wider. Die Bereitschaft, auf der Messe am Stand mitzuwirken, zeigt zudem einmal mehr Margots Hilfsbereitschaft und auch ihre Kompetenz, leicht mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Sie scheint keine Scheu zu haben, auf andere zuzugehen, sondern ist sicherlich nicht zuletzt aufgrund ihrer Ehrenämter erfahren darin. Gleichzeitig wird offenkundig, dass Margot allem Anschein nach ein gutes Verhältnis zu der eigentlichen Regionalbotschafterin der Gruppe zu haben schien und sich auch aktiv in die Gruppe eingebracht und engagiert hat. Das alles gab sie aufgrund des Zerwürfnisses mit einem anderen Gruppenmitglied auf (vgl. ebd., S. 16, Z. 712–719).

Hinsichtlich der Musterbildung zeigt sich bei Margot eine Mischform ihrer Online- und Offlinekontakte. Manchen schreibt sie nur im Rahmen der Community, ohne sie jemals persönlich zu treffen, viele sieht sie auch im *real life* und mit anderen Personen, die sie aus ihrem sozialen Umfeld kennt und die weggezogen sind, hält sie die Beziehung via Internet aufrecht. In Bezug auf die Qualität der Kontakte lässt sich in diesem Zusammenhang keine deutliche Differenzierung erkennen. Sie bezeichnet Personen aus ihrem sozialen Nahraum ebenso als Freunde wie auch Menschen, die sie online kennenlernt. Hier zeigt sich eine sehr

offene, vorurteilsfreie Haltung, die Margot jedoch auch schon zum Verhängnis wurde, beispielsweise im Hinblick auf die Bekanntschaft in England. Die von ihr vorgenommene Mischform der unterschiedlichen Art und Weise der Kontaktpflege ist Margots Garant für die sozialer Einbindung, auch während erlittener Krankheitsschübe, die sie an ihre Wohnung fesseln. Durch die tiefgreifenden Onlinebeziehungen empfindet sie diese Phasen als weniger beeinträchtigend und sich selbst am aktiven Leben teilnehmend, auch wenn sie in ihrer Mobilität deutliche Einschränkungen hinnehmen muss. Die Community ist demnach für Margot ein wichtiger Aspekt hinsichtlich der sozialen Gestaltung ihres Alltags, was auch den hohen Stellenwert von Feierabend.de als Basis für ihre Identitätsarbeit erklärt. Margot gehört beispielsweise zu einigen der wenigen Interviewteilnehmer der Untersuchung, welche die Möglichkeit nutzen, bei Feierabend.de neben der Visitenkarte eine zusätzliche Homepage einzurichten. Diese hat sie mit viel Liebe zum Detail und sehr aufwendig gestaltet. Zum Beispiel schreibt sie über die Herkunft ihres Nachnamens und liefert hierzu viele Hintergrundinformationen. Der Aspekt der Selbstdarstellung scheint demnach für Margot sehr wichtig zu sein. Aber auch darüber hinaus bringt sie sich aktiv in die Community ein, beispielsweise durch die Moderation des Katzenforums, was sehr zeitaufwendig ist, ihr aber gleichzeitig eine als sinnvoll erlebte Tätigkeit bietet und wiederum mit einer Reihe von neuen Kontakten einhergeht (vgl. Interview mit Margot, S. 12, Z. 527–575). Margot kann sich im Rahmen des Forums als Profi und Experte präsentieren, was hinsichtlich der erlebten beruflichen Brüche und Misserfolge sicherlich auch nicht unerheblich ist für ihre eigene Identität und ihr Selbstwertgefühl. Hier kann sie mitunter sogar Erfahrungen des Scheiterns zumindest teilweise kompensieren. Auch die Präsentation und Vertretung der Community nach Außen lässt eine starke Identifikation mit dem Netzwerk vermuten. Somit bildet Feierabend.de nicht nur den Schauplatz ihrer Identitätsarbeit, sondern ist gleichzeitig identitätsstiftend.

Margots offener und flexibler Umgang mit dem Internet und den verschiedenen Anwendungsformen sticht aus dem erhobenen Sample heraus: Sie steht hinsichtlich ihres Medienverhaltens jüngeren Nutzern in nichts nach. Sie agiert interessensgeleitet und spielerisch, Vorurteile und Ängste in Bezug auf onlinebasierte Anwendungen und deren Sicherheit sind, wenn überhaupt, nur ansatzweise erkennbar. Somit stellt Margot ein Beispiel für all jene Senioren dar, die sich bezogen auf ihre Medienaffinität und ihre Medienkompetenz kaum von der jüngeren Generation unterscheidet.

Diese ausbleibende Unterscheidung zwischen Online- und Offlinebeziehungen ist nicht der Regelfall, auch nicht im Zusammenhang mit dem erhobenen Sample. Ein Beispiel, das eine andere Ausrichtung zeigt, bildet der nachfolgend

geschilderte Fall von Paul. Auch dieser zeigt Mischformen hinsichtlich seiner Online- und Offlinekontakte, differenziert hierbei jedoch deutlich zwischen den verschiedenen Formen, maßgeblich durch den Aspekt der Identitätsarbeit.

4.4 Paul

4.4.1 Fallbeschreibung

Paul wurde von mir angeschrieben, nachdem dem theoretischen Sampling gemäß die Frage nach einem geschlechtsspezifischen Unterschied hinsichtlich des Nutzungsverhaltens innerhalb der Community aktuell wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Großteil der Interviewten Frauen gewesen, weshalb in der anschließenden Erhebungsphase explizit Männer gesucht wurden, die sich zu einem Interview bereit erklärten. Paul erhielt demnach eine „SN“ (= Sofortnachricht) von mir, in der ihm, wie den anderen Teilnehmern zuvor, zunächst kurz das Unterfangen vorgestellt und die verschiedenen Erhebungsmethoden dargelegt wurden (*Face-to-Face* bei ihm zu Hause oder an einem öffentlichen Ort, per Telefon oder via Skype). Dies war verbunden mit der Bitte, sich für die ihm angenehmste Variante zu entscheiden. Paul schrieb zeitnah zurück und schlug ein Treffen in einem Café in meinem Heimatort vor. Um ihm die weite Anfahrt zu ersparen, einigten wir uns schließlich auf ein Altstadtlokal einer Kleinstadt, die sich ungefähr in der Mitte unserer jeweiligen Wohnorte befindet. Das Treffen wurde noch für dieselbe Woche vereinbart. Zu dem verabredeten Termin erschien Paul jedoch nicht. Er hatte den Termin versäumt, entschuldigte sich Tags darauf dafür und schlug einen neuen vor. Beim zweiten Anlauf war Paul dann pünktlich anwesend, entschuldigte sich nochmals für den vergessenen Termin und wollte sogar die mir entstandenen Kosten für das geplatzte Treffen ersetzen. Nach einer kurzen Kennenlernphase stiegen wir in das Interview ein. Paul begann trotz der engen Lokalatmosphäre offen und ohne Zögern zu erzählen. Zwischendurch unterbrach er seine Berichte, um mir Fragen zu meiner Person, meinem beruflichen Hintergrund und meiner Herkunft zu stellen. Allerdings gelang es ihm immer wieder zum thematischen Kern des Interviews zurückzukommen.

An dieser Stelle ist der Vollständigkeit halber noch zu erwähnen, dass Paul auch nach dem Treffen den Kontakt zu mir aufrechterhielt und wie versprochen eine E-Mail mit Youtube-Links seiner Lieblingslieder schickte.

Paul, 1936 geboren, wuchs zu Kriegszeiten auf. Ein Umstand, der ihn und sein weiteres Leben stark beeinflusste. Dies wird im Rahmen der biografischen Krisenerfahrungen noch ausführlicher erläutert werden. Paul ist verheiratet und

hat drei Töchter, wovon zwei ein Zwillingspaar bilden, ferner zwei Enkelinnen, ebenfalls Zwillinge.

Paul absolvierte ein Studium der Kernphysik, orientierte sich allerdings aufgrund des Gesundheitsrisikos, das damit einhergeht, nach wenigen Jahren beruflich um und war bis zu seiner Verrentung im Jahre 1996 in der Datenverarbeitung tätig. Als Hobbys benannte er Fotografie, Sprachen, Naturwissenschaften, Lesen, Barockmusik und Kultur.

Paul stellte sich als selbstbewussten Menschen dar, der seine Stärken kennt, vielseitige Interessen hat sowie aktiv und gesellig ist. Er präsentierte sich zudem als sehr kultivierten Menschen mit der Tendenz zur Abgrenzung, da es für ihn nach eigener Aussage nicht immer einfach sei, Gleichgesinnte zu finden. Dieses abgrenzende Verhalten vollzieht er bewusst, wie seinen Ausführungen zu entnehmen ist. Es scheint einen entscheidenden Anteil seiner Identität zu bilden, anders zu sein, nicht der breiten Masse zu entsprechen und mit seinen Meinungen, Anschauungen und Überzeugungen durchaus auch anzuecken. Diese beabsichtigte Provokation möchte er allerdings auf einem sachlichen, argumentativen Niveau halten, was, wie sich in der Praxis zeigt, nicht immer ohne Weiteres möglich ist. So wird Paul zuweilen Opfer von Anfeindungen, Beleidigungen und unsachlichen Bemerkungen. Zwar stellte er diesen Umstand so dar, als dass er sich dadurch nicht sonderlich belastet fühle, gleichzeitig wurde aber deutlich, dass er eine gewisse Vorsicht walten lässt, was persönliche und intime Themen angeht. Er versucht demnach, die Angriffsfläche möglichst gering zu halten und persönliche Aspekte, so gut es geht, aus Disputen herauszuhalten.

Sein Auftreten spiegelte die von ihm propagierte Intellektualität und Kultiviertheit wider. Paul artikulierte sich sehr gewissenhaft, sprach bedächtig, langsam und drückte sich sehr gewählt aus. Im Vergleich zu anderen Interviews, die teilweise ebenfalls mit Akademikern stattfanden, sticht das vorliegende Interview hinsichtlich Wortwahl und Sprachgebrauch hervor. Paul legte Wert darauf, den eigenen Bildungshintergrund und das breite Wissen, das er sich im Laufe seines Lebens angeeignet hatte, zu demonstrieren und beschrieb auf diese Weise auch zunächst sein Studium und seinen beruflichen Werdegang.

Deutlich wurde aber auch, dass er sich primär mit seinen Stärken und Kompetenzen auseinandersetzt und sich darüber definiert. Schwachstellen und Probleme wurden von ihm so gut es geht ausgeblendet, kurz angerissen, aber nicht tief greifend erörtert. Eine wichtige Grundlage für Pauls Selbstdarstellung bildet darüber hinaus seine Begeisterung und sein Interesse für die Naturwissenschaft und Artverwandtem, wie sich nicht nur in seiner Berufswahl zeigt, sondern auch in seinen Hobbys. Paul bezeichnete sich selbst als „Autodidakt“ (Interview mit

Paul, S. 14, Z. 606), was auf eine eigenständige Arbeitsweise und eine hohe Auffassungsgabe schließen lässt.

4.4.2 Analyse von Pauls Biografie

Nach dieser kurzen, übergreifenden Fallbeschreibung folgt auch beim vierten Eckfall eine Auseinandersetzung mit den biografischen Krisen und Ressourcen, die sich anhand der Erzählungen abzeichnen.

4.4.2.1 Biografische Krisen

Als Paul nach schwierigen Phasen in seinem Leben gefragt wurde, erzählte er, dass eine der schwierigsten Zeiten seines Lebens diejenige war, als er seine Frau kennenlernte und die beiden eine Familie gründeten, während Paul sich noch im Studium befand. Die ersten Kinder waren Zwillinge, was die Situation für die junge Familie noch verschärfte. Beide Elternteile mussten sich aktiv dafür einsetzen, Geld zu beschaffen, um die Kinder ernähren zu können. Paul bezog zu dieser Zeit ein kleines Stipendium von 280 DM, von dem sie zu viert und später zu fünft, als das dritte Kind kam, leben mussten. Um die Finanzmittel aufzubessern, wurde Paul als Nachhilfelehrer an einem privaten Gymnasium tätig. Seine Frau verkaufte derweilen Obst auf dem Markt. Das hatte den positiven Nebeneffekt, dass sie für ihre Familie Früchte, die nicht mehr so ansehnlich waren und somit nicht mehr zum Verkauf standen, mit nach Hause bringen konnte. So hätten sie sich durchgeschlagen, berichtete Paul. Finanzielle Hilfe seitens ihrer eigenen Eltern sei nicht erfolgt. Aber seine Mutter unterstützte die jungen Leute, indem sie die Wäsche für sie wusch oder Kuchen buk. Paul – noch in der Ausbildung – war neben der Nachhilfe auch noch als Werkstudent tätig, um Geld zu verdienen (vgl. Interview mit Paul, S. 10, Z. 404–423). Anhand von Pauls Erzählungen lässt sich eindrucksvoll nachvollziehen, wie er und seine Frau in den ersten Lebensjahren der gemeinsamen Töchter dafür kämpfen mussten, die Familie finanziell abzusichern. Dies hielt das Paar jedoch nicht davon ab, ein weiteres Kind zu bekommen, so dass am Ende drei kleine Kinder zu versorgen waren (vgl. ebd., S. 10, Z. 413).

Auch in Pauls beruflicher Biografie zeichnen sich einige Phasen ab, die eine große Herausforderung für den damals jungen Mann gebildet haben dürften. So erzählte er beispielsweise, dass er im Laufe seines Berufslebens zum Teil sehr harte Jobs erledigt hätte. Er war zum Beispiel in einer Faserproduktion ange-

stellt, welche Viskosestoffe herstellte und dabei mit ziemlich giftigen Substanzen arbeitete. Paul berichtete davon, dass einige der Mitarbeiter hinkten, weil die Chemikalien, mit denen sie zu tun hatten, die Nerven geschädigt hatten. Paul erklärte, dass es sich dabei sogar um ein regelrechtes Nervengift handelte. Er arbeitete in diesem Konzern als Laborant, der die Aufgabe hatte, die Abluft zu messen. Eines Tages brach ein Mitarbeiter an einer Produktionsmaschine zusammen. Paul führte eine Messung durch und stellte fest, dass die Messwerte viel zu hoch waren. Der Chef wollte von all dem nichts wissen, stellte ihm einen ausgebildeten Laboranten zur Seite und ordnete eine Wiederholung der Messung an. Wie sich zeigte, wies aber auch diese Messung viel zu hohe Werte aus. Paul betonte, dass ihn diese Erfahrung sehr erschüttert habe. Ihm sei klar geworden, dass im betrieblichen Alltag wirtschaftliche Ziele im Vordergrund stehen und die Belange der Mitarbeiter nur unzureichend Berücksichtigung finden würden (vgl. Interview mit Paul, S. 11, Z. 441–460).

Neben diesen Aspekten war der Job auch deswegen sehr anstrengend für Paul, weil er dort Schichten von zwölf Stunden absolvieren musste und noch dazu einen Anfahrtsweg von jeweils anderthalb Stunden zurückzulegen hatte. Diese Rahmenbedingungen stellten eine ziemliche Belastung für den jungen Mann dar. Gleichzeitig konnte er den Erlebnissen jedoch auch positive Seiten abgewinnen, sie hatten ihm nach eigener Aussage nämlich in seiner Berufsfindung unterstützt. Ehemals hatte er geplant, Chemie zu studieren. Im Umgang mit den chemischen Stoffen entwickelte er jedoch Kontaktallergien und wurde von Asthma geplagt, so dass er letzten Endes von einem Chemiestudium absah und sich für ein Studium der Physik entschied. Nachwirkungen der allergischen Reaktionen hat er bis heute, beispielsweise wenn er sich in Räumen aufhält, die schimmelbelastet sind (vgl. Interview mit Paul, S. 11, Z. 441–471).

Seine Berufslaufbahn begann Paul nach dem Studium als Versuchsleiter und Strahlenschutzbeauftragter im Reaktorbau. Allerdings habe er sich dann mit dem Thema der Genrisiken und Mutationen beschäftigt, wie er berichtete, und sich in diesem Kontext zu einer beruflichen Um- und Neuorientierung entschieden. Was diese Entscheidung sicherlich maßgeblich vorangetrieben hatte, war der Umstand, dass das Kind seines Chefs in der kerntechnischen Versuchsanlage mit nur einem Ohr auf die Welt gekommen war. Die Ärzte führten diesen Sachverhalt auf Genveränderungen zurück, die der Vater aufgrund seiner Strahlenbelastung im Beruf erlitten hatte. Selbst Vater von drei Kindern, wird diese Erfahrung Paul sicherlich nachhaltig geprägt und beeinflusst haben. Paul musste schon recht früh Verantwortung für eine Familie übernehmen, so dass er an dieses Thema vermutlich weniger unbedarft und unvoreingenommen herangegangen ist, wie es vielleicht andere junge Männer in seinem Alter getan hätten. Er be-

schäftigte sich auch mit möglichen Langzeitfolgen, mit denen durch den Umgang mit Radioaktivität zu rechnen waren und wechselte daraufhin in die Datenverarbeitung des Unternehmens, einem Bereich, in dem er sein Fachwissen einbringen konnte, ohne den Gesundheitsrisiken direkt ausgesetzt zu sein (vgl. Interview mit Paul, S. 14, Z. 588–605).

Paul verbrachte somit vier Jahre in dem Beruf, der seiner Qualifikation entsprach. Dies steht in einem sehr geringen Verhältnis zu seiner langjährigen Tätigkeit in der Datenverarbeitung. Sein Berufswechsel scheint vernunftgeleitet und die Folge einer kritischen Reflexion gewesen zu sein. Sein Studium sowie seinen Status als Diplom-Kernphysiker stuft Paul jedoch nach wie vor hoch ein. Die prägende Bedeutung Pauls Berufsbiografie zeigt sich nicht nur daran, dass er immer wieder darauf zu sprechen kam, sondern auch daran, dass er seine Erzählung mit diesem Aspekt begann, nachdem er gebeten wurde, etwas zu berichten, was ihn selbst ausmache (vgl. Interview mit Paul, S. 1, Z. 3–12). Seinen akademischen Werdegang rückte er hier ebenfalls immer wieder in den Vordergrund und äußerte sich noch dazu in der sehr gewählten und bedachten Wortwahl. Paul hat, das ist deutlich geworden, während seiner beruflichen Laufbahn sehr unterschiedliche Erfahrungen gesammelt, sowohl erfreuliche als auch weniger erfreuliche; allerdings hat es den Anschein, dass selbst die negativen Erlebnisse aus heutiger Sicht eine positive Wendung für ihn genommen haben, weil sie ihn beispielsweise nachhaltig beeinflusst haben in Hinblick auf seine Berufswahl. Dass er am Ende dann umschwenkte in die Informationstechnik, geschah wiederum aus gesundheitlichen Gründen. Bemerkenswert dabei ist, dass Paul angab, die Gesundheit sei für ihn heute zwar von Bedeutung, er beurteile sie dennoch als nachgeordnet (vgl. Interview mit Paul, S. 10, Z. 390–394). Im Hinblick auf sein Berufsleben war sie dagegen wohl entscheidend. Wobei hier natürlich auch familiäre Aspekte (Verantwortung für Frau und Kinder) mit hineinspielten und nicht zu unterschätzen sind.

Prägende und krisenhafte Erfahrungen machte Paul zudem während seiner Kindheitsjahre zu Kriegszeiten. Er habe bis zu seinem 15. Lebensjahr in einer Großstadt gewohnt und von daher die Bombenangriffe am eigenen Leib miterlebt, wie er eindrücklich erzählte. Die Kriegserlebnisse, die er als Kind hatte, brannten sich in sein Gedächtnis ein, vor allem die Furcht vor den Bomben. Noch heute bekäme er Angstzustände, wenn er nachts im Bett liege und die Sirenen heulen würden, weil damit alte Erinnerungen wach würden. Die Menschen mussten damals beim Alarm der Sirenen mit dem Nötigsten in die Keller flüchten. Die Familie saß damals quasi auf gepackten Koffern, eine Erfahrung, die nachhaltig war für Paul. Zu Kriegsende verbrachten sie nahezu drei Monate ausschließlich im Keller wegen des ständigen Beschusses zwischen den deut-

schen und amerikanischen Einheiten. Das sei eine sehr gefährliche Zeit gewesen. Die amerikanischen Soldaten hätten ihn und die anderen in den Keller zurückgeschickt, da es zu gefährlich gewesen sei, sich draußen aufzuhalten. Den Kindern selbst sei das allerdings gar nicht so bewusst geworden, betonte Paul. Er erinnerte sich in diesem Zusammenhang an eine Situation, in der er von einer Frau in einen Hauseingang gezogen wurde, da Tieffflieger kamen, die auf alles geschossen hätten, was sich bewegte (vgl. Interview mit Paul, S. 11f., Z. 471–497).

In dieser sehr beklemmenden Schilderung zeigt sich die noch andauernde Traumatisierung, die Paul aufgrund der Kriegserlebnisse während seiner Kindheit erlitt. Noch immer, Jahrzehnte später, lösen Sirenen bei ihm Ängste aus. Die Schilderungen bildeten auch thematisch gesehen einen Schnitt im Rahmen des Interviews. Bis dahin erzählte er biografische Sequenzen, die alle in seinem Erwachsenenleben stattfanden. Mit der Erwähnung seiner Kindheit in Kriegszeiten öffnete Paul sich dahingehend, dass er gegen Ende des Interviews ein weiteres Erlebnis schilderte, welches in diese Zeit fällt: ein Nachkriegserlebnis mit dem Familienhund. Paul leitete die Erzählung ein, indem er zunächst davon berichtete, dass sein Vater nach dem Krieg in Gefangenschaft geriet, ihm jedoch mit zwei weiteren Kameraden die Flucht gelang. Er sei verfolgt worden, wie Paul erklärte, sei aber glücklicherweise nicht gefasst worden. Nach seiner Rückkehr arbeitete der Vater eine Zeit lang bei der Polizei und hatte in diesem Kontext auch einen Hund, der Pauls Hundeliebe weckte. Das Tier war ein Riesenschnauzer und wurde dafür eingesetzt, die Felder zu bewachen, damit die Ernte nicht gestohlen werden konnte. Die in der Gegend stationierten russischen Soldaten hätten immer Hunger gelitten und seien zum Teil schlechter versorgt gewesen als die deutsche Bevölkerung, hätten demnach aus der Not heraus gestohlen. In diesem Zusammenhang sei es regelmäßig zu Feuergefechten gekommen. Einmal sei sein Vater selbst fast getroffen worden, der Schuss wurde nur durch das Fernglas abgehalten, das er in den Händen hielt. Aber der Hund wurde in diesem Zusammenhang erschossen und es erschütterte Paul sehr, den Hund so tot daliegen zu sehen (vgl. Interview mit Paul, S. 17, Z. 710–724).

In dieser Erzählung kommen mehrere Themen zur Sprache: Die Kriegsgefangenschaft seines Vaters sprach Paul nur kurz an, dennoch ist zu vermuten, dass sie eine große Belastung für die ganze Familie darstellte: nicht zu wissen, wie es dem Vater ging und auf sich alleine gestellt zu sein. Entsprechend groß dürfte die Erleichterung gewesen sein, als dem Vater die Flucht gelang und er wohlbehalten zurückkehrte. Allein, dass der Mann diesen Schritt unter Lebensgefahr gewagt hatte, lässt auf großen Mut schließen. Nachdem er zurückgekehrt war, konnte sich der Vater ein berufliches Standbein als Polizist sichern, was der

Familie eine finanzielle Absicherung und Versorgung in der Nachkriegszeit gewährleistete.

Das Geschehen auf dem Feld zeigte, dass der Vater damals wiederum nur knapp dem Tod entronnen ist, was vermutlich den Schrecken dieses Erlebnisses für Paul verstärkte. Der Tod des Hundes machte die Gefährlichkeit und Brutalität der Situation für den Jungen greifbar und dadurch deutlich bewusst in ihrem ganzen Ausmaß.

Die Kriegserfahrungen mit ihren traumatisierenden Auswirkungen, die bis heute andauern, weisen ein deutliches Verlaufskurvenpotenzial auf. Zwar hatte die Familie alles in allem gesehen noch viel Glück gehabt. Sie überlebten die Bombenangriffe und der Vater kam unbeschadet aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause. Auch sonst gab es anscheinend keine Verluste zu verzeichnen, zumindest erwähnte Paul nichts Derartiges. Dennoch sitzen die Erlebnisse tief und der Schrecken, der mit den nächtlichen Bombenangriffen in der Großstadt einherging, hat sich bis heute nicht verloren. Paul kann nicht auf eine unbeschwerte Kindheit zurückblicken, die Wirren des Krieges überschatteten sein Heranwachsen, auch wenn er betonte, dass er vieles von dem, was damals passiert ist, nicht verstanden habe. Dennoch wurde deutlich, dass er als Kind Stress, Angst, Panik und Terror erlebt hatte.

Was seine aktuelle Lebenssituation anbelangt, so ist hier ebenfalls ein gewisses Verlaufskurvenrisiko zu erkennen, welches in der Erkrankung seiner Frau begründet liegt, auch wenn diese explizit von Paul nur in Nebensätzen angesprochen wird. Allerdings beeinflusst die körperliche Beeinträchtigung seiner Frau Pauls gesamten Alltag. Er kann sie nicht für längere Zeit alleine lassen und auch seinen Wünschen nach Reisen und längerfristigen Ausflügen nicht nachgehen (vgl. Interview mit Paul, S. 4, Z. 127–137). Er selbst ist gesundheitlich auch angeschlagen, wie er berichtete, er würde sich jedoch nicht eingehend damit beschäftigen wollen. Das mag aber auch daran liegen, dass er sich selbst nicht zugesteht, etwaige Schwächen zuzugeben oder eingehender damit auseinanderzusetzen. Da er momentan den starken Part in der Beziehung besetzt, kann er es sich nicht leisten, sich mit seinen Problemen intensiv auseinanderzusetzen (vgl. ebd., S. 10, Z. 390–394). Diese Haltung birgt allerdings das Risiko der Überlastung.

4.4.2.2 Biografische Ressourcen

Wichtige Ressourcen in Pauls Leben bilden seine große Wissbegierde, seine Interessensvielfalt und sein breites Allgemeinwissen. Paul sagte über sich selbst,

stets nach Wissen und Erkenntnis zu streben. Entsprechend weitläufig sind die Themenfelder, mit denen er sich beschäftigt. Das bringt ihm zum Teil auch negative Reaktionen ein, deren Ursache aber vermutlich in Neid und Missgunst des Gegenübers zu suchen sind (vgl. Interview mit Paul, S. 1, Z. 3–6). Paul jedenfalls nimmt daran keinen Anstoß, er hat nicht vor, etwas an seiner Haltung zu verändern, nur damit ihn das vor negativer Rückmeldung bewahrt:

> „Gut, ich bin also unheimlich wissensbegierig und guck natürlich häufig auch Dinge an, die mir sozusagen auf den Nägel brennen, die aber ich irgendwo und sei's in andern Medien wie Fernsehen oder in den Nachrichten, also ich bin unheimlich ein Nachrichtenfreak. Ich habe in Zeiten, als die Kubakrise war, hab ich halbstündig Nachrichten gehört, ja? (1) Und bin also auf dem Laufenden, wie sonst kaum jemand in der ganzen Feierabendbande. (2) Das nehmen mir verschiedene Leute auch übel. Ja. (2) Aber ich (1) bin nicht bereit, da irgendwelche Abstriche zu machen" (Interview mit Paul, S. 7, Z. 260–266).

Großes Interesse zeigt Paul beispielsweise auch gegenüber Naturwissenschaft und Technik, was sich letztlich in seiner Berufswahl bemerkbar machte: „Äh (.), das heißt, ich bin sehr stark interessiert an allem, was irgendwie nach=nach Naturwissenschaft klingt" (Interview mit Paul, S. 1, Z. 14–15).

Aber auch für Sprachen kann sich Paul begeistern. So ist er beispielsweise Mitglied in einer englischsprachigen Gruppe, bei der gesellschaftlich relevante Themen diskutiert werden. Die Auswahl der Themen erfolgt dabei in Abstimmung mit der Gesamtgruppe, wobei sich immer ein Mitglied für eine Art Impulsreferat zur Verfügung stellt. Paul selbst hat hierbei auch schon mehrere Male vorgetragen, wie er erzählte:

> „Und da bin ich in so einer Art äh Seminar auch, einmal im Monat und da unterhalten wir uns ganz konkret über gesellschaftliche Probleme, beispielsweise über Neonazis, beispielsweise über Tendenzen in der Europäischen Union und was auch immer. Und ich hab in diesem Zusammenhang dort auch schon drei Mal vorgetragen (.). Das ist ein Kreis, der so meistens aus acht bis zehn (.) Leuten besteht" (Interview mit Paul, S. 1, Z. 20–25).

Organisiert wird die Gruppe von einer 83-Jährigen, deren mittlerweile verstorbener Mann ein gewisses Ansehen in der Stadt hatte. Die Dame ist selbst gebürtige Engländerin und Paul bewundert sie für ihr Engagement und ihre Einsatzbereitschaft (vgl. Interview mit Paul, S. 1, Z. 37–42). Die Gruppe ist von der Mitgliederzahl her relativ überschaubar und setzt sich aus unterschiedlichen Nationalitäten zusammen, wenn auch die Deutschen in der Überzahl sind.

„Ja, also in dieser Gruppe sind Leute aus allen Nationen vertreten. Also nicht nur Deutsche, obwohl die mit 20, 30 % in der Mehrzahl sind, in der relativen Mehrzahl. Es sind natürlich auch Leute aus Spanien, aus Katalonien, aus Frankreich, aus der Bretagne, aus der Ukraine, aus Polen und sonst wo dabei. Beispielsweise gibt es da ein Paar, da ist eine Französin, die ist mit einem äh (.) Russen liiert und die sprechen natürlich alle sehr gut Englisch, aber (.) auch etwas Deutsch, aber möchten natürlich ihr Englisch permanent pflegen und verbessern, ja. [I: Spannend] Jaja, eben. Deshalb bin ich da auch hingegangen“ (Interview mit Paul, S. 2, Z. 44–50).

Er schätzt demnach die Möglichkeit, seine Englischkenntnisse zu trainieren und aufzufrischen. Der Kontakt zu der Gruppe sei über Feierabend.de zustande gekommen. Die Gründerin der Gruppe sei im Forum der Community auf Paul aufmerksam geworden, weil er nach eigener Aussage so viel diskutieren würde. Sie schrieb ihn daraufhin an, um ihn in die von ihr organisierte Gruppe einzuladen (vgl. Interview mit Paul, S. 2, Z. 50–53).

Paul sprach ausführlich über die Gemeinschaft und deren Ausgestaltung. Bei mir als Zuhörerin wurde der Eindruck geweckt, dass es sich hierbei um eine Art elitären Zusammenschluss handelt. Zwar erklärte er nicht, wie die anderen Mitglieder Zugang zu der Gruppe fanden, jedoch ist zu vermuten, dass dies ebenfalls durch persönliche Ansprache der Gründerin erfolgte. Die Diskussion politischer und gesellschaftlicher Themen in englischer Sprache setzt ein gewisses Bildungsniveau voraus. Entsprechend zeigte sich ein unterschwelliger Stolz, der bei Pauls Erzählung mitschwang. Er genießt es, Teil einer Gemeinschaft zu sein, die sich durch ihre Intellektualität auszeichnet und nach außen abgrenzt. Im Interview erwähnte Paul häufig, wie wenig Gleichgesinnte er beispielsweise bei Feierabend.de finden würde. In eben dieser Gruppe fühlt er sich als Gleicher unter Gleichen, das kam deutlich zum Ausdruck (vgl. Interview mit Paul, S. 4f., Z. 167–171).

Hinsichtlich PC-Anwendungen und Datentechnik verfügt Paul ebenfalls über ein breites Wissensspektrum, so dass er auch nach seiner Pensionierung entsprechende Beschäftigungsmöglichkeiten findet, indem er zum Beispiel Homepages gestaltet. Dies eröffnet ihm nicht nur einen kleinen Nebenverdienst zur Rente, sondern bringt ihm vor allem Anerkennung der eigenen Kompetenzen und bietet ihm die Chance, einem etwaigen Sinnverlust durch den Ruhestand entgegenzuwirken. Paul erhält seine Handlungsfähigkeit aufrecht, nimmt sich selbst als aktiv und seine Tätigkeit als nützlich und wertvoll wahr:

„[…] und habe dann mein weiteres berufliches Leben dann in der Informationstechnik verbracht, bis ich ausgeschieden bin, das war ’96. Seitdem bin ich sozusagen auf dem Altenteil bzw. ich bin noch sehr aktiv. Ich habe Webpräsenzen äh (.) äh erstellt

für=für einige Interessenten unterschiedlicher Art. Da war ein Spargelhof dabei und noch so verschiedene Andere. [I: Mhm] Jaja“ (Interview mit Paul, S. 1, Z. 10–14).

Paul war darüber hinaus seit seinem Studium politisch tätig, sowohl in einer politischen Studentengruppe als auch bei einer der großen Parteien, aus der er dann später allerdings ausgeschlossen wurde. Die genauen Hintergründe mochte Paul in diesem Zusammenhang nicht offenlegen, erwähnte jedoch, dass er als unbequemer Diskutant wahrgenommen wurde. Der Ausschluss aus der Partei sei in diesem Kontext aus machtpolitischen Erwägungen vollzogen worden, da Paul zusammen mit anderen Anhängern der Partei eine Wahl angezweifelt hatte und eine Überprüfung derselben forderte. Der Ausschluss der kritischen Mitglieder löste gleichzeitig die Wahlbeschwerde aus. Dieser Vorfall erregte öffentliches Interesse und gelangte in Form eines entsprechenden Beitrags in die Zeitung (vgl. Interview mit Paul, S. 3, Z. 88–97).

Pauls Interesse an gesellschaftlich und politisch relevanten Fragestellungen reicht, wie anhand dieser Ausführungen deutlich wurde, bis in seine Studienzeit zurück. Bereits zu dieser Zeit fügte er sich jedoch nicht den Vorgaben und Regeln, sondern neigte zu einem kritischen Aktionismus, welcher ihn für die eigenen Reihen durchaus zum Störenfried machte. Dies ging soweit, dass man sich schließlich seiner „entledigte“, um sich unangenehmen Fragen und daraus resultierenden Konsequenzen nicht stellen zu müssen. Auffallend ist in diesem Zusammenhang, dass sich Paul nicht negativ über die entsprechende Partei äußerte, demnach sogar den Eindruck einer nach wie vor vorhandenen Loyalität vermittelte. Das mag daran liegen, dass er noch immer mit den politischen Zielen der Partei sympathisiert und die Probleme, die er mit der Gruppierung erlebt hat, nicht der Partei an sich zur Last legt.

Deutlich wird außerdem, dass Paul bereit ist, auch „steinige Wege zu wählen“, um sein Ziel zu erreichen, was auf eine ausgeprägte Überzeugung, auf hohes gesellschaftliches Engagement und auf große Ideale schließen lässt.

4.4.3 Identitätsarbeit als zentrale Bedeutung für die Mitgliedschaft bei Feierabend.de (Muster: Mischform Online-Offline mit einer Mischform hinsichtlich Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit und hohem Maß an Identitätsarbeit)

Auf die Frage nach seinem Zugang zu Feierabend.de berichtete Paul, schon relativ lange Zeit Mitglied der Plattform zu sein. Er habe sich im Jahr 2000 dort angemeldet. Die größte Motivation für seinen Beitritt in die Onlinecommunity

bildete dabei die Möglichkeit, in den Foren zu diskutieren. Im Zusammenhang der unterschiedlichen Themensparten, die im Forum von Feierabend.de abgedeckt werden, stieß vor allem die sogenannte „Arena“ auf sein Interesse. In diesem Unterbereich werden laut Paul politische und gesellschaftliche Diskussionen zu unterschiedlichen Tagesfragen geführt (vgl. Interview mit Paul, S. 3, Z. 109–119). Er erwähnte in diesem Kontext, dass er hier vor allem mit Anhängern der „anderen Seite“ (ebd., Z. 116), politisch gesehen, in Disput trete.

> „[…] und da sind also politische und gesellschaftliche Diskussionen […] auch über Verfasstheiten des gesellschaftlichen Systems, ja, wie beispielsweise ‚haben unsere Kinder alle gleiche Bildungschancen?‘ und so was. Da hab ich also gestern wieder eine interessante Diskussion mit jemanden von der anderen Seite (lacht leise), der meint es wäre alles in Butter und wir hätten eines der besten Bildungssysteme. [I: Mhm] Na ja gut, ich will da weiter nichts dazu sagen (lacht). Na ja, und deshalb bin ich da rein, um zu diskutieren (.)“ (Interview mit Paul, S. 3, Z. 113–119).

Zwar machte Paul keine Aussagen darüber, welcher politischen Seite er selbst angehört, aber es kann davon ausgegangen werden, dass er eher einer politisch linksorientierten Gesinnung folgt. Im späteren Verlauf des Interviews erwähnte er nämlich, dass er mit dem Schwiegervater seiner Tochter an der Seniorenzeitschrift der ortsansässigen SPD arbeite, was er höchstwahrscheinlich nicht machen würde, wenn seine politische Überzeugung zu konträr zu dieser Partei wäre (vgl. Interview mit Paul, S. 15, Z. 623–633).

Hinsichtlich seiner Diskussionsfreude wird deutlich, dass Paul sehr engagiert ist, wenn es darum geht, seine Meinung zu äußern und Streitgespräche zu führen. Interessant ist dieser Aspekt allerdings dahingehend, dass er nach eigener Aussage bei Feierabend.de kaum Gleichgesinnte findet (vgl. Interview mit Paul, S. 4f., Z. 167–171). Es scheint ihm von daher nicht darum zu gehen, Bestätigung für seine Aussagen zu erhalten, sondern er scheint ganz bewusst die offene Auseinandersetzung mit Menschen zu suchen, die seiner Meinung auch widersprechen. Gerade die Arena bildet dabei ein Forum, bei dem der allgemeine Tonfall relativ rau werden kann und Beleidigungen keine Seltenheit sind. Ein Umstand, den Paul am eigenen Leib zu spüren bekommt:

> „Und unter dem Deckmantel der Anonymität lassen die eben da so alles Mögliche ab, was sie möglicherweise im realen Leben nicht können, nicht dürfen oder sich nicht getrauen. [I: Mhm] Also irgendwelche (.) Krempel. Und da geht man also ziemlich rabiat vor. ‚Ja, Du bist so blöd‘, aber auch ohne, ohne jeden Sachbezug. Die sagen, was weiß ich, da sind irgendwie Benachteiligungen von Jugendlichen mit Migrantenhintergrund, da sagen die: ‚Des stimmt überhaupt nicht‘. Ja? Und ‚Du bist

> zu blöd, um das zu sehen.‘ Ja und=und, wie will ich sagen, unqualifizierte, kein, keine offene politische Diskussion mit Schlagabtausch, wie man sie normaler Weise im universitären Raum oder so findet, wo jeder den anderen anerkennt, auch wenn er unterschiedliche Position bezieht [I: Mhm], aber man streitet sich dann über Sachargumente und nicht ob die Nase krumm oder schief ist. Die fangen dann echt an bis hin zum Aussehen, ja? Ja. Das ist also schlimm, ja?“ (Interview mit Paul, S. 5, Z. 185–195).

Im Zusammenhang mit Pauls Diskussionsbereitschaft werden seine Abgrenzungstendenzen offenkundig. Feierabend.de bietet ihm dabei den Raum, die eigene Meinung offen zu vertreten, auch dann, wenn sie von der Mehrheit nicht unbedingt geteilt wird. Vor dem Hintergrund des erlebten Parteiausschlusses mag es für Paul nach wie vor wichtig sein, sich frei äußern zu können, auch wenn seine Aussagen keinen Konsens finden. Es scheint ihm weniger darum zu gehen, Gleichgesinnte zu finden, die seine Meinung und Einschätzung teilen, sondern vielmehr darum, sein Selbstbild zu stärken. Feierabend.de bildet vor diesem Hintergrund demnach ein wichtiges Medium für die aktive Identitätsarbeit für Paul.

Vor zwei, drei Jahren entdeckte Paul die lokalen Gruppen bei Feierabend. In der Nähe seines Heimatortes gibt es zwei Gruppen, denen er angehört. Die gemeinsamen Unternehmungen dabei hätten ihn angesprochen, berichtete Paul: „[…] einfach Ausflüge und Spaziergänge, einfach mal, um sich ein bisschen zu bewegen und mit den Leuten zu reden, die man kennt“ (Interview mit Paul, S. 3, Z. 121ff.). Diese seien jedoch nicht unbedingt identisch mit denjenigen, mit denen er in der Arena diskutiert, betonte Paul. Die aktiven Forenmitglieder interessierten sich kaum für gemeinsame Unternehmungen. Er selbst jedoch nimmt regelmäßig an den Aktivitäten der Regionalgruppen teil, allerdings an keinen, die länger andauern als einen Tag, da seine Frau zur Zeit des Interviews gesundheitlich stark angeschlagen ist und er sie, wie erwähnt, nicht länger als einen Tag alleine lassen kann. Die Ausflüge in die nähere Umgebung nimmt er aber gerne in Anspruch und hat nach eigenen Aussagen auch guten Kontakt zu den anderen Mitgliedern (vgl. ebd., S. 3f., Z. 123–130).

Im Rahmen der Mitgliedschaft innerhalb der Regionalgruppe zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu seinen sonstigen Interaktionen innerhalb der Community. Während es im Forum darum geht, in einer (relativen) Anonymität Streitgespräche zu führen, kennt man sich im Rahmen der Regionalgruppe persönlich und das Interesse liegt weniger darin, sich intellektuellen Diskussionen zu widmen, sondern gemeinsam Unternehmungen durchzuführen, eine schöne Zeit miteinander zu verbringen und „aufzutanken“. Die Unternehmungen mit den

Regionalgruppen zeigen, dass es Paul nicht nur um anonyme Kontakte geht, wie er sie beispielsweise im Forum antrifft, sondern dass er auch bewusst direkte, „reale“ Kontakte sucht, die für ihn jedoch eine ganz andere Funktion einnehmen.

Paul bemerkte in diesem Zusammenhang allerdings einschränkend, dass er die Zugehörigkeit und die Aktivitäten bei Feierabend.de grundsätzlich eher beiläufig bewerte. Wichtig sei die Community ihm nicht wirklich und er könne auf die Kontakte streng genommen verzichten:

> „Tja, des ist jetzt schwierig. Eigentlich (.) sagen wir mal, ich betrachte des Ganze (.) eigentlich mehr beiläufig. [I: Mhm] Also so wichtig ist es für mich eigentlich nicht. [I: Mhm] (1) Ich könnte notfalls ab morgen alle Kontakte abbrechen“ (Interview mit Paul, S. 4, Z. 150–152).

Gleich darauf revidierte er jedoch seine Aussage und beteuerte, dass es auch Mitglieder gebe, mit denen er privat zu tun hätte und auf die er schon Wert legen würde. Er berichtete in diesem Kontext davon, dass sich innerhalb des Forums eine kleine Gruppe Gleichgesinnter gefunden hätte, die sich regelmäßig trifft, wobei diese Treffen informeller Art seien und von den Mitgliedern selbst organisiert werden würden. Die Mitglieder dieser Elitegruppe, wie ich sie hier und im Folgenden bezeichne, kommen aus ganz Deutschland, erzählte Paul. Er selbst habe sich bereits zweimal aktiv in die Organisation der Treffen eingebracht. Diese Zusammenkunft habe kein politisches Programm oder etwas in der Art, betonte er, sondern es würden Besichtigungen gemacht, wie bei anderen Feierabendaktivitäten auch. Allerdings wisse man, mit wem man rede. Die Beziehung sei demnach viel stärker ausgeprägt als in anderen Gruppen. Zwar habe er da auch immer eine Handvoll Leute, mit denen er sich gut unterhalten könne, ohne in den allgemeinen Floskeln stecken zu bleiben, wie Paul sich ausdrückte, dennoch sei das nicht so intensiv wie in dieser Elitegruppe, bei der er mit den anderen Teilnehmern politisch und gesellschaftlich gesehen auf einer Wellenlänge sei. Diese Personen sind Paul auch so wichtig, dass er den Kontakt zu ihnen aufrechterhalten würde, selbst wenn er kein Mitglied mehr bei Feierabend.de wäre, aus welchen Gründen auch immer (vgl. Interview mit Paul, S. 4f, Z. 152–174).

Die Elitegruppe bildet eine für Paul perfekte Kombination dessen, was er bei Feierabend.de sucht. Er kommt in Kontakt mit anderen Menschen, kann mit ihnen zusammen Unternehmungen durchführen und sich noch dazu auf einer intellektuell anspruchsvollen Ebene unterhalten sowie Diskussionen führen in einer Art, wie er sie schätzt, das heißt mit sachlichen Informationen und Wissenshintergründen. Aufgrund der weit auseinander liegenden Wohnorte der

Gruppenmitglieder bilden diese Treffen eine Selten-, damit aber auch eine Besonderheit für Paul. Hier fühlt er sich wohl und aufgehoben. Es ist davon auszugehen, dass die Treffen dieser Gruppe einen großen Stellenwert für ihn einnehmen. Letztendlich ist diese Art der Feierabend-Elitegruppe vergleichbar mit der englischen Diskussionsgruppe. Beide haben starke Schließungstendenzen nach außen, in beiden fühlt sich Paul gleichwertig und aufgehoben und beide haben den Status des Besonderen. Deutlich werden dabei erneut Pauls bewusste, aber nicht ausschließliche Abgrenzungstendenzen, da er sich trotzdem noch mit den üblichen Regionalgruppen trifft und Diskussionen mit Menschen sucht, die nicht zwangsläufig seinen Bildungshintergrund und seine Überzeugungen teilen.

Paul erkennt auch negative Seiten innerhalb der Plattform, sprach beispielsweise von Mobbing, welches er dort zuweilen beobachtet. Er betonte in diesem Zusammenhang, dass er es nicht mögen würde, dass Leute über ihn „schwätzen“ und er deswegen bewusst einen gewissen Abstand halten würde. Bei einem Treffen der zuvor erwähnten Elitegruppe luden die Mitglieder die „politische Gegenseite“ zu einer Diskussionsrunde ein, ausgewählte Personen, die ihm ganz umgänglich erschienen. Im Nachgang stellte sich allerdings heraus, dass sich eine Frau davon im Internet im Anschluss an das Treffen über eine Teilnehmerin ausließ, die körperbehindert war und die sie offen denunzierte. Dieses Vorgehen konnte Paul nicht verstehen und kritisierte es aufs Schärfste, Menschen aufgrund ihrer körperlichen Gebrechen zu beurteilen (vgl. Interview mit Paul, S. 5, Z. 177–196 und S. 6, Z. 228–238).

Paul lässt hier gewisse Selbstschutzmechanismen erkennen. Da er selbst schon Opfer von Mobbingattacken wurde bei Feierabend.de, hält er sich seitdem mehr zurück, um keine Angriffsfläche zu bieten. Diese Vorsicht spiegelte sich auch im Rahmen des Interviews wider, wo er Themen, die eine gewisse Brisanz hatten, nur oberflächlich anschnitt, ohne zu sehr ins Detail und die Tiefe zu gehen. Das war zum einen sicherlich dem Umstand geschuldet, dass er mich als Interviewerin erst kurzzeitig kannte, zum anderen wohl auch ein internalisierter Schutzwall vor dem Hintergrund bisheriger negativer Erlebnisse bei Feierabend.de. Zwar sprach er sich an anderer Stelle dafür aus, mittlerweile eine Haltung einzunehmen, an welcher diese Angriffe abprallen würden (vgl. Interview mit Paul, S. 5, Z. 179–181), allerdings wird deutlich, dass er trotz allem eine gewisse Furcht davor hat, „ins Lauffeuer zu geraten“ und deshalb eine entsprechende Vermeidungstaktik wählt.

Paul, so zeichnet es sich anhand dieses Fallporträts ab, ist ein Mensch, der klare Vorstellungen und Weltanschauungen hat, die er auch nach außen vertritt, unabhängig davon, ob er damit zuweilen auf Ablehnung und Zurückweisungen stößt. Entsprechend seines Selbstbildes, anders zu sein als die anderen, sind sol-

che Auseinandersetzungen im Grunde genommen sogar eine Bestätigung seiner Identität. Feierabend.de bietet Paul eine Plattform, eben diese Seiten seiner Persönlichkeit darzustellen und auszuleben, indem er in entsprechenden Foren die Konfrontation sucht. Werden die Argumente der anderen allerdings zu beleidigend, erlebt Paul dies als grenzüberschreitend und versucht, bezogen auf die eigene Person, möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten. Er legt Wert darauf, Diskussionen auf einer sachlichen Ebene zu belassen und personenbezogene Aspekte komplett auszublenden, was bei seinen Diskussionspartnern allerdings nicht immer gelingt.

Neben der Auseinandersetzung mit anderen Mitgliedern im Feierabend-Forum nimmt Paul immer wieder auch die Möglichkeit gemeinsamer Aktivitäten und Unternehmungen im Rahmen zweier Regionalgruppen wahr. Er ist interessiert an kulturellen Veranstaltungen sowie an Wanderungen und Ausflügen. Die Personen, die ihn hierbei begleiten, spielen nur eine untergeordnete Rolle. Er fühlt sich der Gruppe zwar zugehörig, hat allerdings nicht das Gefühl, mit Geistesverwandten unterwegs zu sein. Entsprechend passt Paul seine Ansprüche an und befriedigt hierbei sein Bedürfnis nach Unternehmungen und Ablenkung.

Die Möglichkeit, sein Selbstbild uneingeschränkt nach außen tragen zu können bei gleichzeitiger Gelegenheit gemeinsamer Aktivitäten findet Paul in der Elitegruppe. Hier kann er sich frei entfalten, hat das Gefühl, sich unter Gleichgesinnten mit ähnlichen Interessen zu bewegen. Diskussionen und Streitgespräche finden auf hohem intellektuellem Niveau statt. Diese Gruppe bildet nur einen kleinen Teil des Spektrums von Feierabend.de, ist ihm aber sehr wichtig, da er den Kontakt zu den Mitgliedern dieser Gemeinschaft selbst nach einem Ausstieg aus Feierabend.de aufrechterhalten würde.

Anhand des vorliegenden Eckfalls wird im Hinblick auf die Musterbildung deutlich, dass bei Paul die Identitätsarbeit im Fokus steht und er den Großteil seiner Handlungen im Rahmen von und im Zusammenhang mit Feierabend.de darauf ausrichtet. Die unterschiedlichen Formen der Kontakte, die er über die Community auslebt, bieten ihm in diesem Kontext auch hinsichtlich ihrer identitätsstiftenden Wirkung unterschiedliche Möglichkeiten, sich selbst zu thematisieren. Er findet hier sowohl eine Arena (im Wortsinne), um seine politischen Überzeugungen kundzutun und sich mit politischen Gegnern, bildlich gesprochen, zu duellieren, als auch die Gelegenheit, Ähnlichdenkende zu treffen, mit denen er sich auf einer anderen, viel abstrakteren und ihm intellektuell gewachsenen, Ebene auseinandersetzen kann. Bei Unternehmungen der Regionalgruppe steht die Identitätsarbeit dagegen nicht im Zentrum, hier geht es vielmehr um das gemeinsame Erlebnis und um Ablenkung von alltäglichen Zusammenhängen und auch Belastungen (z. B. im Hinblick auf die Krankheit seiner Frau).

Hinsichtlich Pauls Tendenzen der Vergemeinschaftung wird offenkundig, dass er hierbei eine Mischform zeigt. Die politischen Diskussionen im Forum führt er hauptsächlich mit Menschen, denen er persönlich noch nie begegnet ist. Diese sind für ihn außerdem austauschbar. Das jeweilige (Streit-)Thema und die Identifikation über die eingenommene Haltung stehen im Fokus und weniger das Gegenüber, mit dem er sich über diese Themen auseinandersetzt. Ganz anders gestalten sich seine Kontakte im Rahmen der englischsprachigen Gruppe und der Elitegruppe. Diese Personen stehen ihm nahe, er fühlt sich ihnen verbunden und empfindet Übereinstimmung hinsichtlich Gesinnung, Werten und Überzeugungen. Zudem trifft man sich auch persönlich, selten zwar, jedoch regelmäßig. Die Treffen mit diesen Menschen sind Paul sehr wichtig. Es zeigt sich auch hier, dass dem thematischen Aspekt eine wichtige Bedeutung zukommt, da er die Grundlage für die Formierung dieser Gruppierungen bildet. Gleichzeitig geht es in diesen Zusammenhängen jedoch auch um die Persönlichkeit der anderen Mitglieder selbst, in deren Gegenwart sich Paul wohlfühlt und das Gefühl hat, authentisch sein und seine Interessen ausleben zu können. Diese Verbundenheit wiederum zeigt sich im Vergleich mit den anderen Mitgliedern der Regionalgruppe, der Paul zugehörig ist, weniger. Sicherlich sind hier zum Teil auch Sympathien vorhanden, jedoch findet der Kontakt eher auf einer oberflächlichen Ebene statt. Paul hat hier weniger den Eindruck einer gemeinsamen Grundlage, wie er sie gegenüber den Angehörigen seiner Elitegruppen wahrnimmt und empfindet. Je nach Gruppierung gestaltet sich der Kontakt zu den anderen Feierabend-Usern damit unterschiedlich tief und mit verschiedenartiger Ausrichtung und Intention. Paul scheint es keine Probleme zu bereiten, zwischen diesen unterschiedlichen Beziehungsformen zu wechseln und sich den jeweils entsprechenden Kontexten anzupassen.

Anhand von Pauls Beispiel zeigt sich ebenfalls eine Mischform hinsichtlich der Pflege von Online- und Offlinekontakten. Allerdings dürfte offenkundig geworden sein, dass hierbei ganz andere Beweggründe zum Tragen kommen, als das bei Margot der Fall gewesen ist. Während Margot keine Unterscheidung der Qualität im Hinblick auf ihre unterschiedlichen Online- und Offlinekontakten vornimmt, sondern diese eher bedarfsgerecht ausgestaltet, wobei ihre Krankheit maßgeblicher Initiator dafür ist, nimmt Paul deutliche Differenzierungen vor. Diese werden dabei gesteuert, wie oben im Detail erörtert, durch ihre jeweilige Relevanz für Pauls Identitätsarbeit.

Entsprechend dieser beiden Eckfälle (Margot und Paul) kommt die große Varianz zum Ausdruck, die im Zusammenhang dieser „Mischform“ auftreten kann. Bei dem erhobenen Sample zeigt sich, dass vor allem der Aspekt der hohen Un-

mittelbarkeit bei gleichzeitig stark ausgeprägter Identitätsarbeit vorherrschend ist. Diese Form zeigt sich neben den beiden soeben dargestellten Eckfällen noch bei zwei weiteren Interviewpartnern (Lotte und Beate). Emma hingegen legt zwar ebenfalls Wert auf unmittelbare Beziehungen, zeigt aber nur geringe Anteile hinsichtlich ihrer Identitätsarbeit. Anzeichen hoher Mittelbarkeit, unabhängig vom Grad der Identitätsarbeit treten im erhobenen Sample nicht auf, jedoch spricht nichts dagegen, dass diese Formen auch zum Ausdruck gelangen können, weshalb sie bei der Musterbildung aufgeführt wurden.

5 Ergebnisebene I: Musterbildung abgeleitet von den Eckfällen

In diesem Kapitel werden die einzelnen Muster, die sich bei der Auswertung der Interviews abzeichneten, fallübergreifend dargestellt und theoretisch untermauert. Um die Perspektive, welche bei der Mustererstellung eingenommen wurde, nachvollziehen zu können, gilt es zunächst, sich die relevanten Strukturen der Vergemeinschaftung innerhalb der Community Feierabend.de zu vergegenwärtigen.

5.1 Gruppen und Untergruppen innerhalb von Feierabend.de

Das Netzwerk stellt eine große Gemeinschaft von Mitgliedern dar, die sich hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft, ihrer Biografie, ihres Alters und Geschlechts unterscheiden. Allen gemeinsam ist jedoch die Motivation, die Angebote im Rahmen der Onlinecommunity wahrzunehmen. Dass es hierbei zu einer sehr vielfältigen Ausgestaltung des Nutzungsverhaltens kommt, lässt auf das Vorhandensein verschiedener nebeneinander bestehender beziehungsweise einander überlagernder und sich ergänzender Untergruppierungen schließen. Zum einen sind diese untergeordneten Zusammenschlüsse auf den ersten Blick identifizierbar (vgl. Abbildung 5), betrachtet man beispielsweise die unterschiedlichen Thementreffs oder Regionalgruppen. Diese bilden Unterkategorien im Rahmen der übergeordneten Gemeinschaft Feierabend.de und weisen unter Umständen klare Abgrenzungsmechanismen gegenüber anderen Unterformen auf. Beispielsweise ist das in den Regionalgruppen der Fall, die nahezu unabhängig von ihrer „Muttercommunity“ interagieren können, oder auch in verschiedenen Thementreffs, in denen die Mitglieder zum Teil starke Schließungstendenzen nach außen zeigen. Vermehrt kam im Rahmen der Interviews auch zur Sprache, dass es schwierig sei, als „Neuling“ Anschluss im netzwerkeigenen Chat zu finden. Die Mitglieder, welche den Chat regelmäßig nutzen, scheinen sich gegenüber Neuankömmlingen eher verschlossen und wenig einladend zu verhalten, unge-

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2_5, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

achtet der Tatsache, dass damit dem eigentlichen Zweck einer Chatfunktion als unverbindliches Kommunikationsmedium widersprochen wird.

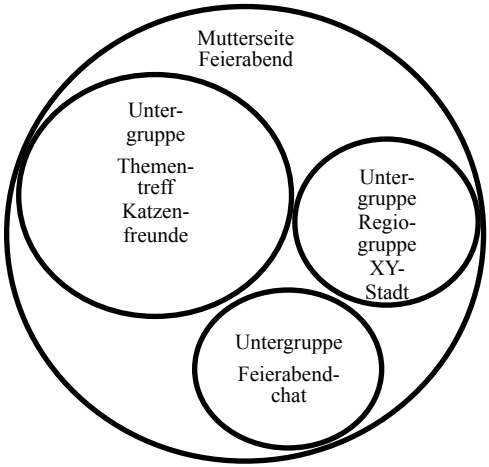

Abbildung 4: „Mutterseite“ Feierabend.de und exemplarische Untergruppierungen innerhalb der Community (Quelle: Eigene Darstellung)

Auch die Ausrichtung der einzelnen Untergruppierungen kann völlig unterschiedlich sein. Während die Regionalgruppen vor allem persönliche Treffen und gemeinsame Aktivitäten in den Fokus ihres Interesses stellen, geht es in den Thementreffs teilweise um den Austausch von Wissen, aber auch um Diskussionsprozesse. Margot pflegt beispielsweise den Thementreff für Katzenfreunde, wobei Feierabend.de in diesem Kontext lediglich eine Erweiterung ihres Engagements im Alltag darstellt. Innerhalb dieses Thementreffs liegt die Intention auf dem Thema Katzen, auch wenn Margot „Ausreißer“ im Zusammenhang mit den getätigten Beiträgen akzeptiert. Im Detail geht es in der Gruppe um den Austausch von Informationen, um Tipps und Hilfestellungen für die Pflege und Haltung von Katzen (vgl. Interview mit Margot. S. 12f., Z. 531–580). Diejenigen, die sich diesem Gruppenziel nicht anpassen, laufen Gefahr, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Hierbei zeigen sich einmal mehr die potenziellen Schließungstendenzen der einzelnen Gruppierungen sowie ihrer Unterformen. Formen der Überschneidung zwischen den einzelnen Gruppierungen sind offensichtlich, weil die User von Feierabend.de beispielsweise Angehörige der

verschiedenen Regionalgruppen sein können und gleichzeitig die Plattform dazu nutzen, sich in Thementreffs einzubringen oder aber in die Gemeinschaft der regelmäßigen Tagebuchverfasser einreihen zu können. Es kommt allerdings auch zu Segmentierungsprozessen, die unabhängig vom vorgegebenen Format der Plattform Gruppenstrukturen ausbilden. Einzelne Mitglieder schließen sich interessensgeleitet zu weiteren Untergruppen zusammen. Deutlich wird das etwa bei Paul und seiner Elitegruppe, die sich innerhalb der Feierabendgemeinschaft bildete, eigene Interessen und Ziele verfolgt, beispielsweise in Form von regelmäßigen Treffen zum Austausch über aktuelle politische Themen (vgl. Interview mit Paul, S. 4, Z. 153–170).

Neben Zusammenschlüssen, die am gesellschaftlich relevanten und tagesaktuellen Geschehen interessiert sind, gibt es aber auch solche, die den Schwerpunkt auf persönliche Aspekte legen. Ilse spricht beispielsweise von Feierabend.de als „eine zweite Familie für Alleinstehende“ (Interview mit Sigrid, S. 4, Z. 153) und fühlt sich selbst der Gruppe der Singles zugehörig. Obwohl sie allen Mitgliedern ihrer Regionalgruppe zugewandt ist (zumindest denjenigen, die den von ihr beschriebenen „harten Kern“ (ebd., Z. 157) bilden und regelmäßig an Aktivitäten teilnehmen), fühlt sie sich den anderen Witwen und alleinstehenden Frauen besonders zugehörig und bildet mit ihnen demnach nochmals eine Untergruppe innerhalb der „Subcommunity“ der Regionalgruppen. Die Single-Frauen treffen sich unabhängig von den anderen zu gemeinsamen Unternehmungen und heben sich bewusst von den anderen Gruppenmitgliedern ab, die in einer Partnerschaft leben (vgl. Abbildung 6).

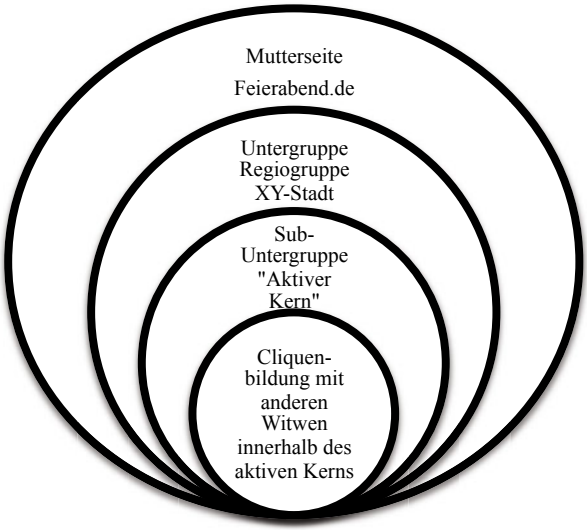

Abbildung 5: Exemplarische Darstellung gleichzeitiger Mitgliedschaften in mehreren (Sub-)Untergruppierungen innerhalb der Community Feierabend.de (Quelle: Eigene Darstellung)

Auch der Zugang zu den unterschiedlichen Gruppierungen gestaltet sich sehr unterschiedlich. Die Regionalgruppen beispielsweise zeigen sich in diesem Zusammenhang sehr niedrigschwellig und ermöglichen einen „Zutritt per Mausklick". Die einzige Hürde, die es für die Feierabend-Nutzer hierbei gibt ist jene, dass sie nur Mitglied von insgesamt zwei Regionalgruppen sein können. Dieser Umstand führt dazu, dass manche User sich einen zweiten Account anlegen, um so einen größeren Handlungsradius zu erhalten. Dieser Aspekt wurde allerdings auch in Bezug auf die Möglichkeit erwähnt, mehr Beiträge im „Poesiealbum" posten zu können, da die eigentliche Anzahl täglicher Post auf drei begrenzt ist, wie Beate erklärt:

> „Wie gesagt, Feierabend, ich setze jeden Tag drei Beiträge bei Feierabend ein. Manchmal sogar, wenn ich besonders schöne Fotos hab, die ich gerne noch einsetzen möchte, dass ich passende Sprüche dazu gefunden habe. Ich habe (.) ich laufe noch unter K-Nickname2, weil man ja nur drei ähm (.) Beiträge pro Tag ins Poesiealbum einsetzen kann. (.) Mehr nicht, das wird dann blockiert. [I: Mhm] Und da setze ich dann unter K-Nickname2 auch mal noch was ein. (1) Ja, das ist aber legitim […]" (Interview mit Beate, S. 5, Z. 166–171).

Andere Zugänge sind zumindest faktisch gesehen ebenfalls niedrigschwellig gestaltet, sind aber in ihrer Ausführbarkeit schwieriger. Als Beispiel hierzu kann erneut die Chatfunktion angeführt werden, die zwar jedem offensteht, in der Praxis jedoch mit einigen Hindernissen verbunden ist:

> „[...] und dann bin ich also bei Feierabend in den Chat. [I: Mhm] (…) da war ich also im Chat und da (.) äh, das ging net gut, da wird man net aufgenommen. Die=die chatten miteinander und wenn man dann eintritt, dann sagen noch manche ‚hallo', aber dann reden die in ihrem Stil weiter und man weiß dann gar net, worum's geht und die wollen auch nicht, wenn jemand witzig ist oder so, eine witzige Bemerkung macht, also die wollen nichts, die wollen dann niemanden dazu lassen [I: Mhm] Und das hab ich von andern auch schon gehört. Das war also der Chat […]" (Interview mit Helga, S. 4, Z. 138–145).

Andere Gruppen zeigen dagegen eine klare Schließungstendenz, welche eine Mitgliedschaft nur in gegenseitiger Absprache und im gegenseitigen Einverständnis möglich macht. Pauls Elitegruppe beispielsweise kann man nicht einfach so beitreten, sondern muss sich im Kontext der Plattform „bewähren", ehe man als geeignetes Mitglied ausgewählt wird.

Es gibt außerdem Untergruppen, die ebenfalls deutliche Grenzen setzen, ohne sich diesen immer bewusst zu sein. Der inhaltliche Schwerpunkt der Gruppierung kontrolliert die Mitgliedschaft und die Beitrittsmöglichkeit. Um erneut das Beispiel von Ilses „Singleclique" innerhalb der Regionalgruppe aufzugreifen: Da diese Clique ausschließlich aus alleinstehenden Frauen besteht, wird die Mitgliedschaft durch die inhaltliche Ausrichtung automatisch reguliert und kontrolliert.

Deutlich wurde, dass sich das soziale Gefüge innerhalb von Feierabend.de vielfältig gestaltet. Zwar sind alle User Mitglied der gleichen Plattform, aber die individuelle Ausgestaltung dieser Mitgliedschaft verläuft sehr differenziert, je nachdem, welchen einzelnen (Unter-)Gruppen man angehört und worauf die entsprechenden Gruppen ausgerichtet sind.

Es folgt die Musterbildung, die sich auf die Grundlage der soeben dargestellten Struktur innerhalb der Community stützt. Dabei kommt dem Aspekt der Vergemeinschaftung eine zentrale Bedeutung zu; er wird zunächst vorab theoretisch aufgearbeitet.

5.2 Formen der Vergemeinschaftung und Identitätsarbeit innerhalb von Feierabend.de

Müller (vgl. 2001, S. 3) ist davon überzeugt, dass das Internet eine Plattform für „indirekte und imaginierte“ (ebd.) Beziehungsformen bietet, die in ihrem Kern die Bedingungen moderner Lebenssituationen widerspiegelt. Dabei betont der Autor, dass solche Formen der indirekten Beziehung keineswegs als Ersatz für direkte Beziehungen angesehen werden können, da diese nach wie vor wichtig sind. Demnach kann hierbei allenfalls von einer Ergänzung die Rede sein (vgl. ebd.). Zuvor wurden bereits die Überlegungen Granovetters zu starken und schwachen Bindungen aufgegriffen (vgl. Kapitel 1.7.2). Die Argumentation von Müller geht in eine ähnliche Richtung. Das Internet und insbesondere soziale Netzwerken innerhalb des Internets bietet dabei Kommunikationstechniken, welche nicht nur zum Aufbau von schwachen Bindungen geeignet sind, sondern auch maßgeblich benutzt werden, starke Bindungen zu pflegen und aufrechtzuerhalten.

Udo Thiedeke hat sich mit dem Phänomen virtueller Gemeinschaften auseinandergesetzt und definiert diese wie folgt:

> „Virtuelle Gemeinschaften sollen als soziale Systeme verstanden werden, die einen Sinnzusammenhang mittelbarer Unmittelbarkeit durch interaktionsmediale Kommunikation gegenüber einer virtualisierten Umwelt abgrenzen und als Einheit virtueller Gemeinsamkeiten reflektieren“ (2008, S. 428).

Thiedeke (2008, S. 428) sieht die Entstehung und besonderen Rahmenbedingungen virtueller Vergemeinschaftung erst im Zuge der Etablierung der sogenannten Neuen Medien (Internet, Mobilnetze etc.) als gegeben an. Die Informationstechnik ermöglicht ihren Nutzern eine „multimediale, telepräsente und telematische Kommunikation“ (ebd.). Verglichen mit Individualmedien oder auch Massenmedien besteht hierbei nicht nur die Möglichkeit der Kommunikation und Verbreitung von Informationen, sondern es können Identitäten, Handlungsumgebungen und Infrastrukturen zwischen einzelnen oder auch vielen Interagierenden ausgebildet und gesteuert werden. Die interaktionsmediale Kommunikation führt nach Auffassung des Autors dazu, dass sich eigene virtualisierte Sinnhorizonte ausbilden, wobei dem Aufbau von Sinngrenzen eine entscheidende Bedeutung zugesprochen wird. Das Internet bringt ganz eigene Bedingungen der Gemeinschaftsbildung mit sich, beispielsweise in Form von Pseudonymität, Selbstentgrenzung, Interaktivität oder Optionalität. Um auf diese Strukturen angemessen reagieren zu können, sind die Gemeinschaften darauf angewiesen, ihren Inklusi-

onsmodus – im Sinne der vorhandenen Form der sozialen Einbindung ihrer Mitglieder – auf die komplexe Ausgangslage abzustimmen (vgl. ebd., S. 428f.). Thiedeke betont deshalb, dass „für virtuelle Gemeinschaften (…) die Ausprägung eines paradoxen Inklusionsmodus der *mittelbaren Unmittelbarkeit* charakteristisch [sei]“ (ebd., S. 429, Hervorhebung im Original). Hierdurch unterscheiden sich virtuelle Gemeinschaften einerseits deutlich von *Face-to-Face*-Gemeinschaften, bei welchen die Unmittelbarkeit persönlicher Begegnung über Inklusionsprozesse entscheidet, andererseits aber auch von imaginären Gemeinschaften, bei denen Inklusionsvorgänge durch Mittelbarkeit, im Sinne eines kategorialen oder ideellen Einbezugs, bestimmt werden. Virtuelle Gemeinschaften können von virtuellen Gruppen bis hin zu virtuellen Netzwerken reichen, welche laut Thiedeke zwei entgegengesetzte Pole im Spektrum möglicher virtueller Gemeinschaftsformen bilden, sie variieren hinsichtlich der Ausprägung ihrer Mittelbarkeit beziehungsweise Unmittelbarkeit im Zuge des Inklusionsmodus. Virtuelle Gruppen zeigen dabei ein größeres Ausmaß an Unmittelbarkeit als virtuelle Netzwerke, die sich durch ihre Mittelbarkeit charakterisieren. Egozentrierte Netzwerke stellen jedoch nicht automatisch eine virtuelle Gemeinschaft dar. Vielmehr bildet die kommunizierte Reflexion virtualisierter Gemeinsamkeiten die Grundlage für die Gemeinschaftsbildung. Die Grenzen zwischen diesen verschiedenen Vergemeinschaftungsformen sind wie so oft fließend. Gemeinschaften mit vielen Mitgliedern können somit etwa, obwohl sie von der Mehrheit der User als Netzwerk wahrgenommen werden, für eine Minderheit als virtuelle Gruppe fungieren, nämlich dann, wenn häufig unmittelbare Kommunikationen stattfinden.

Auch umgekehrt ist es möglich, dass virtuelle Gruppen ihren Zusammenhalt und ihre soziale Reflexivität einbüßen und somit wieder einen Netzwerkcharakter erhalten. Es ist darüber hinaus jedoch auch möglich, dass sich virtuelle Netzwerke zu virtuellen Gruppen weiterentwickeln, beispielsweise dann, wenn sich thematische, soziale, zeitliche oder virtuelle Verdichtungen ergeben (vgl. ebd., S. 429f.). Thiedekes Ausführungen zur mittelbaren Unmittelbarkeit im Rahmen von virtuellen Gemeinschaften greifen nicht nur die oben vorgenomme Unterscheidung zwischen sozialen Gruppen und sozialen Netzwerken wieder auf (vgl. Kapitel 1.7), sondern bilden auch die Grundlage weiterer Überlegungen. Der Aspekt von Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit spielt bei Feierabend.de vor allem deshalb eine entscheidende Rolle, weil die Plattform neben der Pflege virtueller Kontakte auch darauf ausgelegt ist, bei Bedarf *Face-to-Face*-Beziehungen zu pflegen (insbesondere im Zusammenhang mit den Regionalgruppen). Diesen Sachverhalt gilt es näher zu beleuchten und zu spezifizieren. Wie die Auswertung des vorliegenden Datenmaterials zeigt, bietet Feierabend.de für die Mitglie-

der verschiedene Formen der Vergemeinschaftung. Die Plattform an sich ist als Netzwerk zu verstehen, welches von den Mitgliedern vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Interessenslage (Austausch mit Gleichaltrigen, Information, Partnersuche, gemeinsame Unternehmungen etc.) genutzt wird. Man kennt sich häufig nicht persönlich, sondern nur aufgrund der jeweiligen Angaben auf den Visitenkarten. Allerdings, auch das ist deutlich geworden, scheint das gemeinsam geteilte Werte- und Normensystem, welches das Miteinander innerhalb der Community regelt, eine klare Position hinsichtlich der Authentizität der Nutzer einzunehmen. Fakeaccounts und die Verbreitung falscher Angaben werden geächtet und abgelehnt. Ausführlich wurde das beispielsweise in dem Interview mit Helga thematisiert, wobei diese im Zuge ihrer Ausführungen selbst zugab, auf ein Fakeaccount zurückgegriffen zu haben, um andere Mitglieder „auszuspionieren" (vgl. Interview mit Helga, S. 18f., Z. 832–858). Auch Emma spricht davon, von dieser Methode bereits Gebrauch gemacht zu haben (vgl. Interview mit Emma, S. 21, Z. 952–967). In diesem Zusammenhang wird allerdings deutlich, dass die beiden Frauen ihr Vorgehen als verwerflich einzustufen scheinen und eine gewisse Scham empfinden. Der lustvolle, spielerische Umgang mit unterschiedlichen Identitäten ist offensichtlich bei Feierabend.de nicht vorgesehen, sondern erfährt vielmehr eine Sanktionierung durch die anderen Mitglieder in Form von Ablehnung und Denunziation, sofern dies auffällt. Der Aspekt der Identitätsarbeit im Onlinenetzwerk wird unten nochmals aufgegriffen und diskutiert.

Manchen Nutzern scheint die Form der Vergemeinschaftung innerhalb des Netzwerkes ausreichend, jedoch zeigt sich im Rahmen des vorliegenden Datenmaterials, dass das nur die Minderheit betrifft. Lediglich Gustav und Gertrud nutzen Feierabend.de im Rahmen der angebotenen Funktionen, ohne eine Mitgliedschaft in einer *Face-to-Face*- beziehungsweise „semi-virtuellen" (im Sinne vorhandener Offlinekontakte) Gruppierung einzugehen (vgl. Interviews in der Anlage). Die anderen schließen sich im Rahmen des übergeordneten Netzwerkes zu Gruppen zusammen, die wie bereits angedeutet nicht nur virtueller Art sind, sondern häufig computervermittelte Kontakte mit *Face-to-Face*-Kontakten verbinden. Eine Kombination dieser Beziehungsformen zeigt sich beispielsweise bei Paul und seiner Elitegruppe, die sich innerhalb der Community kennengelernt und zueinandergefunden hat, auf der Grundlage des regen Austausches dann aber auch Treffen im *real life* durchführt. Ilse nutzt demgegenüber Feierabend.de lediglich vor dem Hintergrund, die Kontakte, die sie im Rahmen der Regiogruppe hegt, zu verwalten und zu pflegen. Für sie ist die virtuelle Kommunikation demnach Mittel zum Zweck, welche eine weitere Form der Kontaktaufnahme eröffnet. Es gibt aber auch User, die großen Wert darauf legen, die Virtualität der

Gruppierungen aufrechtzuerhalten und die Beziehungspflege auf die computervermittelte Ebene zu reduzieren. Sehr deutlich wurde das bei Sigrid, die sich langsam an andere Feierabend.de-Mitglieder annähert, zarte Bindungen aufbaut und sich dann Stück für Stück öffnet. Die Grundlage dieser Kontaktaufnahme und schrittweisen Vergemeinschaftung bildet in ihrem Fall aber eindeutig die Anonymität. Nur wenn sie sich in einem Rahmen bewegt, innerhalb dessen die eigene Persönlichkeit geschützt ist, kann Sigrid den nötigen Vertrauensvorschuss aufbringen, der für die engen Beziehungen innerhalb von Gruppen notwendig ist (vgl. Kapitel 4.2).

Anhand der geschilderten Eckfälle wurde deutlich, dass der Vergemeinschaftung im Zusammenhang mit Feierabend.de eine entscheidende Bedeutung zukommt, die Ausgestaltung jedoch hinsichtlich ihres Anteils an Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit, hinsichtlich der Kombination von computervermittelten und *Face-to-Face*-Kontakten beziehungsweise der Reduktion auf eine dieser Ebenen (online/offline) und hinsichtlich der Identitätsarbeit innerhalb der jeweiligen Ausrichtungen stark variiert.

Die unterschiedliche Schwerpunktsetzung, die bei der Gruppenbildung und der Beziehungspflege im Vordergrund steht, ist in der nachfolgenden Abbildung 6 anschaulich dargestellt[44].

44 Die Unterscheidung „online“ und „offline“ bezieht sich hierbei auf die Schwerpunktsetzung auf computervermittelte Kommunikation und Beziehungspflege (online) beziehungsweise auf die Schwerpunktsetzung der Beziehungsgestaltung im Rahmen der Face-to-Face-Kontakte im Zusammenhang mit den Regionalgruppen oder anderen Gruppen, die sich persönlich treffen (offline). Die Angaben sind in diesem Kontext auf die Community Feierabend.de begrenzt. Sie sind nicht als Aussage darüber zu verstehen, inwieweit Senioren diese Unterscheidung „online“ und „offline“ in Bezug auf ihre Internetnutzung allgemein vornehmen.

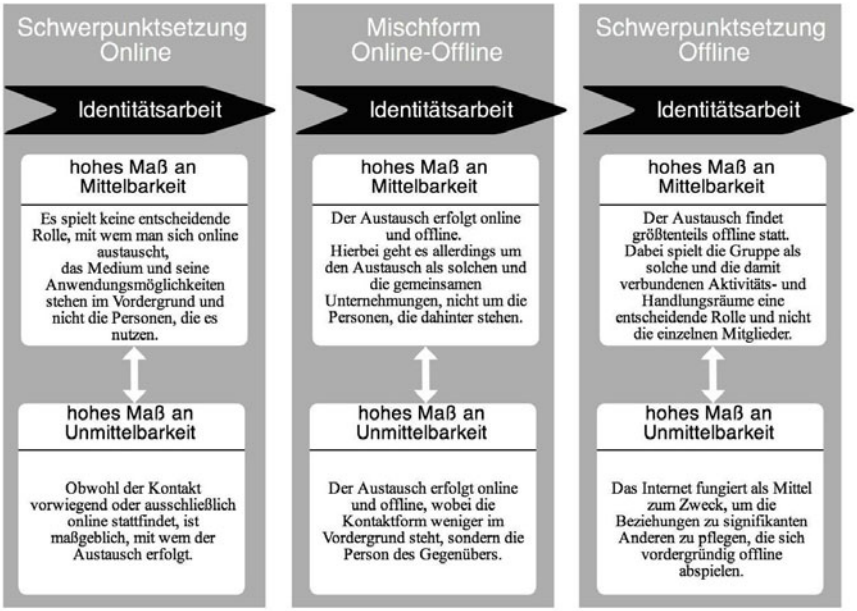

Abbildung 6: Formen der Vergemeinschaftung innerhalb von Feierabend.de (in Abhängigkeit vom Maß der Identitätsarbeit) (Quelle: Eigene Darstellung)

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass es immer um eine Schwerpunktsetzung geht, was in den seltensten Fällen eine Reduktion auf eine dieser Ebenen impliziert. Die Grenzen zwischen den jeweiligen Ausrichtungen sind fließend und es ist möglich, dass eine Person gleichzeitig innerhalb unterschiedlicher Gruppierungen unterschiedliche Prioritäten setzt. Ich greife hierzu erneut das Beispiel Paul auf, bei dem dieses Phänomen sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Im Rahmen seiner Online-Identitätsdarstellung innerhalb des Forums, bei der der Fokus auf den Onlinekontakten liegt, weisen die Interaktionen, die er eingeht, ein höheres Maß an Mittelbarkeit auf. Hier geht es nicht vordergründig darum, mit wem er diskutiert, sondern um den Inhalt der Diskussion und den Austausch von Argumenten. Seine Diskussionspartner sind ersetzbar und nicht an individuelle Personen gebunden. Ganz anders sieht es dagegen in seiner Elitegruppe aus, welche hinsichtlich der Beziehungsgestaltung eine Mischform zwischen online und offline darstellt und bei der sehr wohl die jeweiligen Menschen im Vordergrund

stehen mit ihrer Intellektualität und dem Gefühl der Gleichgesinntheit, welche Paul in ihrem Beisein empfindet. Hier ist demnach von unmittelbaren Beziehungen auszugehen. Die Regiogruppe, in der er sich außerdem noch bewegt, übt auf ihn vor allem aufgrund der gemeinsamen Ausflüge und Aktivitäten einen großen Reiz aus, die anderen Teilnehmer sind hierbei weniger bedeutungsvoll, noch dazu, weil er sich nur mit wenigen verbunden fühlt. Hier handelt es sich demnach erneut um eher mittelbare Beziehungen, auch wenn der Fokus der Kontakte sich auf Offlineaktivitäten erstreckt. Am Beispiel von Paul wird ersichtlich, dass diese Formen der Vergemeinschaftung sich hinsichtlich der unterschiedlichen sozialen Subgruppierungen innerhalb von Feierabend.de deutlich unterscheiden können, je nachdem, worauf die betreffende Person ihren Schwerpunkt ausgerichtet hat (vgl. Kapitel 4.4). Andere (Eck-)Fälle zeigen hier eine weitaus geringere Varianz auf. Ilse beispielsweise orientiert sich primär an Offlinekontakten und konzentriert sich hierbei auch verstärkt auf die Aktivitätsebene und nicht auf die Ebene der Persönlichkeit anderer Mitglieder, die für sie somit austauschbar und ersetzbar sind. Lediglich im Kreis der Singles dürfte ein stärkeres Maß an Unmittelbarkeit zum Tragen kommen, da hier die gemeinsam geteilten Erfahrungs- und Erlebniswerte im Zentrum stehen (vgl. Kapitel 4.1).

Es kann durchaus auch vorkommen, dass Nutzer von Feierabend.de nicht die Form von Vergemeinschaftung erleben, die sie sich wünschen würden. Ein Beispiel hierfür ist Helga, die sehr gerne den persönlichen Kontakt zu anderen Mitgliedern der Plattform herstellen würde, hier aber auf klare Grenzen stößt, die zum einen persönlich begründet sind, zum anderen ihren Ursprung in formalen Rahmenbedingungen haben. Hemmungen im persönlichen Bereich sind auf Dissonanzen mit einer anderen Nutzerin zurückzuführen, mit der sie anfänglich engen Kontakt gepflegt hat, der aber aufgrund von Meinungsverschiedenheiten wieder eingestellt wurde. Weitaus schwerer wirken jedoch die formalen Einschränkungen, die sich in Form fehlender Regionalgruppen im direkten Umfeld und den starken Schließungstendenzen bereits existierender Gruppierungen niederschlagen. Aus diesem Grund nutzt Helga Feierabend.de überwiegend hinsichtlich seiner Onlinefunktionen und reduziert die Beziehungsgestaltung auf das Medium. Sie versucht, die Grenzen zumindest ein Stück weit auszuweiten, indem sie mit befreundeten Nutzern telefoniert oder Briefe und kleine Geschenke verschickt.

An diesem Beispiel zeigt sich, dass die vorhandenen Beziehungsformen, auf die zurückgegriffen werden können, nicht nur abhängig sind vom jeweiligen persönlichen Interesse und der eigenen Zielsetzung, sondern auch von den formalen Rahmenbedingungen, innerhalb dessen sich die einzelnen Mitglieder verortet sehen. Nur wenn beide Aspekte in einen Zusammenhang gebracht wer-

den können, gelingt eine interessensgeleitete Vergemeinschaftung gemäß individueller Vorstellungen.

Ebenfalls bedeutsam für die Musterbildung ist die Identitätsarbeit. Durch die zunehmende Popularität der Netzmedien gewinnen Aspekte wie „Online-Selbstdarstellung“ (Döring 2003, S. 341), „digitale Identität“ (ebd.) oder „virtuelle Identität“ (ebd.) zusehends an Bedeutung, wobei Döring kritisch einwirft, dass solche Begriffe im Umlauf sind, ohne eine klare Definition aufzuweisen. Im Zusammenhang mit den netzbezogenen Identitätsbegriffen entstehen auch Gegenbegriffe wie „Offline-Identität“ (ebd.) oder „Real-Life-Identität“[45] (ebd.), die sich auf das Selbstverständnis von Personen außerhalb des Netzes beziehen (vgl. ebd.).

„Online-Selbstdarstellung“ ist ein Begriff, der die Repräsentation einer Person im Netz beschreibt, die jeweils anwendungsspezifisch vorgenommen wird. Im Gegensatz zur „Online-Identität“ ist die Online-Selbstdarstellung nicht zwangsläufig dauerhaft angelegt, noch hat sie eine subjektive Relevanz. Im Kontrast dazu bezeichnet die „virtuelle Identität“ (Döring 2003, S. 341) oder auch „Online-Identität“ (ebd.) eine „dienst- oder anwendungsspezifische, mehrfach in konsistenter und für andere Menschen wieder erkennbarer Weise verwendete, subjektiv relevante Repräsentation einer Person im Netz“ (ebd.). Die Autorin betont in diesem Zusammenhang, dass es sich nur bei einem kleinen Anteil von Selbstdarstellungen im Internet tatsächlich auch um Online-Identitäten handeln würde. Eine entscheidende Rolle spielen dabei Attribute wie Dauerhaftigkeit, Konsistenz oder auch Umfang der jeweiligen Medienumgebung. Die Repräsentation einer Person innerhalb des Internets ist als Kombination aus nutzerdefinierten, systemgenerierten und mitnutzerproduzierten Anteilen anzusehen (vgl. ebd., S. 341ff.). Virtuelle Identitäten lösen eine kontroverse Debatte aus. Die Möglichkeit, sich online unter dem Deckmantel der Anonymität hinter ausgedachten Scheinidentitäten verbergen zu können, erfährt oftmals scharfe Kritik, wie es auch im vorliegenden Datenmaterial offenkundig wurde. Ein Gegenargument ist die Chance der aktiven, biografisch relevanten Identitätsarbeit, welche an die Konstruktion virtueller Identitäten gekoppelt ist (im Sinne eines Auslebens von Anteilen, die offline nicht zum Tragen kommen beziehungsweise nicht zum Tragen kommen können und dürfen). Die Überzeugung, dass im Internet viele Menschen eine fiktive Identität annehmen, ist laut Döring (2000, S. 1) sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Fachdiskussion weit verbreitet. Die Anonymi-

45 In diesem Zusammenhang ist sogar von „realer Identität“ die Rede, was Döring zufolge als sehr missverständlich anzusehen ist (vgl. 2003, S. 341).

tät innerhalb des Netzes eröffnet Surfern, neue Rollen auszutesten, die mit ihrem realen Aussehen und Verhalten im Alltag nur wenig übereinstimmen. Entsprechend häufig treffe man im Internet auf Menschen, die „mit bemerkenswerter Schönheit gesegnet sind, berufliche Erfolge genießen und exotischen Hobbies nachgehen“ (ebd., S. 2). Die Ausgestaltung virtueller Identitäten nach dem Maßstab gängiger Attraktivitätsvorstellungen kann vor diesem Hintergrund als „selbstidealisierende Maskierung“ (ebd.) verstanden werden, wie sie beispielsweise auch bei Kontaktanzeigen häufig zum Ausdruck kommt. Weite Verbreitung findet neben der Aufwertung von körperbezogenen oder beruflichen Identitätsanteilen auch der bewusste Rollenwechsel im Netz, beispielsweise in Form eines Geschlechtertausches (Männer geben sich als Frauen aus und umgekehrt), was laut der Autorin völlig neue Möglichkeiten des Ausspionierens oder auch der Intrige eröffnet (vgl. ebd.). Dass dies durchaus auch genutzt wird, zeigen die geführten Interviews, bei denen zwei Frauen zugaben, sich unter einer „falschen“ Identität ein Profil angelegt zu haben, um an Informationen zu kommen. Döring weist in diesem Kontext daraufhin, dass solche Identitätstäuschungen große zwischenmenschliche Enttäuschungen nach sich ziehen können. Die Autorin führt den Aspekt noch weiter aus und verweist auf die Gefahr, im Zusammenhang falscher Onlineidentitäten Opfer krimineller Machenschaften zu werden (vgl. ebd., S. 2ff.). Dieser Aspekt scheint bei dem Großteil der Senioren sehr präsent zu sein, was sich in einer anfänglichen Skepsis vieler Feierabend-Nutzer in Bezug auf neue Bekanntschaften zeigt. Ein Großteil bevorzugt ein langsames, schrittweises Kennenlernen und offenbart erst dann persönliche Informationen, wenn sich auch das Gegenüber dazu bereit erklärt, beziehungsweise nachdem ein intensiverer Kontakt stattgefunden hat. Der Maskierungsthese steht eine Gegenthese gegenüber, welche besagt, dass virtuelle Identitäten durchaus Authentizität aufweisen und in hohem Maße der Selbstoffenbarung und -erkundung der Betroffenen dienen. Im Internet erfahren die Nutzer eine Befreiung von sozialen Kontrollprozessen und den damit im Zusammenhang stehenden Kategorisierungen, Stereotypisierungen und Stigmatisierungen, die sich an die äußere Erscheinung knüpfen. Im Netz bekommen die Internetnutzer die Möglichkeit, Persönlichkeitsanteile zum Ausdruck zu bringen, die sie im alltäglichen Kontext nicht ausleben können/wollen. Noch dazu werden restriktive Rollenerwartungen überwunden, was Formen der Anerkennung zur Folge haben kann, welche die Betroffenen „offline“ in dieser Form nicht erfahren. Dazu kommt, wie Döring (vgl. ebd., S. 7) weiter ausführt, dass die Anonymisierbarkeit und (geografische) Distanz, welche im Internet vorherrschen, soziale Hemmungen und Ängste reduzieren können. Die Unverbindlichkeit, welche der Kontext des Webs offeriert, wird von vielen Nutzern als positiv wahrgenommen hinsichtlich einer entspann-

ten und offenen Atmosphäre, die sich dadurch einstellt/einstellen kann. Diese erklärt die Autorin mit dem Fehlen intimer Strukturen, die oft Spannungen, Risiken und Irritationen beinhalten. Räumliche Distanz und schriftliche Kommunikation wirken hierbei vorbeugend im Gegensatz zu einer direkten und unmittelbaren Konfrontation im beruflichen und privaten Kontext. Besonderen Stellenwert erhält dieser Umstand in Bezug auf das Ausleben von Persönlichkeitsanteilen, die ansonsten im Alltag eine Restriktion erfahren, beispielsweise kann sich ein netzbasiertes Coming-out mitunter einfacher gestalten, als eine Offenbarung der eigenen Homosexualität im direkten Umfeld. Im Zusammenhang mit dieser Diskussion thematisiert Döring (vgl. ebd., S. 4f.) die Schwierigkeit, welche im Hinblick auf den Authentizitätsbegriff vorhanden ist, da dieser die Frage vernachlässige, inwieweit Personen im Rahmen ihrer Interaktion das Gefühl haben, relevante Persönlichkeitsanteile nach außen zu tragen, und diese entsprechend verstanden wissen. Innerhalb des Internets, so die Argumentationsline, wird es den Nutzern ermöglicht, ihrem Selbstideal näher zu kommen, als es in ihrem Alltag häufig der Fall ist (vgl. ebd., S. 5f.). Entsprechend postuliert Döring: „In der eigenen Identitätskonstruktion nicht auf wenige, an Äußerlichkeiten festgemachten Rollen fixiert zu sein, sondern sich gemäß eigenen Gefühlen und Interessen flexibel neu zu entwerfen, ist mehr als ein unterhaltsames Gesellschaftsspiel“ (ebd., S. 8).

Im Hinblick auf die eingangs erläuterten Rahmenbedingungen moderner Gesellschaften mit der Individualisierungstendenz und der Multiplikation von Lebensentwürfen stellen virtuelle Identitäten und Selbstdarstellungen einen wichtigen Lern- und Entwicklungsbereich hinsichtlich der Erkundung des eigenen Selbst und auch im Hinblick auf eine aktive Identitätsarbeit dar. Döring (2000, S. 9f.) begreift das Internet als ein Sammelbecken für die Erprobung und Ausgestaltung von Teilidentitäten. Darüber hinaus dienen Erfahrungen im Internet als Testlauf für Verhaltensänderungen außerhalb des Netzes und verhelfen bisweilen zu einem besseren Verständnis für die Mechanismen, welche sich hinter der Identitätskonstruktion verbergen. Vor diesem Hintergrund spricht sich die Autorin dafür aus, Irritationen, welche mit virtuellen Identitäten eventuell einhergehen können, nicht als Verlust „wahrer“ Identitätsanteile zu begreifen, sondern sie hinsichtlich ihrer Möglichkeit der Kompetenzerweiterung im Hinblick auf die soziale Konstruktion und Konstruiertheit von Identitäten zu begreifen. Nicht zuletzt können Differenzen zwischen Selbstdarstellungen, die online und offline vorgenommen werden, auch auf Maskerade und Unaufrichtigkeiten im „Offline-Kontext“ verweisen (vgl. ebd.).

Die Identitätsarbeit, die im Rahmen von Feierabend.de stattfindet, gestaltet sich sehr vielfältig und nimmt unterschiedliche Ausmaße an. Während ihr bei

manchen Senioren ein zentraler Stellenwert hinsichtlich ihres Nutzungsverhaltens bei Feierabend.de zugesprochen wird, kommt sie bei anderen nur untergeordnet zum Tragen. Paul, so wurde anhand der Fallbeschreibung (vgl. Kapitel 4.4) aufgezeigt, gehört beispielsweise zu denjenigen, welche das Internet maßgeblich dafür verwenden, die eigene Identität darzustellen, zu stärken und weiterzuentwickeln. Deutlich wird das etwa in den von ihm aktiv herbeigeführten Auseinandersetzungen innerhalb des Forums. Obwohl er weiß, dass er auf politische Gegner trifft und zum Teil Anfeindungen über sich ergehen lassen muss, sucht er immer wieder den wechselseitigen Disput. Hierbei geht es ihm weniger um den Zugewinn an neuen Erkenntnissen. Er vermisst jedoch ein ähnliches Niveau an Intellektualität und hofft dementsprechend nicht auf geistigen Zugewinn. Vielmehr scheint es Paul darum zu gehen, Widerstand zu entfachen, sich selbst zu positionieren und andere mit seinen Ansichten zu irritieren. Das alles dient durchaus der Stärkung des eigenen Selbstbildes, da er immer wieder dazu angehalten ist, seine Gesinnung zu rechtfertigen und zu verteidigen, Stellung zu beziehen und die eigenen Ansichten darzustellen (vgl. ebd.).

Neben dieser Identitätsarbeit auf intellektueller Ebene finden aber auch andere Formen der Selbstdarstellung und -präsentation statt. Helga beispielsweise nimmt sich viel Zeit für ihre Tagebucheinträge, die sie bei Feierabend.de veröffentlicht. Sie schreibt über Dinge, die sie bewegen, über Erlebnisse und Eindrücke. Wichtig ist ihr hierbei eine gewisse Tiefe. Sie gibt sich nicht mit der Beschreibung von Alltagssituationen und -begebenheiten zufrieden, sondern hat einen gewissen Anspruch an die Komplexität und den Inhalt dessen, was sie anderen Lesern mitteilt. Auch wenn Helga kritisiert, dass mit dem Tagebuchschreiben eine hohe Erwartungshaltung bei den anderen Nutzern verbunden ist im Sinne von gegenseitigem Kommentieren und Bekundung der Anerkennung dessen, was der andere verfasst hat, so wird doch deutlich, dass sie sich ebenfalls über die Resonanz zu ihren Beiträgen freut und ihr regelmäßiges Schreiben auch darauf ausgerichtet ist (vgl. Interview mit Helga, S. 1f., Z. 25–81 und S. 4f., Z. 135–199). Ähnlich wie Helga mit den Tagebucheinträgen verfährt Beate mit ihren Fotos, die sie regelmäßig in Feierabend.de einstellt. Sie hat sich dafür einen zusätzlichen Account angelegt, um mehr Bilder hochladen zu können. Anerkennung, welche ihr für ihre Fotos entgegengebracht wird, erfüllt sie mit Stolz. Gleichzeitig setzt sie sich aber auch kritisch mit dem Thema des Urheberrechts auseinander und verurteilt diejenigen, welche ihre Bilder ohne ihre Einwilligung und ohne Verweis ihrer Urheberschaft verwenden (vgl. Interview mit Beate, S. 4, Z. 152–157 und S. 5, Z. 166–189). Darin lassen sich eine gewisse Wertschätzung ihres kreativen Eigentums erkennen wie auch Formen der Abgrenzung und

Selbstbehauptung. Hieran wird deutlich, wie vielfältig sich die Art und Weise der Identitätsarbeit gestalten kann.

Einen zentralen Stellenwert nehmen Identifizierungsprozesse auch bei den sogenannten Regionalbotschaftern ein. Diese engagieren sich ehrenamtlich bei Feierabend.de, sind verantwortlich für die entsprechenden Unterseiten und zuständig für die Organisation, Planung und Durchführung gemeinsamer Treffen und Ausflüge. Dementsprechend zeit- und arbeitsintensiv gestaltet sich deren Auseinandersetzung mit der Community beziehungsweise dem regionalen Zusammenschluss. Wenig verwunderlich erscheint es von daher, dass Feierabend.de bei solchen Betroffenen maßgeblich den Alltag mitbestimmt und beeinflusst. Die übernommene Verantwortung führt dazu, dass sich die Regionalbotschafter eingehend mit ihrem Amt befassen und sich darüber definieren, wie es besonders deutlich bei Ruth und Maria zum Ausdruck kommt. Das Leben der beiden Frauen dreht sich vorwiegend um Feierabend.de. Freunde, die bis dato nicht Mitglied innerhalb der Community waren, wurden von ihnen animiert, sich ebenfalls anzumelden, so dass sie nach und nach ihr komplettes Freizeithandeln in das Netzwerk übertrugen. Ihr Engagement erschöpft sich zudem nicht einfach „nur“ auf die Organisation gemeinsamer Treffen und Ausflüge, sondern die beiden stehen „ihren“ Mitgliedern mit Rat und Tat zur Seite, sind Ansprechpartner bei Problemen und helfen bei technischen Fragestellungen und Schwierigkeiten. Daran zeigt sich sehr eindrucksvoll, was für eine große Bedeutung das Amt des Regionalbotschafters für den jeweiligen Träger hat und wie wichtig es für die eigene Identitätsarbeit sein kann.

Anhand dieser exemplarischen Beispiele wird deutlich, dass Identitätsarbeit auch für erwachsene Internetuser von zentraler Bedeutung ist und dabei sehr unterschiedliche Ausformungen annehmen kann. Möglichkeiten der Selbstdarstellung und -vergewisserung sind genauso gegeben wie eine intellektuelle, informativ angelegte Persönlichkeitsbildung. Gleichzeitig wurde deutlich, dass die Plattform selbst zum Medium von Identifikationsprozessen werden kann, wie es beispielsweise im Zusammenhang mit dem Amt der Regionalbotschafter zum Ausdruck kommt.

Nach der Darstellung der einzelnen Muster erfolgt eine Zuordnung zu diesen anhand des vorliegenden Interviewmaterials, welche der nachfolgenden Tabelle 13 zu entnehmen ist.

Präferierte Form der Vergemeinschaftung	Grad der Identitätsarbeit
Margot	
Mischform Online-Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ trifft sich persönlich mit anderen FA-Nutzern. ▪ spricht von anderen FA-Nutzern als Freunde. ▪ Überwerfung mit Regionalbotschafterin verweist ebenfalls auf starke persönliche Ebene.	*Hoch:* ▪ engagiert sich selbst sehr stark bei FA, z. B. durch Moderation des Katzenforums (Übertragung wichtiger Persönlichkeitsanteile auf FA). ▪ gestaltet eine zusätzliche Homepage mit vielen persönlichen Informationen (Selbstdarstellung). ▪ repräsentiert die Community auf einer Senioren-Messe (Identifikation mit FA).
Emma	
Mischform Online-Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ hegt die Hoffnung, über FA einen neuen Partner kennenzulernen; freundet sich entsprechend online mit Männern an, die sie interessieren, und trifft sich dann mit ihnen. ▪ nimmt außerdem regelmäßig an Treffen und Ausflügen der Regiogruppe teil.	*Niedrig:* ▪ hinsichtlich ihrer Identitätsarbeit spielt FA eine weniger große Rolle. ▪ sieht die Community eher als Möglichkeit, neue Menschen (insbesondere Männer) kennenzulernen.
Beate	
Mischform Online-Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ erkennt, dass die Beziehungen, die sich über FA ergeben, nicht der Intensität langjähriger Freundschaften entsprechen. Sie hat jedoch viele Kontakte geknüpft, die z. T. richtig eng geworden sind. Mit einer FA-Userin verreist sie z. B. regelmäßig.	*Hoch:* ▪ präsentiert Fotoarbeiten von sich bei FA und findet Gefallen an Rückmeldungen und Kontakten, die darüber zustande kommen. ▪ setzt sich in diesem Zusammenhang kritisch mit dem Urheberrecht auseinander (Selbstvergewisserung).
Sigrid	
Schwerpunktsetzung Online, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ schätzt die Anonymität des Internets, um sich unter ihrem Schutz schrittweise intensive Beziehungen zu anderen	*Niedrig:* ▪ ist zurückhaltend mit Informationen über ihre Person. Erst nach schrittweisem Aufbau von Vertrauensverhältnis-

ausgewählten Usern aufzubauen.	sen öffnet sie sich und gibt etwas von sich preis.
Gertrud	
Schwerpunktsetzung Online, hohes Maß an Mittelbarkeit: ▪ nutzt FA vorwiegend zu Kommunikationszwecken und tauscht sich bspw. mit anderen Nutzern aus, die ähnliche Schicksalsschläge erlitten haben wie sie (Tod des Mannes, Schlaganfall). ▪ dabei sind in erster Linie die Möglichkeiten des Austausches wichtig und nicht die Personen, mit denen diese Interaktion erfolgt.	*Niedrig:* ▪ Identitätsarbeit steht nicht im Vordergrund, höchstens in Bezug auf die Bewältigung von schwierigen Phasen im Leben. ▪ FA bietet eine Möglichkeit der Kommunikation, nimmt jedoch keine herausragende Stellung für sie ein.
Ruth	
Schwerpunktsetzung Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ setzt die Community mit der Regionalgruppe gleich. ▪ organisiert mit Maria zusammen regelmäßige persönliche Treffen und gemeinsame Veranstaltungen. ▪ Onlineaktivitäten stehen größtenteils im Zusammenhang mit der Regionalgruppe.	*Hoch:* ▪ eine hohe Identifikation mit und über FA (Schreiben von Berichten, Bildbearbeitung) sowie mit dem Amt der Regionalbotschafterin erkennbar.
Maria	
Schwerpunktsetzung Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ setzt wie Ruth die Community mit der Regionalgruppe gleich. ▪ engagiert sich deutlich hinsichtlich der Organisation gemeinsamer Aktivitäten und Ausflüge. ▪ führt zudem Schulungen anderer Gruppenmitglieder hinsichtlich des Umgangs mit PC und Internet durch. ▪ Onlineaktivitäten stehen größtenteils im Zusammenhang mit der Regionalgruppe.	*Hoch:* ▪ auch bei ihr zeigt sich hohe Identifikation mit und über FA sowie mit dem Amt der Regionalbotschafterin.

Karl	
Schwerpunktsetzung Online (gezwungenermaßen durch körperliche Immobilität), hohes Maß an Mittelbarkeit (unfreiwillig, trifft nicht auf viele Gleichgesinnte): ▪ ein FA-Nutzer, der die Community nicht völlig bedürfnisorientiert nutzt bzw. nutzen kann. Durch körperliche Beeinträchtigung kann er bspw. an vielen Aktivitäten nicht teilnehmen, die bei FA angeboten werden. ▪ legt Wert auf persönliches Kennenlernen, ehe er sich öffnet. Traf allerdings bisher wenige Gleichgesinnte bei FA, so dass er hier auf wenig signifikante Andere zurückgreifen kann. Dadurch ergibt sich ein höheres Maß an Mittelbarkeit (zwangsläufig).	*Niedrig:* ▪ bringt eigene Persönlichkeitsanteile kaum bei FA ein. ▪ schätzt und nutzt jedoch das Informationspotenzial und die sich ergebenden Lern- und Bildungsprozesse.
Werner	
Schwerpunktsetzung Online, hohes Maß an Mittelbarkeit: ▪ nutzt FA vorwiegend als stiller Mitleser und zu Informationszwecken. ▪ baut Kontakt zu anderen nur eingeschränkt auf; informiert sich zwar über Veranstaltungen etc., nimmt aber an keiner teil. ▪ hat nur lose Kontakte geknüpft über FA. ▪ hegt die Hoffnung, eine neue Partnerin zu finden, bisher jedoch erfolglos. ▪ nutzt neben FA noch viele andere Netzwerke (auch im real life).	*Niedrig:* ▪ bringt sich selbst kaum aktiv in die Community ein; bleibt im Hintergrund und nimmt Beobachterrolle ein.
Gustav	
Schwerpunktsetzung Online, hohes Maß an Unmittelbarkeit ▪ nutzt die Anonymität des Internets ähnlich wie Sigrid zum Aufbau intensiver Kontakte zu signifikanten Anderen. ▪ hat allerdings hierbei schon schlechte	*Hoch:* ▪ versucht absichtlich, sich durch seine Selbstdarstellung und Beiträge im Rahmen der Community von anderen abzugrenzen und zu polarisieren (Reibung wird von ihm provoziert).

Erfahrungen gemacht (öffentliche Denunziation), ist daher mittlerweile vorsichtiger geworden hinsichtlich seiner Offenheit und des Vertrauensvorschusses, den er bereit ist zu geben.	▪ Dissonanzen mit anderen Usern führten zu mehrmaliger Abmeldung (sehr personenbezogene Sichtweise, bringt sich stark ein, nimmt entsprechend Ablehnungen aber auch sehr persönlich).
Ilse	
Schwerpunktsetzung Offline, hohes Maß an Mittelbarkeit: ▪ die Möglichkeiten gemeinsamer Unternehmungen, Reisen und Bildungsprozesse, die sich ihr durch die Community und insbesondere die Regionalgruppe bieten, sind von zentraler Bedeutung. ▪ Personen, mit denen sie diese Erlebnisse teilt, sind dabei ersetzbar. Es geht faktisch um die Verfügbarkeit von Gleichgesinnten, nicht um die Gleichgesinnten als solche.	*Hoch:* ▪ das Ausleben von Persönlichkeitsanteilen, die sie lange Zeit zurückstellen musste, wird ihr im Rahmen der Community ermöglicht.
Lisa	
Schwerpunktsetzung Online, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ meldete sich bei FA an, weil sie die Hoffnung hegte, auf Menschen zu stoßen, die ihr bei der Trauerbewältigung nach dem Tod ihres Mannes helfen können. ▪ diese Erwartung bestätigte sich jedoch nicht, der erhoffte Austausch bleibt aus. Sie sieht jedoch auch eigene Anteile (zu introvertiert, nicht offensiv genug). ▪ die Community bekommt den Stellenwert der Ablenkung in schwierigen Phasen. Es findet außerdem Kontakt zu einigen wenigen ausgewählten Personen statt, der sich jedoch auf das Virtuelle beschränkt.	*Niedrig:* ▪ ist nach dem Tod ihres Mannes intensiv mit der Aufarbeitung ihrer Trauer beschäftigt, so dass alle anderen Themen, die sie eigentlich interessieren in den Hintergrund geraten. So auch ihre Identitätsarbeit.

Helga	
Schwerpunktsetzung Online (gezwungenermaßen), hohes Maß an Unmittelbarkeit ▪ hat über FA viele signifikante Andere kennengelernt; ein reger Austausch findet statt (Briefverkehr, regelmäßige Telefonate, gegenseitige Besuche). ▪ würde sich mehr Möglichkeiten wünschen, auch offline stärker mit den Menschen in Kontakt zu treten. In ihrem direkten räumlichen Umfeld findet sie jedoch schwer Anschluss (außerdem gibt es keine Regiogruppe). ▪ Die jeweiligen Menschen, die sie bei FA kennenlernt, stehen im Vordergrund.	*Hoch:* ▪ betreibt aktive Identitätsarbeit, z. B. dadurch, dass sie regelmäßig Tagebucheinträge verfasst und darüber Interaktions- und Diskussionsprozesse anstößt, innerhalb derer es sich zu positionieren gilt. ▪ findet Gefallen daran, zu polarisieren und andere durch ihre Beiträge innerhalb der Community zu verstören.
Paul	
Mischform Online-Offline, Mischform hinsichtlich Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit ▪ bewegt sich in mehreren Untergruppen, wobei er jeweils eine differenzierte Schwerpunktsetzung vornimmt. ▪ im Rahmen des Forums bspw. geht es ihm darum, mit anderen zu diskutieren. Hierbei steht die eigene Identitätsarbeit im Vordergrund, es geht nicht bzw. weniger um die Personen, mit denen er sich austauscht. ▪ seine Elitegruppe verbindet er dagegen mit einem hohen Maß der Unmittelbarkeit. Hier stehen die einzelnen Personen und ihre Gesinnung im Zentrum. Paul erlebt diese als Gleichgesinnte und fühlt sich zugehörig. ▪ Offlinekontakte im Zusammenhang mit gemeinsamen Ausflügen und Unternehmungen (Regiogruppe) sind vor allem hinsichtlich ihres Aktivitätsspektrums von Bedeutung. Zwar kommt er hier auch mit anderen Teilnehmern ins Gespräch, die Kontakte gestalten sich	*Hoch:* ▪ betreibt aktiv Identitätsarbeit, z. B. durch die Diskussionen, welche er im FA-Forum anregt, wobei es ihm weniger darum geht, andere zu „bekehren“ (Paul ist sich seiner eingeschränkten Wirkkraft durchaus bewusst), sondern eher darum, seine Haltung und Einstellung kundzutun. ▪ sieht sich im Zusammenhang mit der Elitegruppe dagegen als Teil einer privilegierten Gemeinschaft und genießt den wechselseitigen Austausch mit „Gleichgesinnten“.

aber weniger tiefgründig als bspw. in der Elitegruppe.	
Peter	
Schwerpunktsetzung Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ nimmt regelmäßig an Veranstaltungen und Treffen der Regiogruppe teil. ▪ schätzt die Kontakte, die sich dabei ergeben vor allem vor dem Hintergrund gemeinsamer Erfahrungen (andere Männer und Frauen, die auch verwitwet und alleinstehend sind), sieht jedoch Grenzen hinsichtlich deren Tiefgang. ▪ möchte Menschen, die er online kennenlernt, auch offline treffen. Das ist z. B. hinsichtlich des Kennenlernens potenzieller Partnerinnen von Bedeutung.	*Niedrig:* ▪ FA bietet ihm nur eine Möglichkeit, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Er ist in vielen Netzwerken (online und offline) eingebunden und nutzt die Gelegenheit des gegenseitigen Kennenlernens. Selbstthematisierung und -darstellungen finden jedoch kaum statt.
Joachim	
Schwerpunktsetzung Offline, hohes Maß an Mittelbarkeit: ▪ schätzt bei FA vor allem die Möglichkeit zu gemeinsamen Unternehmungen und Aktivitäten. ▪ hält Kontakt zu anderen Mitgliedern bewusst auf Ebene dieser Veranstaltungen beschränkt. Darüber hinaus findet kein Austausch statt (ist sich sicher, dass das anders wäre, wenn er nicht verheiratet wäre).	*Niedrig:* ▪ bringt sich aktiv kaum ins Netzwerk ein; begnügt sich mit einer stillen Mitleserschaft. Identitätsstiftende Anteile finden sich im Rahmen seiner Ehrenämter und philosophischen sowie naturwissenschaftlichen Interessensgebiete.
Udo	
Schwerpunktsetzung Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ leitet die Regionalgruppe seines Heimatortes zusammen mit einem Bekannten. ▪ plant und organisiert gemeinsame Unternehmung und Ausflüge, versucht hierbei auch diejenigen zu involvieren, die aufgrund einer körperlichen Beeinträchtigung/Krankheit nicht mehr so	*Hoch:* ▪ identifiziert sich stark mit FA und seinem Amt als Regionalbotschafter; zeigt viel Engagement und Ehrgeiz, kehrt z. B. nach einer Auszeit zu seinem Posten zurück, nachdem er gemerkt hat, dass es ohne ihn nicht funktioniert.

mobil sind (z. B. indem die Gruppe die Betroffenen zu Hause besucht). ▪ bemüht sich stetig um Akquise neuer Mitglieder für seine Regiogruppe.	
Lotte	
Mischform Online-Offline, hohes Maß an Unmittelbarkeit: ▪ ist Regionalbotschafterin und organisiert gemeinsame Veranstaltungen und Aktivitäten innerhalb dieser Gemeinschaft. ▪ ist auch online sehr aktiv und moderiert einen täglich stattfindenden Chat. ▪ bemängelt die herrschende Anonymität innerhalb der Plattform.	*Hoch:* ▪ identifiziert sich mit ihrem Amt als Regionalbotschafterin und tritt auch als solche selbstbewusst auf (z. B. im Zusammenhang mit sexueller Belästigung durch ein anderes FA-Mitglied).

Tabelle 13: Musterübertragung auf die einzelnen Interviewteilnehmer (Quelle: Eigene Darstellung)

Anhand dieser Zuordnung der einzelnen Muster auf die Teilnehmer der Interviews ergibt sich folgende Verteilung, aufgeführt in Tabelle 14.

Schwerpunktsetzung Online	**Mischform Online-Offline**	**Schwerpunksetzung Offline**
Hohes Maß an Unmittelbarkeit bei ausgeprägter Identitätsarbeit		
▪ Gustav ▪ Helga	▪ Margot ▪ Beate ▪ Lotte ▪ Paul (z. T.)	▪ Ruth ▪ Maria ▪ Udo
Hohes Maß an Mittelbarkeit bei ausgeprägter Identitätsarbeit		
/	▪ Paul (z. T.)	▪ Ilse
Hohes Maß an Unmittelbarkeit bei kaum sichtbarer Identitätsarbeit		
▪ Sigrid ▪ Lisa	▪ Emma	▪ Peter
Hohes Maß an Mittelbarkeit bei kaum sichtbarer Identitätsarbeit		
▪ Karl ▪ Werner ▪ Gertrud	/	▪ Joachim

Tabelle 14: Übersicht der Musterübertragung auf die einzelnen Interviewteilnehmer (Quelle: Eigene Darstellung)

Im Zusammenhang mit dieser Musterentwicklung wurde deutlich, dass bezüglich der Vergemeinschaftung im Internet beziehungsweise über das Internet eine individuelle Schwerpunktsetzung vorgenommen wird, auch hinsichtlich des Grads an Mittelbarkeit beziehungsweise Unmittelbarkeit. Der Großteil der befragten Personen legt Wert auf eine unmittelbare Beziehungsgestaltung zu ausgewählten signifikanten Anderen (vgl. Tabelle 14). Häufig ist hierbei der Wunsch nach einem direkten Kontakt, auch im *real life*, zumindest in Ansätzen gegeben. Viele versuchen, Online- und Offlinebeziehungen miteinander zu kombinieren. Es zeigten sich aber auch Fälle, welche auf die Persönlichkeit einzelner ausgewählter Mitglieder der Plattform kaum Wert legten, sondern an mittelbaren Kontakten interessiert sind, die sich weniger durch Stringenz und Festigkeit auszeichnen, als vielmehr durch Variabilität und Wechselhaftigkeit. Auch Fälle von Feierabend-Usern, die sich hauptsächlich auf den Onlinekontakt konzentrieren, wurden aufgezeigt. Hierbei ist jedoch auch deutlich geworden, dass manche der Betroffenen auf diese Art der Beziehungspflege nur aus dem Zwang heraus, aufgrund fehlender Alternativen, zurückgreifen.

Die Übersicht der Interviews zeigt zunächst, dass sich die Beziehungsgestaltung von Senioren im Internet genauso mannigfaltig und mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung vollzieht beziehungsweise vollziehen kann, wie das bei jüngeren Internetnutzern der Fall ist, wenn bei Letzteren auch in ausgeprägter Form. So zeigt die aktuelle Jim-Studie von 2012, dass Jugendliche im Schnitt mit 272 „Freunden“ in Onlinecommunities vernetzt sind (vgl. MPFS 2012, S. 44). Der Begriff Freunde ist deswegen in Anführungszeichen gesetzt, weil die Betroffenen nur mit etwa einem Drittel dieser Personen durch persönliche Treffen vertraut sind. Werden sie danach gefragt, wie vielen Personen aus ihrer Freundesliste sie ein Geheimnis anvertrauen würden, so bleiben hier im Durchschnitt lediglich 17 Personen übrig (vgl. ebd.). Auch die Senioren sind teilweise mit Personen vernetzt, die sie persönlich nicht kennen und zu denen sich der Kontakt auf eine Onlinebeziehung beschränkt, das kam in den Interviews zum Ausdruck. Jedoch haben ältere Internetnutzer überwiegend den Wunsch, die anderen User der gemeinsam besuchten Community persönlich zu treffen. Diese stark ausgeprägte Intention nach direkten Kontakten fernab von PC und Internet ist sicherlich ein Gesichtspunkt, durch den sich die älteren Internetnutzer von den jüngeren abheben.

Differenzen zeigen sich auch hinsichtlich eines anderen Aspektes: Während die Mobilisierung der Internetnutzung aufgrund von Smartphones und Tablet-PCs (vgl. Kübler 2012, S. 55) immer mehr dazu führt, dass „online“ und „offline“ verschmelzen und eine klare Trennung hierbei gar nicht mehr vorgenommen werden kann, scheinen die Senioren, die das Sample der vorliegenden Un-

tersuchung bilden, noch ein klar differenziertes Nutzungsverhalten an den Tag zu legen. Das zeigt sich zum einen an „festen Internetzeiten“, die in den Tagesablauf integriert werden, und zum anderen daran, dass zur Nutzung in der Regel keine mobilen Endgeräte verwendet werden und sich das Surfen somit auf das häusliche Umfeld beschränkt. Gleichzeitig ist jedoch auch erkennbar, dass der Großteil der Feierabend-Nutzer versucht, computervermittelte Kontakte in ihr reales Leben zu integrieren. Gemeinsames Telefonieren und Skypen, das Verschicken von Briefen und kleinen Geschenken und persönliche Treffen sind nicht die Ausnahme, sondern der Regelfall. Gleichsam dem Bestreben, eine persönliche Ebene mit den Menschen, die man über Feierabend.de kennengelernt hat, herzustellen, zeigt sich auch die weitverbreitete Tendenz dazu, dass die Nutzer von Feierabend zu großen Teilen bemüht sind, ihre Selbstdarstellung im Rahmen der Community wirklichkeitsnah zu gestalten. Die Vorstellung von Authentizität des eigenen Netzverhaltens stellt vor diesem Hintergrund sicherlich ein weiteres wichtiges Unterscheidungskriterium zwischen den Generationen dar. Wie oben bereits angesprochen, legen die Communityangehörigen großen Wert darauf, dass die Angaben zur Person wirklichkeitskonform sind. Zwar besteht durchaus das Wissen darüber, dass nicht alle Mitglieder diesem Grundsatz nachgehen, sondern bewusst falsche Angaben machen. Dieses Verhalten wird jedoch mehrheitlich geächtet und grundsätzlich abgelehnt, darauf lassen zumindest die Aussagen aus dem Interviewmaterial schließen.

Innerhalb der Nutzergruppe der s*ilver surfer* kann nicht von einer Homogenität ausgegangen werden, das kam ebenfalls deutlich zum Ausdruck. Auch wenn sich Tendenzen abzeichnen, die von dem Großteil der befragten Communitymitglieder bei Feierabend.de präferiert werden, so gibt es dennoch auch Fälle von Teilnehmern, welche ein anderes Nutzungsverhalten aufweisen. Erkennbar ist darüber hinaus, dass sich der bisher weit verbreitete defizitäre Blick auf die Usergruppe 50+ (oder besser gesagt 60+) hinsichtlich ihrer nur eingeschränkten Interessenslage im Hinblick auf neue Medien und auch in Bezug auf entsprechend notwendige Kenntnisse sowie Fähigkeiten nicht aufrechterhalten lässt. Senioren können ebenfalls ein medienkompetentes Handeln[46] an den Tag legen,

46 Hierbei ist zu beachten, dass der Begriff der „Medienkompetenz“ aktuell im wissenschaftlichen Diskurs steht, vor allem ist eine Debatte bezüglich des Themas „Medienkompetenz vs. Medienbildung“ entbrannt (vgl. Jörissen 2010). Im vorliegenden Kontext soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass auch ältere Internetuser nicht nur den Umgang mit Hard- und Software beherrschen, sondern das Netz ebenfalls für ihre individuelle Bedürfnislage und soziale Beziehungsgestaltung zu nutzen wissen, ohne dabei etwaige Gefärdungsmomente zu unterschätzen. Allerdings ist in diesem Zusammenhang auch darauf hinzuweisen, dass dieses medienkompetente Verhalten sich im Zuge der

auch wenn sie das Internet mit einer anderen Schwerpunktsetzung nutzen, als das bei jüngeren Usern der Fall ist. Damit ist der Überzeugung Küblers (2012, S. 61) Rechnung getragen, der betont, dass die umfassende und andauernde Medienentwicklung und die Digitalisierung auch die älteren Jahrgänge betreffen, sie somit ebenfalls Zeitzeugen werden, nur eben anders sozialisiert werden als die jüngere Generation. Dementsprechend postuliert er, dass verfügbare Daten und Erkenntnisse darauf hinweisen, „dass auch das Medienverhalten Älterer vielfältiger, differenzierter und unerwarteter ausfällt, als es gemeinhin angenommen wird" (ebd.). Hierbei spielen subjektive Bedingungen, wie zum Beispiel die individuelle Lebenssituationen, die eigene Bedürfnislage, zugrunde liegende Motive, aber auch habituelle Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle (vgl. ebd.).

Die Unterschiede, die sich hinsichtlich älterer und jüngerer Internetnutzer zeigen, sind demnach nicht zwangsläufig auf ein Defizit seitens älterer User im Umgang mit dem Medium zurückzuführen. Worin ist die differenzierte Schwerpunktsetzung und Ausgestaltung dann begründet? Mögliche Erklärungsansätze werden im Folgenden reflektiert.

Zunächst ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Fragen des Interviews erforderlich. Es könnte vermutet werden, dass erfolgte Differenzierungen mit dem Fragekatalog in Verbindung stehen. So wurden die Befragten beispielsweise darum gebeten, Unterschiede zwischen dem Freundeskreis, den sie bei Feierabend.de geschlossen hätten, mit anderen Freundeskreisen aufzuzeigen. Jedoch lässt sich in diesem Zusammenhang erkennen, dass die Interviewteilnehmer sehr wohl Einspruch erhoben, wenn sie einer solchen Unterscheidung nicht zustimmen konnten und wollten. Ruth und Maria betonten beispielsweise, dass es hier keinen Unterschied mehr gäbe, da ihr Freundeskreis komplett aus Feierabend-Nutzern bestehen würde:

> „I: Ich glaub, dann ist meine nächste Frage gar nicht relevant für euch, aber vielleicht könnt ihr trotzdem was dazu sagen, bzw. eure Meinung dazu abgeben, äh, weil mich interessieren würde, wenn ihr äh jetzt euren Freundeskreis im normalen sozialen Umfeld und den (.) jetzt in der Community vergleicht, wie sich der unterscheidet.

---

obigen Diskussion auf die Nutzung von PC und Internet bezieht. Größere Differenzen zwischen den Generationen hinsichtlich der Fähigkeiten im Umgang mit Medien zeichnen sich vermutlich in der Handhabung von Tablet-PCs, Smartphones etc. ab.

> M: Das geht ineinander über. [R: ineinander über ja] Ich mein, ich hab jetzt auch noch andre Bekannte, die nicht dabei sind, näh? Aber, auch vom Alter her oder berufsmäßig, die noch berufstätig sind, aber (.) es geht ineinander über, die gehörn eigentlich schon zum Bekanntenkreis kann man sagen. [I: Mhm] Weil man doch sehr viel unternimmt, ich mein, wir ham im Monat fünf, sechs, mindestens fünf, sechs Veranstaltungen. [I: Mhm] Und die mer, die mer selbst machen, also wir ham das Regionaltreffen, den Weinstammtisch, nen Spieletreff, nen Ladystreff (1), des sin also die=die schon konstant jeden Monat sind, dann kommt immer mindestens eine Führung und eine Wanderung noch dazu. Des sind also sechs Mal, wo wir uns im Monat schon treffen" (Interview mit Ruth und Maria, S. 7, Z. 267–279).

Es ist wichtig, diesen Gesichtspunkt trotzdem im Auge zu behalten, da ebenfalls zu vermuten ist, dass der Aspekt der sozialen Erwünschtheit bei anderen Teilnehmern eventuell stärker ausgeprägt ist als bei Ruth und Maria (um bei dem Beispiel zu bleiben). Das Antwortverhalten konnte entsprechend verstärkt darauf ausgelegt sein, was von den Befragten seitens der Interviewerin als „erwartbar" ausgelegt wurde. Unabhängig von diesem Aspekt ziehen sich die aufgezeigten Merkmale jedoch vielschichtig durch das Interviewmaterial hindurch, so dass auch vor dem Hintergrund einer möglichen Lenkung des Antwortverhaltens davon auszugehen ist, dass der Differenzierung zwischen online und offline eine zentrale Bedeutung beizumessen ist.

Ein Erklärungsansatz für die Unterschiede ist in der Generationentheorie von Karl Mannheim zu suchen: Der von ihm geprägte Ausspruch der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" (zit. in: Pietraß/Schäffer 2011, S. 325) lässt auf die zeit- und erfahrungsbasierte Abhängigkeit von Wahrnehmungs- und Handlungsweisen schließen. Ereignisse werden nach dieser Sichtweise immer vor dem Hintergrund von Zeithorizonten (Erlebniszeiten) wahrgenommen, wobei diese Erlebniszeiten stark variieren zwischen den Angehörigen verschiedener Generationen (vgl. ebd., S. 325f.). Jede Generation bildet eine eigene „Entelechie" (Mannheim 1970, S. 518) aus, betont der Autor. Diese Entelechie lässt Generationen zu einer qualitativen Einheit verschmelzen. Der Ausdruck ist als Konglomerat von internalisierten Lebenseinstellungen zu verstehen und kennzeichnet sich durch ein gemeinsam geteiltes inneres Ziel (vgl. ebd.).

Der Generationenbegriff erfährt durch Mannheim (1970, S. 526f.) eine kritische Reflexion. So vertritt er die Auffassung, dass ein Generationenzusammenhang nicht gleichzusetzen sei mit der Veranlassung dazu, eine Gemeinschaft beziehungsweise Gruppe auszubilden. Zwar erkennt er an, dass zwischen den Angehörigen einer Generation eine gewisse Verbundenheit besteht, diese Verbundenheit sei jedoch nicht Indikator für die Bildung einer konkreten Gruppe. Vielmehr beruht der Generationenzusammenhang laut Mannheim „auf einer

verwandten Lagerung der einer Generation zurechenbaren Individuen im sozialen Raume“ (ebd., S. 526f.). Diese Lagerung hat zur Folge, dass der Rahmen des Denkens und Erlebens der Angehörigen einer Generation in seinem Spielraum eine Einschränkung erfährt und damit eine „spezifische Art des Eingreifens in den historischen Prozeß“ (ebd., S. 528) einhergeht. Positiv gesprochen ist mit der Lagerung eine gemeinsam geteilte Schwerpunktsetzung auf spezifische Verhaltens-, Gefühls- und Denkweisen verbunden. Eine zentrale Bedeutung im Rahmen dieser generationsbezogenen Lagerungen nimmt die Erlebnisschichtung ein. Es geht demnach nicht nur um eine chronologische Gleichzeitigkeit von Lebensaltersphasen, sondern explizit um die Partizipation an denselben (Lebens-)Ereignissen vor dem Hintergrund einer geteilten Bewusstseinsschichtung. Hinzu kommt das Phänomen der Lebensschichtung, welches sich mit dem Zeitpunkt spezifischer Erlebnisse und daraus folgend mit den Auswirkungen davon auf das Bewusstsein auseinandersetzt. Dahinter steckt die Überzeugung, dass Erlebnisse, je nachdem wann sie im Kontext der individuellen Biografie gemacht werden, unterschiedlich erfahren werden. Erste Eindrücke und Jugenderlebnisse beispielsweise wirken richtungsweisend für weitere Denk- und Handlungsmuster im weiteren Leben im Sinne eines internalisierten „natürlichen Weltbildes“ (ebd., S. 536). Spätere Erlebnisse orientiert sich an diesem Weltbild, bestärken oder widerlegen es. Die wichtige Rolle von frühen Erlebnissen beschreibt Mannheim folgendermaßen:

> „Die Prädominanz der ersten Eindrücke bleibt auch dann lebendig und bestimmend, wenn der ganze darauffolgende Ablauf des Lebens nichts anderes sein sollte, als ein Negieren und Abbauen des in der Jugend rezipierten ‚natürlichen Weltbildes‘. Denn auch in der Negation orientiert man sich grundlegend am Negierten und läßt sich ungewollt durch es bestimmen“ (ebd., S. 537).

Durch die Lagerung alleine kann das Phänomen der Generation jedoch auch nicht beschrieben werden, wie Mannheim (1970, S. 542ff.) betont. Der Begriff der Lagerung impliziert nämlich lediglich potenzielle Möglichkeiten, die zum Einsatz kommen können oder eben nicht. Historisch-sozial geteilte Hintergründe sind hierfür entscheidend, müssen aber durch den Aspekt „der Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit“ (ebd., S. 542) ergänzt werden. Nur wenn die Personen, die sich in derselben Generationenlagerung befinden, reale soziale und geistige Attribute zu einer realen Verbindung verknüpfen, kann von einem Generationszusammenhang die Rede sein. Demnach ist der Generationszusammenhang an die aktive oder passive Teilnahme an sozialen und geistigen Strömungen, welche den historischen Augenblick kenn-

zeichnen, gebunden. Innerhalb eines Generationszusammenhangs kann sich schlussendlich noch ein einheitsstiftender Faktor einstellen, wodurch sich – wie der Name schon sagt – eine Generationseinheit ausbildet. Diese kennzeichnet sich durch „die weitgehende Verwandtschaft der Gehalte, die das Bewußtsein der einzelnen erfüllen.“ (ebd., S. 544). Hierbei wird dem sozialisierenden Charakter dieser Gehalte eine entscheidende Bedeutung beigemessen. Innerhalb eines Generationszusammenhangs können sich mehrere Generationseinheiten ausbilden, die sich mitunter sogar gegenläufig ausrichten können (vgl. ebd., S. 542–549). Insbesondere vor dem Hintergrund des sich rasant vollziehenden gesellschaftlichen Wandels kann es verstärkt dazu kommen, dass bestimmte Generationslagerungen als Reaktion darauf eigene Entelechien ausbilden. Möglich ist jedoch auch der entgegengesetzte Fall im Sinne dessen, dass die einzelnen Generationsentelechien sich gegenseitig verschütten. Demnach ist nicht von einem stringenten, auf chronologische Abläufe basierenden Muster hinsichtlich der Generationsstile auszugehen (vgl. ebd., S. 553). Ob sich ein neuer generativer Stil ausbildet oder nicht ist vielmehr abhängig von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen:

> „Die biologische Gegebenheit des Generationswechsels bietet nur die *Möglichkeit* dafür, daß Generationsentelechien überhaupt entstehen können – gäbe es keinen Generationswechsel, so würden wir das Phänomen der Generationsstile nicht kennen. Welche Generationslagerung in ihrer Potentialität aber aktiv wird, hängt von der gesellschaftlich-geistigen Strukturebene ab, also gerade von jener Ebene, die diese naturalistische und dann plötzlich wieder extrem spiritualistisch werdende Problemstellung stets zu überspringen pflegt“ (Mannheim 1970, S. 553, Hervorhebung im Original).

Sicherlich bietet der gesellschaftliche Wandel mit seinen umfangreichen Veränderungen einen guten Nährboden für eben solche generativen Prozesse, wodurch Mannheims Thesen nach wie vor beziehungsweise stärker denn je von Belang sind. Wendet man seine Überlegungen nun auf die Zielgruppe der Untersuchung an, so lässt sich erkennen, dass diejenigen Senioren, die Mitglieder der Community Feierabend.de sind, einen Generationszusammenhang ausbilden. Sie gehören zu denjenigen, welche sich dem Thema neue Medien nähern und sich aktiv damit auseinandersetzen. Damit heben sie sich entscheidend von denjenigen Gleichaltrigen ab, welche sich den Umgang mit PC, Internet und Co. nicht zutrauen, beziehungsweise überhaupt kein Interesse daran haben. Auch wenn diese Zahl Jahr für Jahr abnimmt, wie einschlägige Studien, wie beispielsweise der (N)Onliner Atlas, unter Beweis stellen (vgl. Kapitel 1.6.2), gibt es dennoch nach

wie vor ältere Menschen, die neue Medien nicht nutzen und auch keine Nutzungsabsicht verfolgen. Hier zeigt sich, dass Alter alleine nicht als Attribut für die Kennzeichnung einer Generation herangezogen werden kann, wie es gerade auch im Rahmen der Auseinandersetzung mit Mannheims Überlegungen deutlich geworden ist. Dass sich die Art und Weise der Internetnutzung nun bei der Gruppe der „Onliner" unterschiedlich gestaltet, hierbei verschiedene Schwerpunktsetzungen vorgenommen werden und unterschiedliche Überzeugungen und Erwartungen sowie Befürchtungen zum Tragen kommen, lässt das Vorhandensein differenzierter Generationseinheiten vermuten, welche parallel zueinander bestehen, einander überlagern und sogar widersprechen können, wie dargelegt wurde. Der Satz vom Vorhandenseins der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" spricht demnach nicht nur das Verhältnis zwischen den verschiedenen Generationen an, sondern auch die unterschiedliche Ausgestaltung von Denk- und Handlungsweisen innerhalb einer Alterskohorte.

Schäffer (2009, S. 42) betont, dass Mannheims Generationskonzept hinsichtlich generationsspezifischer Praxisformen in Hinblick auf neue Medien weiterentwickelt wurde und sich in dem Ansatz „generationsspezifischer Medienpraxiskulturen" (ebd.) verdichtet. Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist, dass sich Medienerfahrung und Medienhandeln jeweils zeitspezifisch in Form von Mustern, Formen und Stilen niederschlagen, die im direkten Zusammenhang mit den jeweils zeitgeschichtlich zur Verfügung stehenden Medien zu sehen sind. Diese Handlungsstile bilden sich zu Medienpraxiskulturen aus, welche von dem Handelnden als „natürliche Form des Handelns" (ebd.) empfunden werden. Entscheidend dabei ist, dass diese Praxiskulturen das Potenzial haben, eine fortdauernde Wirkung zu haben und die Handlungslogik fortan zu bestimmen, auch wenn sich die Bezugsmedien ändern (vgl. ebd.). Dieser Erklärungsansatz wird zur Begründung dafür herangezogen, dass viele alte Menschen mit dem Umgang mit neuen Medien Schwierigkeiten haben, beispielsweise in Bezug auf die Koordination mit der Maus. Es zeigte sich, dass dieser Aspekt bei der vorliegenden Untersuchung weniger stark ins Gewicht fällt, da sich das Sample aus Menschen zusammensetzt, welche die „Hürde" des Internetzugangs bereits überwunden haben und sich größtenteils auch entsprechend gut mit den technischen Raffinessen auskennen, welche mit der Internetnutzung einhergehen. Einige von ihnen haben die Handhabung noch während ihrer Berufstätigkeit erworben, andere haben sich die notwendigen Kompetenzen erst im Ruhestand schrittweise selbst (häufig mit Hilfe von Kindern und Enkeln) angeeignet. Dass der Fähigkeitsbereich über ein bloßes „Zwei-Finger-System" beim Mailschreiben hinausgeht, zeigt sich daran, dass die Mehrzahl der befragten Personen digitale Bild- oder Videobearbeitung betreibt, chattet, Webseiten gestaltet usw. Dieser Kompetenz-

bereich ist also entsprechend positiv ausgebildet. Dennoch kann der Ansatz generationsspezifischer Medienpraxiskulturen m. E. greifen. Zwar nicht unbedingt hinsichtlich seiner technischen und anwendungsorientierten Ausrichtung, wohl aber in Bezug auf die Art und Weise sowie die Schwerpunktsetzung innerhalb des Medienhandelns. Es ist zu vermuten, dass die Beziehungsgestaltung älterer Nutzer ebenso geprägt ist von internalisierten Wertvorstellungen und Überzeugungen wie die Form der im Netz vollzogenen Selbstdarstellung. Aufgewachsen in einer Zeit, in welcher die *Face-to-Face*-Kommunikation (mangels Alternativen) einen wichtigen Stellenwert einnahm (z.B. in Form des „Dorfklatsches"), wird diese Art der Kontaktpflege auch auf die Beziehungsgestaltung im Internet übertragen. Ebenso die Tatsache, dass die Altersgruppe von einer Zeit geprägt wurde, in der die Kommunikation auch mittels Briefverkehr erfolgte, zeigt sich daran, dass das „analoge" Schreiben von Briefen, Postkarten und/oder das Verschicken von Päckchen wichtige Kontaktmedien bilden und diese trotz all der Vereinfachung und Überwindung von zeitlichen und räumlichen Grenzen durch das Internet nach wie vor Anwendung finden.

Die Übertragung auf biografische Erlebnisse, welche dieses Medienhandeln prägten, wird von Gertrud sehr eindrucksvoll dargestellt, indem sie den schriftlichen computergestützten Kontakt zu anderen Feierabend-Usern mit dem Verschicken von Briefen und Päckchen an Frontsoldaten zu Kriegszeiten vergleicht:

> „Ja, wissen Sie, ich werd Ihnen mal sagen, ähm im Kriech, als ich da zur Schule ging, da haben wir ja (.) Briefe und Karten und auch so kleine Päckchen an die Frontsoldaten geschickt. Also auch schon an einen unbekannten Soldaten und so weiter. Und da kam ja dann auch hinterher Danksagungen und da entwickelte sich auch manchmal (.) eigentlich also nicht manchmal ein paar Mal so ein richtiger netter Federkrieg. (lacht) Und da hatt ich, ich würde fast sagen, dass ist mit dem Kontakt zu vergleichen" (Interview mit Gertrud, S. 3, Z. 98–103).

Auch das Telefonieren stellt für die Senioren eine relevante Form der Kontaktaufnahme dar. Neben dem Versenden von E-Mails, Kurznachrichten und Kommentaren treten die Communityangehörigen häufig telefonisch miteinander in Verbindung, um sich besser kennenzulernen oder aber einfach nur, um zu „plaudern". Das Telefon stellt ein konventionelles Medium im Alltag dar, dessen Handhabung die Betroffenen im Laufe ihres Lebens in ihr Repertoire an mediengestützten Handlungsmöglichkeiten übertragen haben. Zweifelsohne ist das Telefon darüber hinaus im Kreise der Gleichaltrigen mit das wichtigste Medium, um gegenseitig in Kontakt zu treten. Während sich Kinder und Jugendliche heutzutage beispielsweise nach der Schule im Chat treffen, um sich auszutauschen und

miteinander zu „sprechen“, ist davon auszugehen, dass ältere Generationen doch eher zum Telefon greifen, unabhängig von der Tatsache, dass sie zumindest faktisch gesehen genauso in der Lage wären, ihre Unterhaltung online mittels einer Chatfunktion zu führen. Hierzu kommt erschwerend hinzu, dass die älteren Internetnutzer anders als die jüngere Generation nicht automatisch davon ausgehen können, dass die Person, mit der sie in Kontakt treten wollen, über einen Internetzugang und die entsprechenden technischen und medialen Kompetenzen verfügt, um diese Form internetgestützter Kommunikation durchzuführen. Anhand dieser Beispiele zeigt sich, dass etablierte Formen des Medienhandelns, welche ihr bisheriges Leben geprägt und beeinflusst haben, von den Senioren eins zu eins oder zumindest anteilig auf das Internet und ihre Onlineaktivitäten übertragen werden und sie diese mit den „neuen“ Kommunikationsformen, die sich hierbei ergeben, vermischen sowie analoge und digitale Formen der Kontaktpflege jeweils umeinander ergänzen.

Auch im Hinblick auf ihre Selbstdarstellung scheinen die Senioren ihre Alltagsvorstellungen bezogen auf Werthaltungen hinsichtlich Authentizität, Wahrheitsgehalt, Aufrichtigkeit und Fremdwirkung im Rahmen ihrer onlinegestützten Identitätsarbeit anzuwenden. Es besteht offenkundig Übereinstimmung darüber, dass persönliche Angaben im Rahmen der Community echt und wahr zu sein haben. Fakeaccounts und Personen, die ihrer Unaufrichtigkeit überführt werden, erfahren Ablehnung bis hin zu Sanktionierungsprozessen in Form von gemeinschaftlichem Vorgehen gegenüber dem Betreffenden. Sehr eindrucksvoll schildert Helga diesen Aspekt im Rahmen ihres Interviews. Anders als in der von Döring (siehe oben) beschriebenen Möglichkeit, mittels einer virtuellen Identitätsarbeit Persönlichkeitsanteile zum Ausdruck zu bringen, die man ansonsten nicht oder nur eingeschränkt ausleben kann, scheint dieser Aspekt für die Mitglieder der Seniorencommunity weniger gehaltvoll zu sein. Es scheint vielmehr versucht zu werden, die Selbstpräsentation im Internet möglichst nahe an der „Realität“ zu halten, was das Handlungsspektrum jedoch erheblich einschränkt.

Nach der ausführlichen Erläuterung der Muster, welche im Zuge der Untersuchung Anwendung finden, werden ergänzend dazu im nächsten Kapitel wiederkehrende Aspekte, die sich durch mehrere Interviews hindurch zogen, aufgeführt. Dies geschieht vor dem Hintergrund, einen Generationenzusammenhang, der sich aus der Zielgruppe der Feierabend.de-Nutzer zusammensetzt, näher zu beschreiben.

5.3 Exkurs: Weitere übergeordnete und wiederkehrende Aspekte

In mehreren Interviews – jedoch nicht allen – wiederholten sich bestimmte Gesichtspunkte, denen somit eine gewisse übergeordnete Bedeutung zukommt. Diese Aspekte zeigen, dass Feierabend.de aus Sicht der Nutzer auch mit einer Reihe problematisierter Rahmenbedingungen verknüpft ist, welche hinsichtlich ihres einschränkenden Charakters unterschiedlich bewertet werden. Auf diese wird in den folgenden Abschnitten eingegangen.

Außerdem werden anschließend verschiedene Eigenschaften, Interessensschwerpunkte und Handlungsspektren aufgeführt, welche bei mehreren befragten Feierabend.de-Nutzern zum Tragen kommen. Diese Auflistung kann selbstverständlich nicht als „Universalkriterium" für alle Feierabend-Mitglieder verstanden werden. Dennoch trägt sie dazu bei, eine Einschätzung davon zu bekommen, wodurch sich die Senioren, die in der Community Mitglied sind, auszeichnen und eventuell auch von Gleichaltrigen abheben. Damit soll dem Umstand Rechnung getragen werden, dass bei der vorliegenden Untersuchung auch berücksichtigt werden muss, dass ältere Menschen, die das Internet und Feierabend.de nutzen, nicht unbedingt als Repräsentanten einer ganzen Generation angesehen werden können. Vielmehr bilden sie eine ganz spezielle Gruppe innerhalb der Gleichaltrigen, wie in Kapitel 5 in Zusammenhang mit Mannheims Theorie bereits ausführlich diskutiert wurde.

5.3.1 Problematisierte Aspekte innerhalb von Feierabend.de

Auch wenn die Nutzer von Feierabend.de größtenteils positive Aspekte der Community nannten und nach eigener Aussage Profit aus ihrer Mitgliedschaft ziehen (wenn auch unterschiedlicher Art), führten sie jedoch auch einige grundlegende Kritikpunkte und Nachteile auf, die sie an der Plattform wahrnehmen. Die interviewten Personen haben einen individuellen Umgang mit diesen negativen Begleiterscheinungen entwickelt, es ist jedoch anzunehmen, dass es andere gibt, die sich von diesen Nebeneffekten abschrecken lassen oder sogar ihren Account wieder löschen, so wie auch der ein oder andere meiner Interviewteilnehmer kurzzeitig mit diesem Gedanken gespielt hat. Aus diesem Grund sollen an dieser Stelle diese problematisierten Standpunkte nicht unerwähnt bleiben.

5.3.1.1 Sexualisiertes Verhalten

Der Gesichtspunkt sexueller Belästigungen wurde von vielen Frauen, mit denen ein Interview geführt wurde, angesprochen. Sie erzählten von zweideutigen Zuschriften, die mitunter sehr grobe Züge annehmen können. Es gibt Männer, die in diesem Zusammenhang geradewegs mit der „Türe ins Haus fallen“ und ziemlich deutlich darauf zu sprechen kommen, in welche Richtung ihre Interessen gehen. Andere sind in dieser Hinsicht etwas zurückhaltender, formulieren ihre Absichten weniger direkt, aber dennoch deutlich. Es gibt auch jüngere Männer, die sich in der Community anmelden, weil sie ein sexuelles Abenteuer mit einer reifen Frau suchen. Der Umgang mit dieser Art von Mailkontakten gestaltet sich sehr unterschiedlich. Viele Frauen fühlen sich regelrecht überfordert damit und peinlich berührt durch die deutlichen Avancen seitens der Männer:

> „L: Hab auch ein paar ganz <u>üble</u> (.) ganz <u>üble</u> Anmachemails gekriegt, also wirklich mit einer Frage: „Ich möchte Dein Liebhaber sein“, wörtlich ohne Muh und Mäh, wer er ist, wer er will. [I: Mhm] Wirklich ein paar von der Sorte, aber ganz (.) also der letzte war dann sowas von unangenehm und übel (.), dass ich geschrieben hab, also wenn der mir noch ein einziges Mal schreibt, dann lass ich ihn sperren eben von=von den (.) Oberen da, die das managen, ja. (1) Also, das passiert auch, obwohl ich nicht angekreuzt hab, Partnerschaft, Ehe, das bewusst (.) nicht gemacht hab, dass ich das überhaupt nicht suchen möchte. Ja. (1) Und vor allem auch Mitten in der Nacht, ich denk, das sind so richtig alte geile Böcke, die nachts da sitzen, die nicht wissen, was se anfangen sollen und die dann anfangen, sich Leute rauszusuchen, also (1) wirklich (.) aber da merkt man, wes Geistes Kind sind und in welchem Nichtstil manche Leute sind“ (Interview mit Lisa, S. 2, Z. 60–70).

Auch Sigrid erlebte die sexuell orientierten Anfragen durch Männer so übergriffig, dass sie es sogar in Erwägung zog, sich wieder aus der Community abzumelden, wie der Fallbeschreibung in Kapitel 4.2 zu entnehmen ist.

Es gibt aber auch Frauen, die über ein entsprechendes Handlungsspektrum verfügen, mit diesen Erfahrungen umzugehen, ohne großartig Anstoß daran zu nehmen. Beate etwa beschreibt ihren Umgang damit folgendermaßen:

> „B: Pff, nee, nee. (1) Nee, es gibt mitunter Zuschriften von irgendwelchen sexwütigen Männern, die äh, sehr unanständige Angebote machen, äh (.) dann hat man die Möglichkeit, die zu blockieren (.) oder (.) äh, ich schreibe ein paar entsprechende Zeilen, da fällt mir immer was ein“ (Interview mit Beate, S. 5, Z. 192–194).

Andere Reaktionen mögen vielleicht verwundern. So war Helga beispielsweise regelrecht irritiert davon, dass sie keine dieser „Anmachmails“ erhält und nahm das zum Anlass, sich kritisch mit der eigenen Person auseinanderzusetzen.

> „H: Also, es schreiben viele Frauen, dass sie angemacht wern, von Männern. (2) Warum werd ich net angemacht? Also, ich (.) frag mich net, warum ich net angemacht werd, net des ist die Frage, sondern ich wunder mich dann immer, wenn manch andre schreibt eben, dass sie ständig so angemacht werden. (1) Des, also da weiß ich net, was=was die Männer, die jetzt da drinn sich tummeln, äh (.) warum, nach welchen Kriterien sie diese Frauen anmachen. [I: Mhm]“ (Interview mit Helga, S. 17, Z. 761–766).

Helga scheint demnach diese Form der Interessensbekundung als regelrechte Bestätigung und Aufwertung wahrzunehmen. Das Ausbleiben erlebt sie in diesem Zusammenhang fast schon als Zurückweisung ihrer Person.

Ganz anders geht Emma mit diesem Aspekt um. Für sie ist Sexualität im Alter ein ganz natürliches, gewöhnliches Phänomen und gehört ihrer Meinung nach zu zwischenmenschlichen Beziehungen dazu. Wenn sie einen Mann kennenlernt, so möchte sie nach eigener Aussage auch früher oder später körperliche Zuneigung mit ihm teilen:

> „[…] also es sind sowieso nur immer Kontakte mit jüngeren Männern, ja? [I: Mhm] Und da steh ich ja auch voll drauf. (1) Ja, weil ich mit nem alten Opa nichts anfangen kann [I: Mhm], ja? In keiner Weise, also es hat jetzt net nur mit m Sex zu tun, was ja zwangsläufig für <u>mich</u> (.) irgendwann dazu gehört. [I: Mhm] Ja? Ja, also, wenn ich (.) mich einem Mann und nem Partner zuwend, dann ist das doch eigentlich im Thema dabei. Und ich habe aber immer wieder Erfahrung mit Frauen gemacht, die dieses Thema total ausklammern [I: Mhm]. Es geht nicht mit einem Mann. Ein Mann ist anders geartet wie ne Frau. Und wenn der Mann ne Frau kennenlernt, dann gehört des dazu bei ihm. Und wenn ich Frauen als Freundinnen hab, die die Männer dann da so schroff abweisen, von weche: Was will n der, der will nur Sex usw. Das finde ich einfach nicht in Ordnung. Ganz natürlich und ganz normal. Ohne Romantik oder ohne Schweinerein, sondern ganz sachlich, so wie ich hier die Tasse Kaffee trink. (.) Ja? Und das können aber (hustet) die meisten meiner Freundinnen nicht verstehen. Dass das für mich das Thema ist, was ich mir eigentlich auch übers Internet erhofft hab“ (Interview mit Emma, S. 14, Z. 637–649).

Emma ist damit die einzige Frau im Rahmen des vorliegenden Samples, die so offen über eigene Bedürfnisse sprach und hier auch kein Schamgefühl an den Tag legte. Bei den anderen Betroffenen kam vielmehr ihre empfundene Irritation über diese Erfahrungen zum Ausdruck.

Resümierend wird deutlich, dass die Anonymität des Internets vor allem männliche Nutzer von Feierabend.de dazu zu verleiten beziehungsweise zu ermutigen scheint, ihren körperlichen Interessen Ausdruck zu verleihen. Konfrontiert mit diesen eindeutigen Anfragen gestaltet sich, auch das wird offenkundig, die Art und Weise der Reaktion seitens der Angesprochenen sehr vielfältig, angefangen davon, überfordert und peinlich berührt zu sein bis hin zu einem ungezwungenen Umgang damit. Interessant dabei ist der Aspekt, dass solche „Anmachmails" trotz aller Anstößigkeit, die damit eventuell transportiert wird, dennoch eine Aufwertung der angeschriebenen Dame zu implizieren scheinen, wie es vor allem bei Helga deutlich wird, die eben nicht auf diese Art der männlichen Interessensbekundung zurückgreifen kann.

Auffallend ist an sich, dass die Frauen im Rahmen des Interviews doch sehr offen und von sich aus über dieses Thema sprachen und sich hier keine Scham oder gar ein Unwohlsein abzeichnete, unabhängig davon, wie sie die sexuellen Avancen bewerteten.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, wie bereits im obigen Zitat von Beate angeschnitten wurde, dass es in Feierabend.de mittlerweile die Möglichkeit gibt, unangenehme Nutzer zu sperren (Ignorierfunktion), so dass diese nicht mehr dazu in der Lage sind, Kontakt aufzunehmen. Während dieses Sperren früher umständlich telefonisch durchgeführt werden musste, wurde mittlerweile eine direkte Ignorierfunktion eingerichtet, das heißt, man kann unliebsame Besucher online per Mausklick „verbannen". Diese Aufrüstung dürfte vielen Frauen eine Erleichterung bieten und vor allem jene ansprechen, die aufgrund der empfundenen Übergriffe bereits eine Löschung ihres Accounts in Erwägung gezogen haben.

5.3.1.2 Empfundener Zwangscharakter

Ein anderer negativer Aspekt wurde vor allem von Helga benannt und zog sich wie ein roter Faden durch das Interview mit ihr: der empfundene Zwangscharakter, der in Feierabend vorherrschend sei. Ausgangspunkt dafür ist die Erwartungshaltung der anderen Nutzer, wie sie erklärte. Bei dem Interview mit Lisa zeigen sich Tendenzen, die ebenfalls in diese Richtung gehen. Sie reflektierte im Zuge der von ihr empfundenen Erwartungshaltungen ihre Persönlichkeit und betonte in diesem Zusammenhang, dass sie den Anforderungen, welche an die Nutzer einer Onlineplattform gestellt seien, eigentlich nicht gerecht werden könne:

„[…] ich glaub es liegt doch an einem selber. Ich bin also nie der offene Typ, der die Tür reinkommt und sagt: „Ich bin da, jetzt müsst ihr alle nach mir gucken“, sondern ich bin immer der, der sich erst mal ganz zurücknimmt und sich so langsam vorwärts tastet und ich glaub, das ist für so ne (.) Computercommunity glaub ich auch nicht das richtige Verhalten. (.) Die erwarten einfach viel, viel mehr, dass man mehr aus sich rausgeht und […]“ (Interview mit Lisa, S. 2, Z. 44–49).

Anders dagegen Helga: Sie machte den wahrgenommenen Zwangscharakter am Beispiel der von ihr häufig genutzten Tagebuchfunktion fest, welche die Option bietet, einen freien Text zu jedem beliebigen Thema zu verfassen, ihn gegebenenfalls mit Bildern zu versehen und daraufhin online zu stellen. Andere User können diesen Beitrag lesen und einen Kommentar dazu hinterlassen. Eben diese Bezugnahme und Würdigung des eigenen Beitrags wird von dem Verfasser regelrecht vorausgesetzt, betonte sie. Bleibt das jedoch aus, hat das mitunter entsprechende Reaktionen zu Folge, wie Helga anschaulich darstellte:

„Und dann erwarten die, dass ich hier, weil ich sie gut kenn, auch jeden Tag was dazu schreib. (2) Und des wird so ne, das wird so ein Zwang. [I: Mhm] Das wird ein furchtbarer Zwang. Und wenn ich nichts schreib, dann hab ich auch schon Briefe gekriegt: ‚Gell, meine Einträge sind Dir zu banal?‘“ (Interview mit Helga, S. 5, Z. 194–198).

Diese Erwartungshaltung empfindet Helga als überaus störend und auch als einschränkend gegenüber kreativen Schaffensprozessen. Sie bemängelte, dass durch diesen auferlegten Zwangscharakter Inhalte in den Hintergrund rücken und es lediglich darum ginge, die anderen Verfasser in ihrem Wunsch nach Bestätigung zu unterstützen. Dadurch finden Trivialitäten und Nichtigkeiten ihren Weg in das Tagebuch, davon ist Helga überzeugt. Auf die Rückfrage, wie sie eine Community gestalten würde, wenn sie könnte, antwortete sie dementsprechend folgendermaßen:

„(2) Was mir wichtig wäre? (3) Ähm, ich (1) ich würde schon, ich fänd, ich find jetzt schon dieses Austauschen=Austauschen, ins Tagebuch schreiben schon, ins Tagebuch vor allem, schon schön, halt auf eine (.) weniger, dass jeder weniger schreibt, [I: Mhm] Dass sich meinetwegen jeder auf einmal in der Woche n Eintrag mal beschränkt. (1) Wenn ihm grad noch mal was Besonderes einfällt, des kann auch mal zwei Wochen nix drinn stehen. Dass des= Dass des aber äh dass derjenige dann aber genauso wichtig, wie der, der also der, der jeden Tag net. Also dieses jeden Tag schreiben, also ich würde das Ganze ein bisschen (1) auf ähm (2) ist schwer zu sagen, ist glaub ich auch net zu verwirklichen, also n bisschen auch des Niveau anheben (1), wobei ich unter Niveau net mein, in äh, dass jemand einfache Sachen

> schreibt, des kann was ganz einfaches sein, was jemand da erzählt“ (Interview mit Helga, S. 10, Z. 439–448).

Deutlich wird, dass innerhalb von Feierabend.de gewisse Kontrollmechanismen zu herrschen scheinen, denen sich die Mitglieder allem Anschein nach unterwerfen müssen, um innerhalb der Onlinegemeinschaft Bestand zu haben. Neben formalen Vorgaben scheint ein unterschwelliges Regelwerk zu bestehen, das man zu befolgen hat, um Akzeptanz innerhalb der Gruppe zu finden. Ausschlusstendenzen scheinen sich in diesem Zusammenhang schnell abzuzeichnen, Helga betonte beispielsweise die Notwendigkeit des regelmäßigen „In-Erscheinung-Tretens“: „(…) wenn man dann nicht mehr schreibt, dann ist man draußen“ (Interview mit Helga, S. 8, Z. 367). Dieser beschriebene „Zwangscharakter“, so wird offenkundig, dient demnach nicht nur dem Wunsch der Würdigung gemachter Beiträge, sondern ist in erster Linie der Selbstbestätigung der eigenen Person zuträglich. Mit anderen Worten: Wer Aufmerksamkeit bekommt, beachtet wird, Reaktion hervorruft, kann sich seiner Stellung sicher sein.

Und so wurde auch bei Helga deutlich, dass sie Wert auf Resonanz legt, wenn sie auch betonte, das Tagebuchschreiben aus eigenem Interesse und Antrieb heraus vorzunehmen:

> „[…] dieses Tagebuch, des ist nun so, da schreib ich ja und wenn jemand schreibt ist gut und wenn niemand schreibt ist auch gut. Aber (.) ich schreib ja für mich und da hab ich mich dann eigentlich (.) des hab ich unheimlich gern gemacht. Hab am Anfang sogar (.) da hab ich sehr oft geschrieben. Am Anfang sogar jeden Tag [I: Mhm] und dann dreimal in der Woche, das ist dann weniger geworden“ (Interview mit Helga, S. 4, Z. 145–149).

Wenig später gestand sie sich aber ein, dass der pure Spaßfaktor alleine nicht den Anreiz schaffe, sondern dass sie sich auch über ein entsprechendes Feedback freue:

> „Tagebuch macht <u>unheimlich</u> Freud, es ist nur so (3), das war ich möchte beim Tagebuch, also dieses Spielerische, ich hab ne gute Idee und das schreib ich dann, schreib ich irgendeinen Eintrag. [I: Mhm] Und das steht dann drinnen. Und ich würd mich dann auch schon freun, wenn=wenn Echo da kommt, ich möcht schon ne Resonanz merken, ja?“ (Interview mit Helga, S. 4f., Z. 177–181).

Trotz aller Kritik an den informellen Normvorgaben innerhalb der Onlinecommunity befolgt Helga diese auch, um Anerkennung und Bestätigung zu erhalten und ihren Platz innerhalb der Gemeinschaft zu sichern. Dadurch wird deutlich,

dass der Zwangscharakter zwar als Einschränkung innerhalb des Netzwerkes betrachtet werden kann, er aber gleichzeitig einen zentralen Stellenwert innehat und die Formen der Vergemeinschaftung steuert. In anderen Netzwerken, die sich durch eine größere Offenheit auszeichnen, mag dieser Effekt nicht so deutlich in den Vordergrund rücken. Feierabend.de ist jedoch trotz seiner verhältnismäßig hohen Mitgliederzahl innerhalb der Sparte der Plattformen für die Zielgruppe 50+ in seiner Ausformung viel geschlossener als Netzwerke wie Facebook und Co., wodurch diese Formen gegenseitiger Einflussnahme viel deutlicher in den Vordergrund rücken. Diese Rahmenbedingungen mögen nicht für jedes Mitglied gleichermaßen sinnvoll und nachahmenswert erscheinen, machen aber den zentralen Charakter der Community aus und sind von daher schwer zu umgehen. Dies wiederum stützt den ursprünglichen Ausdruck des Zwangscharakters mit dem Einschub allerdings, dass dieser Zwangscharakter von den Mitgliedern eigenständig produziert und aufrechterhalten wird, um das soziale Gefüge innerhalb der Gemeinschaft zu ordnen, zu kontrollieren und beizubehalten.

5.3.1.3 Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der Kontakte

Einige der Interviewteilnehmer kritisierten den fehlenden Tiefgang, welche die Kontakte in der Onlinecommunity aufweisen. Lisa beispielsweise meldete sich speziell bei Feierabend.de an, um im Austausch mit anderen Betroffenen den Tod ihres Ehemannes zu verarbeiten. Hierbei wurde sie jedoch in ihren Erwartungen enttäuscht, sie bekam nicht die Reaktion zurück, die sie sich erhofft hatte. Lisa betonte in diesem Zusammenhang, dass sie es schließlich aufgegeben habe, andere Witwen anzuschreiben, da das Feedback, das sie hierbei erhielt nicht ihren Ansprüchen genügte:

> „[…] weil wie gesagt, die paar Versuche, die ich unternommen hab, da kam nichts. [I: Mhm] Ich weiß nicht, ob ich's mir, wie in meinem Leben immer die falschen Männer gesucht habe (lacht) dort vielleicht auch gerade die falschen erwischt habe, ich weiß es nicht (lacht). Oder ich wusste dann einfach nichts mehr zu schreiben dann, weil (.) es kommt ja auch darauf an, mein Gott, wo is des Interesse. Wenn das nur Blablabla ist, heute hab ich Frühstück gehabt, heute hab ich Sauerkraut gekocht, also das ist mit dann (.), das reicht mir nicht. [I: Mhm] Ja. (1)“ (Interview mit Lisa, S. 3, Z. 88–94).

Die Alltäglichkeit der Gesprächsinhalte war nicht konform mit dem Ausnahmezustand, in dem sich Lisa gefangen sah. Für sie wirkten die Unterhaltungen, die

sich vordergründig auf einer Smalltalk-Ebene bewegten, unangemessen und enttäuschend, da sie sich mehr von dem Austausch erhofft hatte. Sicherlich muss man hierbei den besonderen Umständen Rechnung tragen und berücksichtigen, dass Lisas Erwartungshaltung wahrscheinlich nur schwer zu befriedigen war in dieser Situation. Ähnliche Vermutungen äußerte sie nach einer gewissen Zeit, als sie davon sprach, dass sie zu dieser Zeit faktisch völlig neben sich stand:

> „Ich mein, das ist fünf Jahre her, so langsam komm ich jetzt raus aus der Geschichte, aber des war am Anfang (.) war ich wirklich also (.) man kann sagen bald wahnsinnig [I: Mhm] (.) ich war nich (.) nich klar. (1) Ja (.), deswegen also (.), das, sagen wir mal das, was ich erwartet habe, das konnte man vermutlich gar nicht erfüllen (lacht) [I: Mhm] (3)“ (Interview mit Lisa, S. 1, Z. 36–40).

Allerdings scheint die Oberflächlichkeit der Kontakte als problematisierter Aspekt im Rahmen der Community auch für andere Mitglieder relevant zu sein. Helga beispielsweise bemängelte diesen Umstand ebenfalls und beschrieb einschlägige Erfahrungen, die sie in dieser Hinsicht gemacht hatte, ausführlich im Kontext des Interviews:

> „Da ist jetzt auch kein (.) mer schreibt sich immer noch mal Weihnachten ne Karte oder so, aber es ist also keine äh es ist also net so tief, find ich. [I: Mhm] Weil=weil manchmal schreiben Leut immer: ‚Ach Gott, ich hab so viele Freunde hier gefunden bei Feierabend.‘ Da denk ich immer: ‚Na, wie schön für Dich‘, aber ich kann’s also, ich möchte des net so nennen“ (Interview mit Helga, S. 7f., Z. 317–321).

Aus diesem Zitat ist deutlich herauszulesen, dass Helga freundschaftlichere Verhältnisse bevorzugen würde, aber dieser Wunsch nicht ohne Weiteres umsetzbar erscheint. Auffallend ist ihrer Meinung nach vor allem die Tendenz, dass Beziehungen, die sich im Rahmen der Community ausgebildet haben, auch schnell wieder zum Erliegen kommen können. Dies machte sie daran fest, dass jeder einzelne Nutzer sehr viele unterschiedliche Bekanntschaften pflegt und es dadurch passieren kann, dass ein alter Kontakt zugunsten eines neuen wieder aufgegeben wird.

Allerdings beschrieb Helga auch gegenläufige Tendenzen, zum Beispiel, wenn sie einem anderen Mitglied aus Feierabend.de kleine Geschenke schickt und sich dabei eine Freundschaft entwickelt, die über den reinen Onlinekontakt hinausgeht (beispielsweise auch in Form von regelmäßigen Telefonaten):

„Und der empfindet mich als Freundin, FA-Freundin. Der schreibt auch manchmal beim Kommentar: „Ach liebe Freundin“ oder so und telefoniern tun mer=tun mer immer wieder. Ich hab dem jetzt auch n Päckchen geschickt, des muss er, des muss wohl heute oder morgen ankommen. (.) Hab ich noch keine Resonanz, aber viel mit gemalt und so, also ganz schön gemacht. Also des (.) ich mach dem gerne ne Freude. Der mir aber auch“ (Interview mit Helga, S. 7, Z. 277–281).

Daran zeigt sich, dass in Feierabend.de durchaus die Möglichkeit besteht, Freundschaften aufzubauen, welche die Ebene der Oberflächlichkeit überwinden. Viele Interviewteilnehmer berichteten von intensiven Gesprächen über intime Themen mit anderen Feierabend.de-Nutzern und auch die beschriebenen regelmäßigen persönlichen Treffen weisen auf funktionierende Netzwerke hin, die durchaus den Status einer weitreichenden Freundschaft annehmen können. Gleichzeitig offenbaren sich jedoch ebenso der Charakter der Unverbindlichkeit und die Tendenz, sich nicht festlegen zu wollen (was oben bereits im Rahmen der Musterbildung zum Tragen gekommen ist). Dieser Gesichtspunkt wird von einigen Communitymitgliedern negativ wahrgenommen, spiegelt jedoch streng genommen das Prinzip virtueller Kontakte wider (Stichwort *weak ties*) und ist noch dazu Kennzeichen moderner gesellschaftlicher Beziehungsformen. Diese Strukturen setzen einen gewissen Grad an gegenseitiger Akzeptanz voraus (in dem Sinne zu akzeptieren, dass das Gegenüber nicht unbedingt den gleichen Wunsch nach Beständigkeit und Tiefgang hat beziehungsweise genau das anstrebt), um mit ihnen auf angemessene Art und Weise umgehen zu können. Gleichzeitig erfordern sie von dem Einzelnen ein hohes Maß an Engagement, wenn es darum gehen soll, sie zu bezwingen. Denn, auch das wird in den Interviews deutlich: Enge Freundschaften mit Tiefgang wollen gepflegt werden, erwarten Einsatzbereitschaft in Form von Offenheit, regelmäßiger Kontaktpflege, Standhaftigkeit und dergleichen. Demnach kann nicht erwartet werden, dass eine Anmeldung bei Feierabend.de automatisch mit dem Zugewinn an einer Vielzahl neuer freundschaftlicher Kontakte einhergeht, sondern die Ausbildung solcher Beziehungsformen bedarf Zeit und in gewisser Weise auch Mühe, gleichsam der Kontaktpflege, wie wir sie vom „Offline-Leben“ her kennen. Margot bringt diesen Aspekt auf den Punkt:

„Und das war ja auch so, also manche ham da Erwartungen, die melden sich da an und bilden sich ein, die Leute stürzen auf sie nur so drauf los und wollen ihre Freunde werden. Und ich habe aber erlebt und auch andere, das weiß ich auch von anderen, (.) dass das <u>ganz langsam</u> anläuft. Also man schreibt z. B. irgendjemanden im Tagebuch (1) oder man sieht, dass einer Mitglied des Tages geworden ist, schreibt den ein paar Zeilen, sieht irgendwas im Poesiealbum oder egal wo und schreibt den-

jenigen an und so hat sich das immer entwickelt, dass dann so Mailfreundschaften draus geworden sind, näh? [I: Mhm] (1) Also das geht nicht von heute auf morgen, wenn ich draußen nen Menschen kennenlerne, das wird ja auch nicht von jetzt auf nun intim. Das braucht ja auch seine Zeit. [I: Mhm] Und genauso ist es bei Feierabend auch gewesen (…)“ (Interview mit Margot, S. 12, Z. 499–508).

Noch dazu muss in diesem Kontext berücksichtigt werden, dass die Flüchtigkeit der Kontakte nur dann als problematisch erachtet und eingeschätzt wird, wenn sich diese gegen die eigenen Vorstellungen und Wünsche richtet. Denn, so ist im Zusammenhang mit der Musterbildung oben deutlich geworden: Es gibt durchaus auch Feierabend.de-Nutzer, welche die Unverbindlichkeit und fehlende Festlegung im Rahmen von Feierabend.de durchaus zu schätzen wissen. Es sind demnach die eigenen Erwartungen, von denen es abhängt, ob dieser Aspekt als nachteilig empfunden wird, oder eben nicht.

5.3.2 Besonderheiten der befragten Feierabend.de-Nutzer

Wie bereits oben angedeutet, gibt es eine Reihe von Eigenschaften und Fähigkeitsbereichen, die bei den interviewten Feierabend.de-Nutzern ausgeprägter zu sein scheinen. Im Folgenden sollen wiederkehrende Aspekte, die im Rahmen der Interviews zum Ausdruck gebracht wurden, dargestellt werden. Diese Auflistung ist nicht als Charakteristikum eines jeden Feierabend.de-Users zu verstehen, diesen Anspruch kann und soll sie nicht erheben. Vielmehr soll anhand der Erörterung dieser Gesichtspunkte einmal mehr aufgezeigt werden, dass es sich bei den Nutzern der Community um eine Gruppe von Personen handelt, die sich von Gleichaltrigen in mancherlei Hinsicht abheben, die bestimmte Voraussetzungen mitbringen und einen ganz eigenen Habitus offenbaren. Dass dieser Personenkreis jedoch immer größer wird und die Internetnutzung auch im Alter immer mehr als „Normalität“ angesehen werden kann, steht außer Frage. Spätestens in 20 Jahren wird sich hier ein völlig anderes Bild offenbaren, da dann die Mehrheit der Senioren online leben wird, schon allein aus dem Grund, dass sie mit den Themen Internet, PC und dergleichen vom Beruf her vertraut sind. Allerdings wird es dann zweifelsohne andere Gesichtspunkte geben, in deren Zusammenhang sich die Generationen stark unterscheiden hinsichtlich Zugang und Nutzungsverhalten.

5.3.2.1 Selbstlernkompetenz

Ein Gesichtspunkt, welcher in den geführten Interviews immer wieder zur Sprache kam, bildete die Aneignung der Fähigkeiten, die für den Umgang mit PC und Internet erforderlich sind. Einige der Interviewteilnehmer hatten sich bereits während ihres Berufslebens mit den neuen Medien auseinandergesetzt und somit zumindest die Grundkompetenzen, welche ihre Nutzung erfordern, erworben. Andere näherten sich erst im Ruhestand ganz bewusst dieser für sie bis dahin fremden Materie an. Beate beispielsweise hat sich während ihrer Lehrertätigkeit mit dem Computer nicht auseinandersetzen wollen und erkannte erst nach ihrer Verrentung die Vorteile, welche ihr der Einsatz von PC und Internet auch für ihren Beruf hätte verschaffen können:

> „Wobei ich sagen muss, ich habe nie einen Computer haben wollen. Als in der Schule die Lehrer einen Lehrgang machten, hab ich gesagt: ‚Das lohnt sich für mich nicht mehr. Ich mach das nicht' :und: als vor sechs Jahren eben mein Enkel geboren wurde, da meinte mein Sohn: ‚Na, Du denkst wohl, wir schicken Dir dauernd Fotos. (1) Jetzt, wo das Enkelkind da ist, schaffste Dir sowas an und dann kriegste Bilder.' Und da hab ich dann mir einen Laptop gekauft und (.) na ja und seitdem ärgere ich mich, dass ich nicht eher damit angefangen hab, denn ich habe dann erst gemerkt, wie der mir auch für die Schule hilft. [I: Mhm] Näh? Und das, ja irgendwie (.), wir waren ja sowieso ein bisschen hinter dem Mond daher und irgendwie (stößt Luft aus), was weiß ich […] (Interview mit Beate, S. 2, Z. 60–68).

Viele der Interviewteilnehmer erhielten Unterstützung von ihren Kindern und Enkeln, als sie anfingen, sich mit dem Thema PC und Internet zu befassen. Beate gab beispielsweise freimütig zu, sie habe gerade am Anfang „immer mal einen Flurschaden angerichtet" (Interview mit Beate, S. 3, Z. 76) und wäre in diesem Zusammenhang froh gewesen, dass ihr Sohn zur Stelle gewesen sei, um diesen Schaden zu beheben. Auch Emma kann sich der Hilfestellung ihres Enkels bei Bedarf sicher sein (vgl. Interview mit Emma, S. 16, Z. 703–705). Andere wiederum sehen sich mit Vorurteilen und Vorbehalten konfrontiert. Ilses Söhne beispielsweise trauten ihrer Mutter anfangs nicht zu, dass sie sich in ihrem Alter nochmals in einer für sie völlig fremden Welt zurechtfinden könnte. Dass sie ihre Söhne mittlerweile hinsichtlich ihrer Kompetenzen im Umgang mit PC- und Internetanwendungen überrundet hat, erfüllt die Frau mit großem Stolz (vgl. Interview mit Ilse, S. 7f, Z. 278–309).

Die Aneignung der notwendigen Kniffe und Tricks scheint insbesondere über das Prinzip *trial and error* zu erfolgen. Offizielle Kurse, in welchen der Umgang mit den Medien erlernt werden sollen, wurden von keinem Interviewten

besucht. Gertrud geht sogar soweit, diese hinsichtlich ihrer Effektivität stark anzuzweifeln:

> „Und was das schlimme ist, in den Volkshochschulen werden ja Kurse angeboten. Das ist unnötig, sich da anzumelden und da dran teilzunehmen. Weil dieses ähm 50+ oder 60+ gar nicht eingehalten wird. Das sind, da sind Schüler dabei und Junge dabei und dann wird auf die Alten keine Rücksicht genommen. Die wissen dann schon alles (1), die=die Jungen, also das müsste irgendwie (.) bisschen strenger gehandhabt werden. [I: Mhm] Aber da ist ja auch bei den Volkshochschulen so, die äh Hauptsache kommen genug Leute zusammen und das Geld stimmt, näh?“ (Interview mit Gertrud, S. 4, Z. 143–150).

Viel weiter verbreitet sind die Formen gegenseitiger Unterstützung informeller Art, wie sie bei den Feierabend.de-Teilnehmern untereinander angeboten und ausgetauscht werden. Es werden hierbei Beiträge in Foren geschrieben in Form von „Tutorials“, es werden direkt Fragen gestellt, es wird gechattet und zuweilen besuchen sich manche Mitglieder auch privat, um einander Hilfestellung zu bieten und die technischen Hürden zu überwinden. Helga, die Feierabend.de grundsätzlich etwas skeptisch gegenübersteht, sieht diesen Aspekt als großen Zugewinn an, welchen die Plattform bietet:

> „Ich rat auch jedem, in so ne Community zu gehen. (1) Wenn man das richtige Maß findet, (1) man lernt viel. (2) [I: Mhm] […]Aber z. B. mir hat auch, mir hat auch des, auch diese S-Nickname hat mir am Anfang viel mit Fotografie, mit Foto, wie ich Fotos reinsetzen kann und so weiter erklärt (.) oder dann hab ich mal dieses Speichern, das hat mir, das hat mir dann emal nachts im Chat n Mann (1) ganz lang von eins bis zwei Uhr nachts hat der so Schritt für Schritt, also ‚Jetzt machst Du das, jetzt machst Du das‘, hat der mir das mal beigebracht. Ja! Also das gibt’s häufig. (1) Das kann man häufig erleben, dass jemand einem ganz schön langsam etwas beibringt“ (Interview mit Helga, S. 14, Z. 613–622).

Die Aneignung der verschiedenen Kompetenzbereiche erfordert von den Senioren eine ausgeprägte Auffassungsgabe und den Mut, sich mit der Technik auseinanderzusetzen, auch auf die Gefahr hin, Fehler zu begehen. Wie Beate in diesem Zusammenhang anmerkte, sind es vor allem die Fehler, welche Lernerfolge nach sich ziehen (vgl. Interview mit Beate, S. 3, Z. 93). Alleine jedoch die Bereitschaft, sich der eigenen Fehlbarkeit zu stellen und sich mit einer Medienwelt zu beschäftigen, die einem bis dato mitunter völlig fremd war, unterscheidet die Feierabend.de-Nutzer deutlich von anderen Altersgenossen. Sie haben den Mut, sich in ihrem betagten Alter nochmals mit etwas völlig Neuem zu beschäftigen,

dazuzulernen und die notwendigen Kompetenzen auszubilden. Die Feierabend.de-Nutzer stellen unter Beweis, dass man auch im Alter noch Lernerfolge verzeichnen kann, was der vielfach propagierten Aufforderung nach lebenslangem Lernen Rechnung trägt.

Vor allem dem eigenständigen Wissens- und Kompetenzerwerb wird in diesem Zusammenhang eine große Bedeutung zugeschrieben. Viele Interviewteilnehmer betonten voller Stolz, dass sie hierbei ein hohes Maß an Eigeninitiative an den Tag legen, wie es zum Beispiel im Interview mit Gertrud offenkundig wird: „Ja also, als ich mich dann sozusagen zur Ruhe setzte, dann hab ich gedacht, ich möchte mal mit dem PC anfangen und dann hab ich mir das z. T. auch alles so selbst beigebracht“ (Interview mit Gertrud, S. 1, Z. 3–5). Auch Paul (Interview mit Paul, S. 14, Z. 606) und Udo (Interview mit Udo, S. 11, Z. 427) bezeichneten sich selbst als Autodidakten. Im Rahmen der eigenständigen Kompetenzaneignung erleben die Senioren sich selbst als handlungsfähig und aktiv. Die Fähigkeiten eröffnen ihnen gleichzeitig wiederum neue Handlungsräume (im Sinne einer schrittweisen Zunahme von Fertigkeiten) und vergrößern das Vertrauen in die eigenen Stärken. Die Betroffenen fühlen sich gefordert und herausgefordert. Lernerfolge, die sich einstellen, ermutigen, erfüllen mit Stolz und motivieren zu weiterer Aktivität. Diejenigen, die sich bereits einen umfassenden Kenntnisstand angeeignet haben, können ihr Wissen wiederum weitergeben, nehmen sich selbst als kompetent wahr und erhalten Anerkennung für die Hilfestellung, die sie bieten. Daran zeigt sich, dass die Selbstlernkompetenz, die die Feierabend.de-Mitglieder mitbringen, eine positive Auswirkung auf ihren Aktions- und Handlungsradius hat und einen nicht unerheblichen Einfluss auf das eigene Sinnerleben sowie das Selbstwertgefühl.

Gleichzeitig ist jedoch zu berücksichtigen, dass eben diese Selbstlernkompetenz vorhanden sein muss, um diese positiven Begleiterscheinungen für sich selbst nutzbar zu machen. Oftmals dürften es der übermäßige Respekt vor den technischen Raffinessen und das fehlende Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten sein, welche zahlreiche Angehörige der älteren Generation davon abhält, sich mit neuen Medien auseinanderzusetzen, so dass hier bereits zu Beginn eine Auslese stattfindet und nur diejenigen letzten Endes online sind, die sich diesen Lernprozessen stellen und sich die technischen Fertigkeiten aneignen.

5.3.2.2 Ehrenamtliches Engagement

Ein Aspekt, der bei der Analyse der Interviews ebenfalls auffällt, ist das unter den befragten Feierabend-Mitgliedern verbreitete ehrenamtliche Engagement, das unterschiedliche Formen annehmen kann. Ilse beispielsweise engagiert sich im Kontext der Nachbarschaftshilfe, der Tafel und der Lernhilfe an einer Schule (vgl. Interview mit Ilse, S. 2f., Z. 70–94). Sigrid arbeitet auf freiwilliger Basis in einem Mehrgenerationenhaus (vgl. Interview mit Sigrid, S. 1f., Z. 24–35). Paul ist parteipolitisch aktiv (vgl. Interview mit Paul, S. 3, Z. 88–97). Udo (vgl. Interview mit Udo, S. 1, Z. 18), Ruth und Maria (Interview mit Ruth und Maria, S. 1, Z. 28–30) arbeiten ehrenamtlich als Regionalbotschafter bei Feierabend.de. Margot engagierte sich lange Zeit in der Kirchengemeinde (vgl. Interview mit Margot, S. 5, Z. 224f.). So vielfältig die verschiedenen Einsatzfelder sind, eines wird deutlich: Das ehrenamtliche Engagement nimmt für die Interviewteilnehmer einen wichtigen Stellenwert ein. Die Motive, die dahinter zu suchen sind, lassen sicherlich einen gewissen Altruismus vermuten. Es wird Zeit, Mühe und Fleiß investiert, um anderen Menschen zu helfen, ihnen eine Freude zu bereiten, sie zu integrieren und zu motivieren. Der Dienst am Nächsten schöpft somit bestimmt eine große Grundlage in dem Wunsch, sich für andere einzusetzen und ihnen etwas Gutes zu tun. Daneben ergeben sich auch positive Begleiterscheinungen, die mit der Freiwilligenarbeit für die Engagierten einhergehen. Auch hier ist wiederum der Aspekt der Sinngebung zu betrachten. Durch das ehrenamtliche Engagement fühlen sich die Senioren nützlich, aktiv und gebraucht. Die Tätigkeit strukturiert mitunter noch dazu den Alltag. Die Betroffenen sind sozial eingebunden und kommen mit anderen Menschen in Kontakt. Außerdem können sie sich in der Regel der Dankbarkeit und Anerkennung gegenüber ihrem Handeln sicher sein. Ehrenamtliches Engagement beugt somit Gefühlen des Sinnverlusts und der eigenen Unwichtigkeit sowie sozialer Isolation und Langeweile vor.

Dass diese Freiwilligenarbeit sehr zeitintensiv sein kann und damit einen großen Stellenwert im Alltag hat, wird durch folgende Interviewsequenz deutlich:

> „S: Ich bin (.) also, weil ich ehrenamtlich viel tätig bin, hab ich da keine Zeit mehr.
> I: Mhm (1). Was machen Sie denn ehrenamtlich?
> S: Äh, ich bin im Mehrgenerationenhaus hier bei uns auf der Sonnenhöhe. [I: Mhm] Und Schwerpunkt Senioren(.)betreuung, also des heißt äh (1) also mit (.) alles was mit Senioren zusammenhängt :u:nd jetzt (.) auf der Straße z. B. habe ich wieder eine ältere Dame getroffen, ich unterhalte mich mit denen, weil die brauchen Ansprache, ja? [I: Mhm] Die sind hier oben verlorn, die (.) alte Leut. Und deswegen mach ich da

einmal im Monat des Seniorencafé und bin (.) zweimal die Woche bin ich dann da im Büro. Deswegen musste ich Computer lernen und da kommen auch so (.) die=die ältere Leut. Äh, ich mein, des ist jetzt net nur (.) für Ältere, sondern das ist Mehrgenerationen und (.) mit Migrantenhintergrund. Aber für mich sind dann in erster Linie die=die=die Senioren wichtig, weil für die net so viel getan wird. Hier bei uns auf der Sonnenhöhe" (Interview mit Sigrid, S. 1f., Z. 24–35).

Zweifelsohne haben die ehrenamtlichen Tätigkeiten einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Identitätsarbeit der Freiwilligen. Sie identifizieren sich mit ihren Aufgaben, die sie übernommen haben und betrachten sie als wichtigen Bereich ihrer Persönlichkeit. Das wird unter anderem daran deutlich, dass alle Engagierten ihre Einsatzbereiche und Aufgaben sehr ausführlich beschrieben sowie die Aufgaben spezifisch darstellten, die in ihrem Tätigkeitsspektrum liegen.

Vielfach weiten die betreffenden Personen ihr Engagement auch weit über das aus, was in ihrem eigentlichen Aufgabenbereich liegt. Maria beispielsweise organisiert als Regionalbotschafterin (zusammen mit Ruth) nicht nur die Treffen und Ausflüge innerhalb ihrer Regionalgruppe und pflegt die gruppeneigene Unterseite bei Feierabend.de, sondern bietet darüber hinaus noch für die Mitglieder der Regiogruppe „private Nachhilfestunden" bei Fragen und Problemen rund um PC und Internet an:

„I: Äh und hab ich das, Du hast es vorhin angedeutet, Du machst auch Kurse, also äh Du gibst dann auch äh sozusagen…

M: für unsere Leute, für unsere Leute, ja. Wobei ich festgestellt hab, ich hab am Anfang hier Kurse gemacht, aber äh die Leute sind alle auf nem unterschiedlichen Wissensstand. [I: Mhm] Und äh, des is wenn Du fünf, sechs Leute aus unserer Gruppe zusammen hast, kriegst Du die nicht mehr ruhig gestellt. (R lacht) Und ich hab und es ist halt auch so, ich hab dann nur zwei PCs zur Verfügung, äh und dann noch mit unterschiedlichen äh äh Oberflächen drauf, das ist dann sehr schwierig. Und da hab ich mir jetzt angewöhnt, wenn die Leute n Problem haben, können se mich anrufen, dann fahr ich zu denen hin und erklär am eigenen PC. Ja, weil es ist auch, die sehn das dann bei mir und sagen sie: ‚Bei <u>mir</u> sieht das <u>ganz</u> anders aus' [I: Ja klar] Ja, so. Und dann sind die, dann notiern die sich, dann sind die daheim und zehn Minuten später hängen sie am Telefon und sagen: ‚Maria, bei mir ist das ganz anders. (I lacht) Das stimmt gar net, was Du mir erzählt hast.' Ich hab gestern hier äh, das eingerichtet hier, rief sie heut morgen an und sag: ‚R-Name, kommste klar mit m neuen Laptop?' Sacht sie: ‚Du, ich wollt vorhin ne Mail wegschicken, das geht nicht. (.) Des geht nicht, ich find nicht mehr, wo ich da, wo ich auf Senden drücken muss.' (R lacht) Gut, ich wandere noch mal hin, ich muss sowieso noch einige Programme installieren. (alle lachen) [I: Ja, da hast Du ja dann eine Rundumaufgabe] Ja, doch, da

bin ich einige Stunden in der Woche beschäftigt. (1) Aber es macht auch Spaß, sonst würd ich's nicht machen.

I: Denk ich, dass das bei euch beiden der Fall ist.

R+M: Ja" (Interview mit Ruth und Maria, S. 11f., Z. 478–498).

Hieran zeigt sich, dass das ehrenamtliche Engagement zum Teil erhebliche Ausmaße einnimmt und fast einer beruflichen Tätigkeit gleichkommt, aber auch einen entsprechenden Stellenwert im Leben derjenigen einnimmt, die dieses Ehrenamt ausüben.

Ohne Zweifel bietet die Freiwilligenarbeit nicht nur Potenziale für jene Bereiche, die innerhalb der Person verortet sind (wie Sinnstiftung, Anerkennung und Identität), sondern ist auch mit einem deutlichen sozialen Mehrwert behaftet. Durch das gezeigte Engagement kommen die Senioren mit anderen Menschen in Kontakt, arbeiten mit Kollegen zusammen, tauschen sich aus, sind inkludiert. Dieser Aspekt spielt sicherlich eine große Rolle hinsichtlich der potenziellen Gefahr zunehmender sozialer Isolation im Alter.

Darüber hinaus bringen die Freiwilligen ein großes Repertoire an notwendigen sozialen Kompetenzen mit – oder aber erwerben es im Zuge ihrer Beschäftigung –, welches für den Kontakt mit anderen Menschen unerlässlich ist, wie beispielsweise Offenheit, Problemlösungskompetenz, Empathie, Kommunikationsfähigkeit usw. Diese Charaktereigenschaften sind wiederum vorteilhaft für ihre private Beziehungsgestaltung und -pflege, findet diese nun online statt oder im wirklichen Leben. Entsprechend zeichnen sich viele der Feierabend.de-Nutzer durch ihre bereits vorhandenen sozialen Kompetenzen und Ressourcen aus, die ihnen wiederum den Zugang zu der Community erleichtern. Altersgenossen, die weniger aktiv und eingebunden sind, mögen in diesem Kontext eventuell eine größere Hemmung an den Tag legen, was zum Teil der Tatsache geschuldet ist, dass sie hierbei weniger erfahren sind.

5.3.2.3 Aktivitätspotenzial

Was bei den Interviewpartnern ebenfalls zum Ausdruck kommt, ist ihre häufig geteilte Begeisterung für Unternehmungen, Ausflüge und Reisen. Zwar weist hierbei aufgrund von körperlichen Beeinträchtigungen nicht jeder den gleichen Aktivitätsradius und -spielraum auf, dennoch wird deutlich, dass viele das Interesse haben, ihren Alltag möglichst abwechslungsreich und mobil zu gestalten.

Emma beispielsweise geht ganz auf in ihrer Leidenschaft fürs Camping, das sie seit vielen Jahren mit viel Enthusiasmus betreibt. Anfangs begleiteten sie hierbei ihr Ehemann und ihre Familie, nach der Trennung von dem Mann fand sie Mitstreiterinnen im Freundeskreis und seit einigen Jahren ist Emma ganz alleine auf den Campingplätzen der Bundesrepublik und auch im Ausland unterwegs:

> „Campen, Campen und nochmal Campen. Des ist mein (.) ich bin seit über 60 Jahr Camper. (1) Ich habe mit 16 mit meinem Mann angefangen, jetzt bin ich 79, das sind 63 Jahre mitm Zelt“ (Interview mit Emma, S. 22, Z. 994–996).

Ilse verreist ebenfalls regelmäßig und schreckt dabei auch nicht vor Fernreisen zurück. So war die Seniorin beispielsweise schon in Amerika oder auch in Afrika unterwegs, wobei sie ihre Reiseerfahrungen im Nachgang in Form eines Vortrags den anderen Mitgliedern ihrer Regionalgruppe präsentiert:

> „Vor allem die selber so Reiseinteressierte sind oder schon dort waren oder noch hin wollen. Das Namibia, das hat viele interessiert. Da waren noch wenige gewesen, gell? Das hab ich vor zwei Jahren gemacht. Die ham hier im Landratsamt so ne Kulturabteilung, die nennt sich „Natur und Kultur“, also wir erleben=erleben das Land, aber auch kulturelle Einrichtungen, wir ham dann also auch in Namibia so soziale Einrichtungen besucht, Schulen, die von deutschen Firmen z. B. gesponsert werden und wo die Buschkinder da in Internaten sind und lesen und schreiben lernen, des ist ja ganz hoch interessant, gell?“ (Interview mit Ilse, S. 4, Z. 130–136).

Margot war lange Zeit ebenfalls reisebegeistert und besuchte zum Beispiel eine Familie in Indien, die sie über das Internet kennengelernt hatte. Aufgrund ihrer fortgeschrittenen Autoimmunerkrankung ist es Margot mittlerweile allerdings nicht mehr möglich, lange Wegstrecken auf sich zu nehmen, da ihre Gesundheit darunter zu stark leidet. Das Interesse für ferne Länder ist jedoch nach wie vor bei ihr vorhanden (vgl. Interview mit Margot, S. 9f., Z. 402–412).

Karls Reisebegeisterung ist ebenfalls abhängig von seinem aktuellen Gesundheitszustand. Er erholt sich zusehends von seinem Schlaganfall, kann aber zum Beispiel nicht alle Aktivitäten bei Feierabend.de mitmachen, zum Beispiel wenn es um Wanderungen oder gemeinsame Radtouren geht. Dennoch versucht er, so oft es geht zu verreisen. Vor allem regelmäßige Aufenthalte in Spanien, seiner Wunschheimat, in der er zehn Jahre verbracht hat, stehen bei ihm auf der Tagesordnung (vgl. Interview mit Karl, S. 5, Z. 191–198 und S. 6, Z. 227–235).

Beate sprach ebenso davon, gerne zu verreisen. Hierbei lässt sie sich regelmäßig von einer ehemaligen Arbeitskollegin begleiten, die zwar deutlich jünger ist als sie selbst, aber mit der sie eine tiefe Freundschaft verbindet:

„Ja, ja (.) eigentlich (.) was für mich z. B. auch wichtig ist, dass sind Kleinigkeiten, aber z. B. dass ich viel Kontakt mit jüngeren Leuten nach wie vor hab und dass mich das auch jung hält. [I: Mhm] Denn, ich habe also mit (.) ehemaligen Kollegen private Kontakte, gerade die eine Kollegin, die könnte meine Tochter sein, die hab ich schon in der Schule gehabt, dann war sie Pioniergruppenleiterin im neunten und zehnten Schuljahr, also als sie neuntes und zehntes war, in meiner Klasse. […]Wir gehen ins Kabarett (.) und in Abständen verreisen wird auch mal zusammen, einwandfrei. Und das hält (.) jung. [I: Mhm] Muss ich sagen" (Interview mit Beate, S. 9f., Z. 369–379).

Der hohe Stellenwert von Reisen zeigt sich auch bei der „Wunderfrage", bei der die Interviewteilnehmer nach drei Wünschen gefragt wurden, die sie gerne erfüllt wissen würden. Reisen ist in diesem Kontext neben Gesundheit ein häufig genannter Aspekt:

„Mein zweiter Wunsch wäre, dass ich in der Lage bin, noch mehrere Auslandsreisen zu machen. Da bin ich im Moment auch noch ein bisschen (.) da hab ich selber Probleme, aber auch durch meine Frau, das wäre das zweite. Das hängt zusammen letztlich. Und das dritte. (1) Ja. Hmm, vielleicht ne Reise an=an=an ein Ziel, was ich bisher noch nicht ins Auge gefasst hab. Z. B. nach Japan oder nach Hawaii oder nach so einem Ort. [I: Mhm] Das wären die Wünsche. (1) Ja, ja" (Interview mit Paul, S. 13, Z. 530–535).

Darüber hinaus ist die Möglichkeit gemeinsamer Unternehmungen die Grundlage für viele Feierabend.de-Mitglieder, der Community beizutreten, wie es bei Joachim etwa offenkundig zur Sprache kam, der die für ihn wichtigen Aspekte von Feierabend.de folgendermaßen zum Ausdruck brachte:

„Äh, ich hab eher, sagen wir, schöne, schöne Situationen halt eben durch=durch viele Städtereisen (.) und Führungen und so" (Interview mit Joachim, S. 4, Z. 132–134).

Feierabend.de wird demnach nicht nur als Kontaktforum wahrgenommen, sondern gerne auch in Hinblick auf die angebotenen Aktivitäten in Anspruch genommen. Der Ausgestaltungsvielfalt sind dabei kaum Grenzen gesetzt, es gibt gemeinsame Ausflüge in Form von Spaziergängen und Wanderungen im direkten Umfeld, Theater- und Museumsbesuchen, aber auch in Form von Städtefahrten oder konkreten Reiseangeboten, welche Übernachtungen einschließen. Die Plattform wird darüber hinaus auch zur informellen Reiseplanung genutzt, indem andere Mitglieder gesucht werden, die sich für das jeweils gewünschte Reiseziel begeistern lassen und somit potenzielle Gefährten darstellen. Ilse hat in diesem Kontext beispielsweise einschlägige Erfahrungen gesammelt, wenn auch nicht

nur positiver Art. Das Interesse für fremde Städte, Länder und Kulturen lässt auf eine weltoffene Einstellung zahlreicher Feierabend.de-Mitglieder schließen, auf Flexibilität, Interessensvielfalt und Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Erfahrungen. Während bei manchen Senioren mit dem Alter verstärkt häusliche Tendenzen dominieren, zeigt die große Mehrheit der Interviewteilnehmer gegenläufige Neigungen in Form dessen, möglichst viel zu sehen und zu erleben, an den unterschiedlichsten Kultur- und Freizeitangeboten teilzunehmen und ihren Horizont durch regelmäßiges Reisen zu erweitern.

5.3.2.4 Onlinepartnersuche

Ein Gesichtspunkt, der im Rahmen der Interviews immer wieder zur Sprache kam, ist das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Feierabend.de-Nutzern. Wie in Abschnitt 5.3.1.1 bereits erläutert wurde, kann dieses durchaus drastische Ausmaße annehmen in Form von sexualisiertem Verhalten, eindeutigen, zotigen Bemerkungen, bis hin zu sexueller Belästigung. Unabhängig von dieser häufig kritisierten Form der Kontaktsuche, die sich rein auf die erotische Ebene reduziert, zeigt sich jedoch, dass Feierabend.de von vielen Mitgliedern dazu genutzt wird, einen potenziellen Partner kennenzulernen. Gerade vor dem Hintergrund, dass eine große Anzahl der User bei Feierabend.de bereits verwitwet sind, kommt dieser Möglichkeit eine entscheidende Bedeutung zu. Die Plattform wird von vielen als eine Art „Singlebörse“ gesehen, wobei die persönlichen Angaben auf den Visitenkarten und die Fotos, welche die Nutzer hochladen, als Auswahl- und Differenzierungskriterien fungieren. Auffallend ist, dass vor allem die interviewten Männer ganz offen den Wunsch nach einer neuen Partnerin äußerten, während die Frauen sich in dieser Hinsicht eher bedeckt hielten, entweder gar keinen neuen Partner suchten, oder den Wunsch nach Nähe und Zweisamkeit nur indirekt ansprachen und „zwischen den Zeilen“ verlauten ließen.

Werner ist beispielsweise einer der männlichen Interviewpartner, der seine Suche nach einer neuen Partnerin nach dem Tod seiner Frau ganz ohne Probleme zugab und von sich aus zur Sprache brachte:

> „W: Ah ja, doch. Des von mir aus (.) Ich bin ja auf der Suche. Auf ja (.) auf Partnersuche, wenn man so will. [I: Mhm] Ah ja, des ist (.). Es ist halt verdammt schwer, wenn (.) (seufzt), wenn man mit jemand (.) ja, fast vierzig Jahre zusammengelebt hat und dann äh sich auf einmal um=umstelle muss oder (.) äh ja (.) verbiegen lässt sich keiner mehr und (.) auf nen anderen Partner einzustellen ist halt verdammt [I: Mhm]

> schwer, von beiden Seiten. So seh ich des. Ja. (1)“ (Interview mit Werner, S. 4, Z. 121–126).

Die Suche nach einer neuen Liebe reduziert sich dabei nicht auf das Internet. Werner nimmt zum Beispiel auch an Singletreffs in seinem regionalen Umfeld teil. Dennoch bildet Feierabend.de als Plattform eine weitere „Quelle“ an möglicherweise geeigneten Partnerinnen.

Emma stellt im Zusammenhang mit den weiblichen Interviewpartnerinnen eine Ausnahme dar, da sie ganz unverblümt zugibt, selbst auch auf der Suche nach einem Partner zu sein und Feierabend.de vor diesem Hintergrund als mögliches Kontaktforum zu nutzen, innerhalb dessen sie verschiedene Männer kennenlernen kann. So erzählte sie etwa auch von ihren Erlebnissen eines Onlineflirts:

> „Und da hab ich ein Jahr später ein Foto eingestellt und krieg am selben Abend ein ganz netten Brief von einem aus der M-Gebiet unten, sagte, mein Foto würde ihm gefallen und ich hab mit dem dann (.) anderthalb Jahr glaub ich, jeden Abend stundenlang geschrieben. Wir warn richtig verliebt, aber virtuell“ (Interview mit Emma, S. 3, Z. 101–104).

Sie schätzt die Möglichkeit, unterschiedliche Männer kennenlernen zu können und hierbei nicht auf ihr regionales Umfeld festgelegt zu sein. Dieser Gesichtspunkt ist sicherlich ein entscheidender Reiz des Internets bei der Suche nach einem Partner. Auch die vorherrschende relative Anonymität mag es für diejenigen, die nicht länger alleine sein wollen, erleichtern, Kontakte aufzubauen. Vor allem schüchterne und zurückhaltende Menschen erleben dies wahrscheinlich als Unterstützung. Eine Nachricht verschickt sich sicherlich leichter, als eine Person direkt anzusprechen. Noch dazu können vorab durch die persönlichen Angaben, welche von den Feierabend.de-Nutzern auf der Visitenkarte veröffentlicht werden, gemeinsame Interessen geprüft und mögliche Grundlagen für ein Gespräch gefunden werden. Der sich damit einstellende niedrigschwellige Zugang zu anderen Mitgliedern ist nicht von der Hand zu weisen und bestimmt auch ein Anreiz für diejenigen Senioren, die auf der Suche nach einer Partnerschaft, oder aber auch „nur“ auf der Suche nach einem erotischen Abenteuer sind.

Letzteres wird allerdings nicht nur positiv bewertet, sondern stößt bei anderen Mitgliedern zum Teil auch auf Abwehr, da sie sich von derartigen Interessensbekundungen belästigt fühlen. Vor allem sexuelle Angebote, die hierbei allem Anschein nach schnell ausgesprochen werden, treffen häufig auf Unverständnis und Ärger bei den Betroffenen, wie in Abschnitt 5.3.1.1 erläutert.

Nichtsdestotrotz wurde der Aspekt Onlinepartnersuche in vielen Interviews angesprochen, so dass sich die hohe Gewichtung, die dieser einnimmt (insbesondere jedoch bei männlichen Nutzern), deutlich abzeichnete.

6 Ergebnisebene II: Theoretisierung – Die Community als Ressource

Nachfolgend werden die Ergebnisse der Interviews hinsichtlich der zugrunde liegenden Forschungsfrage näher beleuchtet. Die Ausgangsfragestellung bezog sich darauf, welche Ressourcen die Mitgliedschaft in einer Seniorencommunity für die User eröffnet beziehungsweise aktiviert und aufrechterhält, die ihnen dabei helfen, ihren Alltag mit all seinen Rahmenbedingungen und Herausforderungen zu meistern. Zur Beantwortung dieser Fragestellung erfolgt in einem ersten Schritt eine Auseinandersetzung mit dem Alltagsbegriff, beziehungsweise dem Begriff der Lebenswelt, um diese näher zu spezifizieren.

6.1 Der Begriff des Alltags und der Lebenswelt

> „Es ist noch nicht gar so lange her, da konnte man den Begriff des Alltags als einen ganz alltäglichen Begriff gebrauchen. Man konnte in aller Unschuld sagen: ‚… wie man das im alltäglichen Leben so tut', ohne sich besondere Gedanken darüber zu machen, was der Alltag, von dem man da sprach, eigentlich sei. Aber nun ist der Begriff des Alltags zu einem recht unalltäglichen Begriff geworden; er ist schwer beladen mit dem Gewicht theoretischer Reflektionen [sic] (…)" (Elias 1978, S. 22).

So führt Elias die Auseinandersetzung mit dem Begriff „Alltag" ein und betont, dass sein Gebrauch in der Wissenschaft und insbesondere in der Soziologie alles andere als einheitlich sei (vgl. 1978, S. 22). So würde Alltag beispielsweise synonym verwendet mit Routine, oder aber mit Privatleben, oder der Begriff stehe für den Ereignisbereich des alltäglichen Lebens. Diese Beispiele sind nur eine Auswahl einer schier endlosen Liste an Bedeutungen für ein und denselben Ausdruck. Manchmal kommt es dabei zu Überschneidungen, manchmal ist das damit verbundene Verständnis jedoch auch als gegenläufig zu betrachten (vgl. ebd., S. 26). Alles in allem zeigt sich an der großen Bandbreite der Bedeutungszuschreibungen, dass die Anwendung und der Gebrauch des Alltagsbegriffs erschwert werden. Eine Zuspitzung erhält dieses Problem durch die Einführung des Begriffes der „Lebenswelt". So finden sich in der Literatur hinsichtlich der Verwen-

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2_6, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

dung der beiden Begrifflichkeiten unterschiedliche Deutungsformen. Zum Teil findet hier eine synonyme Verwendung statt, zum Teil werden die beiden Begriffe stärker voneinander abgegrenzt. Entsprechend postuliert auch Grathoff (1978, S. 68), dass die Differenzierung zwischen Alltag und Lebenswelt in der Forschung häufig wenig Berücksichtigung finde. Um diese jedoch nachvollziehen zu können, spricht sich der Autor dafür aus, phänomenologisch an den Sachverhalt heranzugehen. Mit Alltag bezeichnet Grathoff

> „die konkrete und lebendige, umfängliche Fülle der Erlebniserfahrung von Handelnden […], die aneinander sich orientierend, auf abwesend Andere sich beziehend und auf Zukünftiges zugehend, im historischen und biographischen Bestand einer stets vorgegebenen Gesellschaft ihre Orientierung suchen und ihre Situation definieren" (ebd.).

Daraus ergibt sich für den Einzelnen die Notwendigkeit, innerhalb der vorgegebenen Alltagswelt seine eigene Welt zu kreieren. Entsprechend erforderlich ist es in diesem Zusammenhang, eine spezifische Sinnkonstruktion vorzunehmen. Grathoff (1978, S. 68f.) erklärt darauf Bezug nehmend, dass die Definition von Alltag in ihrer Aussagekraft eher vage bleibe und dadurch eine beliebige Anwendbarkeit damit einhergehe. Diese Trivialität des Begriffs erschwere jedoch auch seinen Einsatz im wissenschaftlichen Kontext. Aus diesem Grund werde hierbei häufig auf den Begriff der Lebenswelt zurückgegriffen, welcher als rein phänomenologischer Sachverhalt zu verstehen sei und sich dadurch auszeichne, dass er sich auf die sinnhaft bewusste Leiblichkeit innerhalb des Alltags beziehe und damit allerdings auch darauf reduziere (vgl. ebd.).

Grathoff (1978, S. 69f.) versucht diese Abgrenzung deutlich zu machen, indem er einige zentrale alltägliche Sachverhalte benennt und diese jeweils mit ihrem lebensweltlichen Korrelat versieht. Entsprechend führt er den Aspekt „sozialer Beziehung" auf, welcher im Alltagsgefüge als interpersonaler Prozess verstanden werden muss und im Zusammenhang eines komplexen Motiv- und Interessenspektrums zu sehen ist. Das lebensweltliche Gegenstück zu diesem Vorgang bildet die „Intersubjektivität". Der alltägliche Gesichtspunkt „sozialen Bewusstseins" beziehungsweise die lebensweltliche „Intentionalität" bezieht sich darauf, innerlich ablaufende Vorgänge zu thematisieren. Darüber hinaus benennt der Autor den alltäglichen Bereich des „sozialen Sinns", auf welchen das Bestreben nach Erkenntnis und Interesse ausgelegt ist, und sein lebensweltliches Korrelat der „Reduktion" im Sinne dessen, dass das Alltägliche auf diesen spezifischen sozialen Sinn „dezimiert" wird. Als letzten Sachverhalt kommt Grathoff (ebd., S. 70) auf die „Kommunikation" zu sprechen, welche sowohl Sprache und Interak-

tion als auch Wissen umfasst und ihr lebensweltliches Pendant in dem Begriff der „Typik“ findet.

Ersichtlich werden mit dieser Auflistung nicht nur zentrale Aspekte einer alltags- beziehungsweise lebensweltorientierten Sichtweise, sondern auch, dass es zwischen den beiden Ausrichtungen deutliche Parallelen gibt.

Der buchstäbliche Spagat zwischen den verschiedenen Ansätzen und Sichtweisen gelingt Schütz und Luckmann (1979, S. 25), die von einer „Lebenswelt des Alltags“[47] sprechen und diese als „vornehmliche und ausgezeichnete Wirklichkeit des Menschen“ (ebd.) bezeichnen und weiter:

> „Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet“ (ebd.).[48]

Diese Definition folgt demnach der Auffassung, dass es sich bei der alltäglichen Lebenswelt um den Wirklichkeitsbereich handelt, der sich als gegeben präsentiert. Die Autoren deklarieren in diesem Zusammenhang, dass diese Lebenswelt als „fraglos erlebt“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 25) wird, wobei sie einschränkend hinzufügen, dass es zweifelsohne unter Umständen passieren könne, dass das bis dahin Fraglose in Frage gestellt wird (vgl. ebd.).

Die Lebenswelt ist die Welt, in die jeder Mensch hineingeboren wird und die bereits vor ihm bestand. Sie ist sein Erfahrungsraum, jedoch nicht seine „Privatwelt“ (ebd., S. 26), sondern sie gestaltet sich intersubjektiv, wobei die Akteure sich wechselseitig beeinflussen (vgl. ebd., S. 26f.).

---

47 Wenn im Folgenden von „Alltag“ die Rede ist, dann im Sinne von Schütz und Luckmann (vgl. 1979), nach denen „ Alltag“ gleichgesetzt wird mit „Lebenswelt des Alltags“, was dem wissenschaftlichem Anspruch des verwendeten Begriffs geschuldet ist. Die beiden Begrifflichkeiten werden von mir äquivalent benutzt, immer vor dem Hintergrund, dass damit diesem Theoriekonstrukt entsprochen werden soll.

48 Auf die Theorie der Lebenswelt nach Schütz und Luckmann Bezug nehmend, betont Welter (1986, S. 168), dass die Autoren Lebenswelt als die „alltägliche“ deklarieren, was im Umkehrschluss darauf verweise, dass es hierbei noch mehrere Varianten gebe. Auch die Verwendung des Begriffs „Wirklichkeitsbereich“ ließe darauf schließen, dass hier weitere Bereiche vorhanden sein können. Zudem sieht der Lebensweltbegriff, wie er von Schütz und Luckmann eingeführt wird, vor, dass dieser Wirklichkeitsbereich, wie er soeben dargestellt wurde, den Menschen jederzeit offenstehe. Welter spricht sogar von „sich geradezu unwillkürlich aufdrängend“ (ebd.). Die weiteren Kennzeichen des Begriffs im Sinne des geteilten Wirklichkeitsverständnisses und der Möglichkeit der aktiven Mitgestaltung der Lebenswelt lassen darauf schließen, dass der Begriff nach Schütz und Luckmann anders gedacht werden muss als in den ursprünglichen Überlegungen von Husserl (vgl. ebd.).

Schütz und Luckmann (1979, S. 25) formulierten folgende Aspekte, durch welche sich die alltägliche Lebenswelt kennzeichnet (vgl. ebd., S. 27):

- Der Alltag eines Individuums ist geprägt durch die körperliche Existenz anderer Menschen.
- Diese Menschen weisen ein prinzipiell ähnliches Bewusstsein auf.
- Die Außenwelt, die sich offenbart, hat für die einzelnen Menschen grundsätzlich die gleiche Bedeutung.
- Die Menschen treten untereinander in Wechselbeziehung und Wechselwirkung, es besteht das Potenzial der gegenseitigen Verständigung.
- Die Sozial- und Kulturwelt, auf welche man im Alltag trifft und welche seinen Bezugsrahmen bildet, ist ebenso wie die „Naturwelt“ historisch gewachsen.
- Somit ergibt sich im Umkehrschluss, dass die individuelle Lebenswelt, in welcher sich der Einzelne befindet, größtenteils nicht als eine von ihm geschaffene darstellt.

Die Lebenswelt des Alltags nach Auffassung von Schütz und Luckmann umfasst somit auch die Natur- und Sozialwelt, in der sich die Individuen befinden. Das Handeln findet in dieser Lebenswelt statt und ist zielgerichtet darauf ausgelegt. Damit diese Ziele jedoch erreicht werden können, müssen die vorgefundenen Rahmenbedingungen und Gegebenheiten bewältigt werden. Somit bildet die Lebenswelt nicht nur den Rahmen von Handlungen, sondern wird durch diese wiederum beeinflusst und verändert. Um innerhalb der Lebenswelt handlungsfähig zu sein, ist ein entsprechender Grad des Verstehens notwendig. Die Art und Weise, wie die individuelle Lebenswelt wahrgenommen wird, fußt auf früheren Erfahrungen, die entweder unmittelbar erworben oder von Mitmenschen übermittelt wurden. Dieses Erfahrungsspektrum bildet die Basis der Weltauslegung und ist der Ausgangspunkt für vorgenommene Typisierungen (z. B. im Sinne dessen, dass Gegenstände mit Begrifflichkeiten in Verbindung gebracht werden). „Jedes lebensweltliche Auslegen ist ein Auslegen innerhalb eines Rahmens von bereits Ausgelegtem, innerhalb einer grundsätzlich und dem Typus nach vertrauen Wirklichkeit“, so die Autoren (ebd., S. 29). Diese Sichtweise impliziert, dass erfolgreiche Handlungskonzepte reaktiviert werden können. Solange sich die Weltstruktur in ihrer Konstanz nicht verändert, kann die prinzipielle Fähigkeit, auf diese Welt entsprechend der internalisierten Handlungsoptionen zu reagieren, beibehalten und aufrechterhalten werden (vgl. ebd.).

Bezug nehmend auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen weist Thiersch (1992, S. 43ff.) in diesem Kontext allerdings darauf hin, dass Alltag

immer mehr verbunden sei mit Prozessen der Desorientierung und Ratlosigkeit. Diese Entwicklungen führt er unter anderem darauf zurück, dass rational technologische Strukturen nachhaltig auf Alltagserfahrungen einwirken. Vor allem den Medien kommt in diesem Zusammenhang eine zentrale Bedeutung zu. Auch verweist Thiersch zudem auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie sie bereits zu Beginn dieser Arbeit unter dem Schlagwort „gesellschaftliche Wandlungsprozesse" erörtert wurden. Die Auflösung verlässlicher Traditionen und die Auflösung tradierter Alltags- und Rollenmuster führen zu neuen Erfahrungen, und gleichzeitig dazu, dass Alltag umgewertet wird (vgl. ebd.).

> „Das, was Alltag konstituiert, wird problematisch. In seiner Orientierung an der Eigensinnigkeit von Erfahrung und Verläßlichkeit erscheint Alltag gleichsam ausgehöhlt und zersetzt. Die heutige Rede vom Alltag ist auch ein Indiz seiner Bedrohung, seiner Krise" (Thiersch 1992, S. 45).

Diese nachhaltigen Anzeichen und Formen der Veränderung führen nach Meinung des Autors dazu, dass sich die Gewichtung innerhalb der Alltagsdebatte verschiebt. Es sind nicht länger Attribute wie Überschaubarkeit und Verlässlichkeit, welche das Phänomen Alltag kennzeichnen, sondern Alltag muss auch im Hinblick auf seine Unzulänglichkeit, die vorhandenen Brüche und die zunehmende Bedeutung von Experimenten gedacht werden (vgl. Thiersch 1992, S. 45).

> „Wenn aber im heutigen Alltag das Selbstverständliche nicht selbstverständlich ist, muß es immer auch ausgehandelt werden. Alltagshandeln heute ist auch Notwendigkeit und Anstrengung der Vermittlung, ist auch Inszenierung von Alltäglichkeit, ist auch reflektiertes Alltagshandeln" (Thiersch 1992, S. 45).

Trotz der beschriebenen Brüche und Umschwünge dürfe allerdings nicht außer Acht gelassen werden, dass der Alltagsbegriff sich nach wie vor auf das beziehe, was der Betroffene als das Eingespielte und Selbstverständliche in seinem Leben wahrnimmt. Diese Form der Selbstverständlichkeit ist jedoch an die individuelle Lebensführung gekoppelt und offenbart sich anderen (den Außenstehenden) nicht zwangsläufig. Selbstverständlichkeit und Zugänglichkeit sind somit nicht unbedingt deckungsgleich, sondern können voneinander abweichen beziehungsweise nicht miteinander vereinbar sein (vgl. Thiersch 1992, S. 45).

Um die Alltagswelt näher zu spezifizieren, unterscheidet Schütz „konstitutive Kennzeichen ihres spezifischen Erkenntnisstils" (1971, S. 265). Zum einen ist hierbei der Bewusstseinszustand „hell-wach" (ebd., S. 244) ausschlaggebend,

welcher durch einen enormen Spannungsgrad gekennzeichnet ist im Sinne einer hohen Aufmerksamkeit gegenüber dem Leben und den damit zusammenhängenden Herausforderungen (vgl. ebd.). Entscheidend ist zudem eine spezifische „Epoché der natürlichen Einstellung“ (ebd., S. 263). Dieser aus der Phänomenologie stammende Begriff wird von Schütz als Verfahren verstanden, bei welchem der Zweifel daran ausgeklammert wird, dass die Welt und ihre Gegenstände in Wirklichkeit anders sein könnten, als sie wahrgenommen werden. Darüber hinaus betont der Autor den Prozess des Wirkens als vorherrschende Form menschlicher Spontaneität. „Wirken ist (…) vorgefaßtes Handeln in der Außenwelt, gekennzeichnet durch das Vorhaben, den entworfenen Tatbestand durch Körperbewegung hervorzubringen“ (ebd., S. 243). Durch das Wirken können die Zeitdimensionen von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft miteinander vereint werden. Es erfolgen Abstimmungs- und Verständigungsprozesse mit Anderen, und die differenzierten Raumperspektiven, die in der Alltagswelt vorherrschend sind, erfahren eine Strukturierung (vgl. ebd.). Als weiteren Aspekt zur Kennzeichnung der Wirklichkeit der Alltagswelt nennt Schütz (vgl. ebd., S. 265) eine spezifische Form der Selbsterfahrung.

> „Das wirkende Selbst, das in lebendiger Gegenwart in seinen ablaufenden Handlungen lebt und auf die zu verwirklichenden Zielen und Gegenständen ausgerichtet ist, erfährt sich als Urheber des ablaufenden Handelns und somit als ungeteiltes, ganzes Selbst“ (ebd., S. 247).

Aktuelle Gegebenheiten werden somit „von innen her“ (Schütz 1971, S. 247.) erlebt, was in dieser Form weder durch Erinnerung, noch durch Reflexion möglich ist. Neben diesen selbstbezogenen Erfahrungen kommt jedoch auch die soziale Struktur der Alltagswelt zum Tragen. Schütz betont in diesem Kontext deren intersubjektive Ausgestaltung, welche sich in einer gegenseitigen Einflussnahme zwischen den Mitmenschen äußert. Entsprechend kommt dem Prozess der Kommunikation eine basale Bedeutung zu: „Um mich mit Anderen zu verständigen, muß ich offenkundige Handlungen in der Außenwelt vollziehen, die von den Anderen als Zeichen dessen, was ich vermitteln will, interpretiert werden sollen“ (ebd., S. 250). Diese Austauschprozesse können hierbei beispielsweise mittels Gesten, Sprache oder auch mit Hilfe von Schrift erfolgen (vgl. ebd.). Als letztes konsekutives Element des Erkenntnisstils der Alltagswelt führt der Autor den Gesichtspunkt der spezifischen Zeitperspektive auf. Hierbei kommen zwei verschiedene Ebenen zum Tragen. Zum einen ist die universelle, objektive oder kosmische Zeit als eine Dimension zu nennen, innerhalb derer alle „Ereignisse der unbeseelten Natur“ (ebd., S. 247) verortet sind. Darüber hinaus

gibt es noch die innere Zeit, oder „durée“ (ebd.) wie sie von Schütz bezeichnet wird, in der Erlebnisse in Zusammenhang gebracht werden mit Erinnerungsprozessen und Zukunftsentwürfen. Der Übergang dieser inneren Zeitdimension hin zur kosmischen Zeit vollzieht sich durch Körperbewegung. Das eigene Wirken wird demnach auf beiden Ebenen erlebt. Schütz deklariert in diesem Kontext: „[…] beide Dimensionen werden so in einen einzigen Strom gefaßt, den wir *lebendige Gegenwart (vivid present)* nennen. Die lebendige Gegenwart entspringt daher dem Schnittpunkt der *durèe* und der kosmischen Zeit“ (ebd., Hervorhebung im Original).

Mit dieser Auflistung an Aspekten verweist Schütz (1971, S. 265) auf den spezifischen Erkenntnisstil des Sinnbereichs der Alltagswelt. Diese Wirklichkeit offenbart sich uns als natürlich und wir halten daran fest, es sei denn, wir werden mit einem „spezifischen *Schock*“ (ebd., Hervorhebung im Original) konfrontiert. Ein solches Schockerlebnis ist mit dem Zwang verbunden, die Grenzen des bisher geschlossenen Sinnbereichs zu überwinden und eine neue Definition von Wirklichkeit herzustellen. Schockerlebnisse sind dabei keine Seltenheit im alltäglichen Leben, sondern sie sind untrennbar mit der Wirklichkeit des Alltags verbunden. Dadurch wird offenkundig, dass die Wirklichkeit, wie wir sie in unseren alltäglichen Zusammenhängen erfahren, kein in sich geschlossenes Sinnsystem ausbildet, sondern vielmehr einen Sinnbereich unter vielen weiteren möglichen darstellt. All diesen verschiedenen Sinnbereichen ist gemeinsam, dass sie einen individuellen Erkenntnisstil aufweisen, welcher in sich stimmig ist (jedoch nur innerhalb der Grenzen des entsprechenden Wirklichkeitsbereichs) und dass sie einen jeweils spezifischen Wirklichkeitsakzent offenbaren. Schütz spricht darauf Bezug nehmend von „*geschlossenen* Sinnbereichen“ (ebd., S. 267, Hervorhebung im Original), womit er zum Ausdruck bringen möchte, dass die unterschiedlichen Sinnbereiche miteinander nicht in Bezug zu setzen sind. Der Übergang von einem Sinnbereich zu einem anderen ist dementsprechend nur durch das bereits beschriebene Schockerlebnis möglich. Jeder der einzelnen Bereiche weist für sich spezifische konstitutive Kennzeichen auf, wie sie oben anhand des Beispiels der Alltagswelt aufgezeigt worden sind, welche als „Archetyp unserer Erfahrung der Wirklichkeit“ (ebd.) verstanden werden kann (vgl. ebd.). Die ausführliche Darstellung der von Schütz entwickelten Überlegungen zu der Mannigfaltigkeit des Wirklichkeitsbegriffs ist darin begründet, im Rahmen der Untersuchung der Ressourcen für Senioren im Internet der Frage nachzugehen, inwieweit hier unterschiedliche Sinnbereiche angesprochen werden und welche Formen der Wirklichkeit für die User der Community vorherrschend sind. Bevor diese Fragestellung hinsichtlich der erzielten Ergebnisse diskutiert wird, erfolgt zunächst eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Unter-

stützungsmechanismen, die sich im Zusammenhang mit der Mitgliedschaft einer Onlinecommunity für die Zielgruppe ergeben.

6.2 Transformative Ressourcen durch die Einbindung in die Onlinecommunity in Bezug auf den Seniorenalltag

Bei Betrachtung des Theoriekonstruktes der Alltags- beziehungsweise Lebensweltorientierung ist der Einfluss des Internets auf den Alltag der Senioren, die online sind, sicherlich nicht in Frage zu stellen. Ziel der Untersuchung war die Klärung der Frage nach Ressourcen, welche sich aus ihrer Einbindung ergeben, das heißt, es galt herauszufinden, welchen (Mehr-)Wert die Zielgruppe daraus ziehen kann.

Anhand der vorliegenden Interviews zeigt sich, dass das Ressourcenpotenzial, welches die Mitgliedschaft in der Seniorencommunity Feierabend.de bietet, sich individuell sehr unterschiedlich und mit verschiedenartiger Schwerpunktsetzung offenbart. Übergeordnet lassen sich drei Ressourcenbereiche unterscheiden:

- Assimodative Transformation: Ergänzung/Erweiterung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln
- Assimilative Transformation: Aufrechterhaltung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln
- Akkomodative Transformation: Neuschöpfung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln

Das Besondere an diesen Ressourcenpotenzialen ist, dass hierbei keine Verlusterfahrungen gemacht werden, beziehungsweise Handlungen und Kompetenzen für andere aufgegeben werden (müssen). Im Zusammenhang mit der Untersuchung zeigte sich vielmehr, dass im Rahmen der Einbindung in die Onlinecommunity eine Transformation stattfindet. Mit anderen Worten verlagern sich Ressourcenbereiche ins Internet, wenn sie „offline“ nicht mehr oder nur eingeschränkt Bestand haben, wodurch sie jedoch indirekt immer noch vorhanden sind, wenn auch auf andere Art und Weise. Die im ersten Teil der Arbeit dargestellten Ressourcenformen, wie sie Brandtstädter (auf Grundlage der Überlegungen von Piaget) unterscheidet, müssen im Zuge dieser Ergebnisebene demnach weiter gefasst und immer vor dem Hintergrund der damit zusammenhängenden Transformation betrachtet werden, wodurch sich eine Erweiterung dieser Begrifflichkeiten einstellt. Der Mehrwert ergibt sich entsprechend daraus, dass durch die stattfindende Transformation Verlusterlebnisse minimiert werden kön-

nen, da an die Stelle einer erzwungenen Aufgabe „lediglich“ eine Verlagerung tritt. Diese kann selbstverständlich mit Einschränkungen gegenüber der ursprünglichen Ausgestaltung einhergehen, impliziert jedoch dennoch ein größeres Handlungsspektrum, alleine schon deswegen, weil die Möglichkeit des Handelns aufrechterhalten wird.

Neben der unterschiedlichen Ausgestaltung hinsichtlich des stattfindenden Transformationsaspektes offenbart sich ein weiteres Unterscheidungskriterium, welches sich darauf bezieht, inwieweit die stattfindende Transformation in äußeren Einflüssen und Gegebenheiten verortet ist (exogen) oder die Motivation dazu der Person der betreffenden Nutzer selbst (endogen) entspringt. Aus diesem Grund wird hinsichtlich der drei differenzierten Ressourcenformen immer auch zwischen exogenen und endogenen Faktoren unterschieden, die ursprünglich die Prozesse zum Anstoß bringen.

Um diese stattfindenden exogenen und endogenen Transformationsprozesse ersichtlich zu machen, werden die verschiedenen Ressourcenpotenziale im Folgenden nochmals dargestellt und mit Beispielen belegt.

6.2.1 Assimodative Transformation: Ergänzung und Erweiterung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln

Hierbei handelt es sich um einen Ressourcenbereich, der sich in Form eines Zugewinns für die betreffenden Personen zeigt. Das Internet und die Einbindung in die Community eröffnen den Nutzern Möglichkeiten, die sie vorher in dieser Form nur eingeschränkt hatten und die für sie somit einen Mehrwert mit sich bringen. Dieser ergibt sich allein schon durch die verschiedenen neuartigen Gegebenheiten, die in diesem Zusammenhang mit dem technologischen Wandel einhergehen. Der Gesichtspunkt assimodativer Transformation trifft vor allem für jene Nutzergruppe zu, welche sich dem Medium Internet erstmalig annähert; damit offenbart sich den Nutzern in diesem Zusammenhang eine alltagsergänzende Erfahrungswelt mit erweiternden Lern- und Bildungsmomenten. Die Auseinandersetzung mit bis dahin nur eingeschränkt bekannten Themen schürt bei manchen Usern den persönlichen Ehrgeiz. Beate brachte das beispielsweise anschaulich zur Sprache, als sie davon berichtete, dass sie sich während ihrer Berufstätigkeit dem Aspekt neuer Medien komplett verschlossen hätte und jetzt im Nachgang erkenne, was für Vorteile damit für sie als Lehrerin verbunden gewesen wären. Sie setzte sich mit dem Medium Internet erst nach ihrer Verrentung auf Drängen ihrer Familie auseinander und revidiert in diesem Zusammenhang ihre anfänglich skeptische Haltung. Schrittweise näherte sie sich dem Hand-

lungsfeld an und bewies hier vor allem ein hohes Maß an Selbstlernkompetenz (vgl. Interview mit Beate, S. 2f, Z. 58–94). Diese Bildungsprozesse sind nicht nur in technischer und handlungsbasierter Hinsicht, sondern auch in Form von erweiterten Erkenntnissen, Abbau von Vorurteilen, Überwindung von Hemmschwellen und dergleichen vor dem Hintergrund des aktuellen Anspruches auf lebenslanges Lernen sicherlich ein entscheidender Zugewinn. Dies gilt vor allem für eine Altersgruppe, die zu großen Teilen bereits aus dem Berufsleben ausgeschieden ist und hierdurch eine neue Quelle sinnstiftender Aktivitäten finden kann. Die Erfahrung des „Sich-selbst-etwas-beibringen-können" kann als Motor für die eigene Motivation angesehen werden. Die Mehrzahl der befragten Personen weisen fundierte Computer- und Internetkenntnisse auf, sowohl im Bereich Hardware als auch im Bereich Software. Häufig führt das anfängliche Ausprobieren in einem bis dato wenig bekannten Themengebiet demnach dazu, sich schrittweise immer tiefer in die Materie einzuarbeiten und nach und nach Kompetenzen dazuzugewinnen, die schließlich bis zum Expertenwissen führen können. Hierbei ist, wie bereits betont und im Kapitel 5.3.2.1 ausführlich erläutert, der Aspekt der Autodidaktik ein zentrales Element der Lern- und Bildungsprozesse. Zudem zeigt sich an diesem Beispiel, wie ehemals exogene Einflussfaktoren zu endogenen Motivlagen werden können. Wo anfänglich Überredungskunst und Hilfestellung anderer notwendig waren, entwickelt sich schrittweise eine Begeisterung für die Thematik, welche die intrinsische Motivation, sich tiefer und eingehender damit auseinanderzusetzen, steigert.

Eine Ergänzung des lebensweltlichen Erfahrungsraums ist auch bei jenen Personen zu beobachten, welche die räumlich und zeitlich entgrenzende Wirkung des Internets für sich nutzen, um den (bewusst herbeigeführten) Kontakt zu Menschen herzustellen, die sie zum Beispiel als gleich gesinnt erleben, die ähnliche Schicksale erlebt haben wie sie oder aber in denen sie einen potenziellen Partner erkennen. Sie sind nicht länger auf ihren realen Nahraum angewiesen, um diese Formen der Netzwerkarbeit zu tätigen und zu pflegen. Das Internet ermöglicht die unterschiedlichsten Arten der Kommunikation und Interaktion. Die Kommunikationsformen in nahräumlichen Bezugsystemen, die sich durch ihre körperliche und angesichtige Struktur auszeichnen, werden erweitert oder sogar ersetzt, wie Faßler (1997, S. 129) aufzeigt, von medialen Interfacesituationen, die in Echtzeit ablaufen. Diese Anteile zeigen sich bei mehreren Interviewpartnern. Emma, Werner und Peter suchen beispielsweise aktiv nach potenziellen Partnern (vgl. Kapitel 5.3.2.4) und nutzen dazu die Community als einen weiteren Bereich neben den Möglichkeiten, die sich in ihrem direkten Umfeld ergeben. Dass dies durchaus Erfolg versprechend sein kann, ist mehreren Umständen geschuldet. Zum einen mag die erwähnte Anonymität im Internet eine gewisse Hemm-

schwelle abbauen, andere Personen anzusprechen/anzuschreiben (was jedoch auch in negatives Verhalten umschlagen kann, beispielsweise in Form von sexuellen Belästigungen, wie oben dargestellt wurde). Noch dazu kann man sein eigenes Profil mit der Information versehen, alleinstehend und auf der Suche nach einem Partner zu sein, was eine Ansprache möglicherweise zusätzlich noch erleichtert. Auch die Ausweitung des Kreises, innerhalb dessen „gesucht" wird, ist ein nicht zu verachtender Vorteil, vor allem deshalb, weil die Betreffenden hier auf der Grundlage gemeinsamer und leicht zu identifizierender Interessen schnell miteinander ins Gespräch kommen können. Diese Vorteile liegen auf der Hand, dürfen jedoch in ihrer Gewichtung nicht überbewertet werden. So betonten alle drei interviewten Personen, die den Aspekt der Onlinepartnersuche für sich in Erwägung ziehen, dass natürlich erst ein persönliches Treffen darüber entscheiden könne, ob das Gegenüber die Erwartungen erfülle. Auch wenn bei allen dreien schon einige Treffen erfolgt waren, die „große Liebe" war bisher bei keinem dabei.

Aber nicht nur in Bezug auf eine potenzielle Partnersuche ist der Aspekt des nahräumlich überschreitenden Kontakts über das Internet von Bedeutung. Auch für diejenigen Personen beispielsweise, welche in ein fremdes Land gezogen sind, bietet Feierabend.de die Möglichkeit, mit Menschen nationenübergreifend Beziehungen aufzubauen oder zu pflegen. Deutlich wird das zum Beispiel bei Karl. Er ging nach seinem Schlaganfall zusammen mit seiner Frau nach Spanien, weil das Klima dort seinen Genesungsprozess positiv beeinflusste. Auch wenn er Spanien und der spanischen Mentalität viel Gutes abgewinnen kann (vgl. Interview mit Karl, S. 1f., Z. 21–59), suchte er dennoch aktiv nach einer Gelegenheit des Austausches mit Gleichgesinnten. Diese schien er in den einheimischen Spaniern nicht in der Art und Weise zu finden, wie er sie erwartet hatte. Die übrigen Deutschen in Spanien waren in der Regel nur im Rahmen eines Urlaubs vor Ort und somit nicht für eine langfristige Kontaktpflege verfügbar:

> „K: Ja, ich hab gesucht, jemand (.), der ähm, sagen wir mal so, die gleichen Interessen hat (.) :u:nd äh, das ist natürlich in Spanien unten ein bisschen schlecht, die meisten Leute sind ja nur im Urlaub unten. Sind wohl viele jetzt auch da (.) ständig unten, aber (.) es fehlt halt, näh? [I: Mhm] Und da kam man doch n bisschen mehr (.) in den Zeiten zusammen, näh?" (Interview mit Karl, S. 1, Z. 17–20).

Entsprechend versuchte Karl, Menschen mit gleichen Interessen über das Internet zu finden. Manche der Personen, die er über Feierabend.de kennenlernte, besuchten ihn sogar in Spanien (vgl. Interview mit Karl, S. 6, Z. 241–246). Somit kann Feierabend für Karl als deutliche Erweiterung seiner Alltagserfahrun-

gen in Spanien gewertet werden, da er über die Community Kontakte zu seiner Heimat herstellen und somit auch in der Ferne seine „Wurzeln“ pflegen konnte. Ein ähnlicher Effekt lässt sich bei Lotte beobachten. Lotte lebte viele Jahre in Italien und war dort zweimal verheiratet. Nach dem Tod ihres letzten Mannes fühlte sie sich trotz italienischer Verwandtschaft sehr alleine und versuchte, über das Internet Abhilfe zu schaffen. Sie flog sogar zu Feierabend-Treffen nach Deutschland, um die Menschen, mit denen sie sich in der ganzen Zeit geschrieben hatte, persönlich zu treffen (vgl. Interview mit Lotte, S. 2, Z. 42–61). Auch bei Lotte zeigt sich eine Rückbesinnung auf die eigene Herkunft. Sie hätte sich schließlich auch eine italienische Community suchen und mit Personen in ihrer Wahlheimat kommunizieren können, aber die Einbindung in Feierabend.de scheint ihr vor diesem Hintergrund mehr zu bedeuten, als eine „bloße“ Kontaktpflege zu Gleichaltrigen. Es scheint vielmehr um nationale Identität, um Verwurzelung und um Rückbesinnung auf Werte zu gehen. Hier zeigt sich erneut der bereits in Abschnitt 5.2 beschriebene Stellenwert von virtuellen Erfahrungs- und Handlungsräumen für die individuelle Persönlichkeitsbildung.

Der grenzüberschreitende Kontakt ist auch in umgekehrter Form zu beobachten, nämlich dann, wenn Feierabend-Mitglieder Kontakt zu anderen Personen aufbauen, welche sich im Ausland befinden. Hier lässt sich einmal mehr auf Margots Indienreise verweisen (vgl. Interview mit Margot, S. 9f., Z. 401–412). Dank des Internets war es Margot möglich, eine Familie aus einem völlig anderen Kulturkreis kennenzulernen, diese zu Hause zu besuchen und mehrere Wochen mit ihr unter einem Dach zu leben. Diese Form des „Urlaubs“ ist in keinem Reisebüro zu buchen und die Erfahrungen, die Margot dabei gemacht hat, sind sehr nachhaltig und intensiv:

> „Aber (.), es war wirklich unvergesslich, näh? [I: Mhm] Wie diese armen Leute (.) äh, trotzdem alles hergaben, näh? [I: Mhm] Das war Wahnsinn. [I: Mhm] (1)“ (Interview mit Margot, S. 10, Z. 411f.)

Auch Udo pflegt via Feierabend.de Kontakte mit dem Ausland. Er erzählte davon, über die Community einen Mann kennengelernt zu haben, der auf die Philippinen ausgewandert sei. Dieser berichtete Udo davon, wie sehr sich sein Leben verändert habe und versetzte ihn durch seine Erzählungen in einen Zustand von Faszination und Begeisterung (vgl. Interview mit Udo, S. 3f., Z. 101–120). Diese als metaphorisch zu bezeichnende und faktisch vorhandene Grenzüberschreitung kann als Horizonterweiterung verstanden werden. Man tritt in Kontakt mit jemandem, der in der Fremde lebt und somit nicht beschönigend, sondern authentisch und aus erster Hand berichten kann. Diese Form des Austausches

dient aber nicht nur dazu, sich mit den Sitten, Bräuchen und Lebensweisen fremder Kulturen auseinanderzusetzen, sondern kann auch im besten Fall dazu führen, dass möglicherweise vorhandene Vorbehalte und Vorurteile abgebaut und reduziert werden. Es ist demnach das Potenzial umfassender Bildungsprozesse gegeben, welche das Weltbild und die Sichtweise des Betroffenen nachhaltig beeinflussen können.

Bei Paul kommt darüber hinaus ein zusätzlicher alltagserweiternder Aspekt zum Tragen. Er kam über Feierabend.de in Kontakt mit intellektuellen Zusammenschlüssen und Gemeinschaften. So wurde er eingeladen, an einem englischen Debattierklub teilzunehmen, in dem man sich mit tagesaktuellen Themen und Fragestellungen in englischer Sprache auseinandersetzt (vgl. Interview mit Paul, S. 1, Z. 15–25). Darüber hinaus ist er Mitglied einer deutschlandweit agierenden Elitegruppe, wie sie von mir bezeichnet wurde, welche eine Mitgliedschaft von Personen mit ähnlichen politischen Einstellungen und Gesinnungen umfasst. Man trifft sich regelmäßig, diskutiert und tauscht sich aus. Während die übrigen über Feierabend.de geknüpften Kontakte für Paul keine tiefergehende Bedeutung haben, sind ihm diese intellektuell ausgerichteten Zusammenschlüsse enorm wichtig und er betonte, dass er die Verbindung zu diesen auch aufrechterhalten würde, sollte er sich eines Tages aus der Community abmelden (vgl. ebd., S. 4f., Z. 152–174). Der ergänzende Aspekt in diesem Zusammenhang wird schnell deutlich: Der akademisch ausgebildete, intellektuell anspruchsvolle und politisch interessierte sowie engagierte Paul trifft in seinem direkten Umfeld sicherlich nur auf wenig Gleichgesinnte, mit denen er seine Interessengebiete teilen kann. Über Feierabend.de bekommt er die Möglichkeit, hierbei sowohl in seinem Wohnumfeld als auch überregional Menschen kennenzulernen, die sich in ähnlicher Weise auseinandersetzen. Somit bekommt er nicht nur die Gelegenheit, sich mit ihm wichtigen Gesichtspunkten zu beschäftigen, sondern erhält auch zusätzlichen Input und Anregungen im Rahmen gemeinsamer Gespräche und Diskussionen. In diesem Zusammenhang wird der Stellenwert dieses Ressourcenpotenzials deutlich sowohl für die Identitätsarbeit im Sinne der Auseinandersetzung mit persönlich relevanten Themenkomplexen als auch für Bildungsmomente im Sinne von Denkanstößen sowie Ergänzungen und Erweiterungen der eigenen Sichtweise.

An dieser Stelle zeigt sich, wie bereits durch die Musterbildung in Kapitel 5 deutlich wurde, dass dem Gesichtspunkt der Vergemeinschaftung eine wichtige Bedeutung zukommt, auch wenn es darum geht, die Unterstützungsfunktion des Internets für den Alltag zu rekonstruieren. Dass die Vergemeinschaftung dabei völlig unterschiedliche Schwerpunktsetzungen aufweisen kann und vielfältig ist in der Art und Weise ihrer Ausgestaltung, dürfte deutlich geworden sein. Auch

die oftmals direkt vorhandene Verknüpfung mit der individuellen Identitätsarbeit kam zum Ausdruck, wodurch sich einmal mehr die Ergebnisse der Musterbildung widerspiegeln. Hinsichtlich der eingangs angesprochenen Differenzierung zwischen endogenen und exogenen Transformationsprozessen wird in Bezug auf die Erweiterung des Alltags um die Möglichkeit der zeit- und raumunabhängigen Kontakt- und Beziehungspflege deutlich, dass hierbei beide Aspekte zum Tragen kommen. In der Regel haben die betroffenen Personen den deutlichen Wunsch, andere Menschen – unabhängig von deren Umfeld und Wohnort – kennenzulernen, so dass hier eine deutlich endogene Komponente vorhanden ist. Dieser Wunsch hat seinen Ursprung manchmal jedoch auch in exogenen Begebenheiten, etwa dann, wenn der soziale Nahraum hinsichtlich Gleichgesinnter nur eingeschränkte Beziehungsoptionen bietet. Entscheidend für die Differenzierung ist von daher der jeweilige Einzelfall, der Aufschluss über das zugrunde liegenden Motiv bietet.

Ein weiterer Unterstützungsbereich, der auf den ersten Blick möglicherweise übersehen wird, hinsichtlich seines Stellenwertes jedoch nicht unterschätzt werden darf, ist die Chance, durch Feierabend.de an gemeinsamen Aktivitäten, Ausflügen und Reisen teilnehmen zu können. Je nachdem, wo die Senioren leben, sind zielgruppenspezifische Angebote mitunter nur eingeschränkt verfügbar. Dies gilt vor allem für ländliche Regionen, in denen das Kulturangebot an sich häufig nur peripher vorhanden ist. Schwieriger wird das Ganze mitunter dann, wenn die Betroffenen alleinstehend beziehungsweise verwitwet sind und Hemmungen haben, an den verschiedenen Aktivitätsangeboten allein teilzunehmen (z. B. allein in den Urlaub zu fahren). Feierabend.de hat diesbezüglich den Vorteil, dass hier eine Vielzahl von Angeboten besteht, welche unverbindlich in Anspruch genommen werden können. Dadurch, dass die Mitglieder selbst Vorschläge unterbreiten können, besteht die Gelegenheit, eigene Interessen und Wünsche zum Ausdruck zu bringen und nach Gleichgesinnten zu suchen, welche die persönliche Begeisterung beispielsweise für ein Reiseziel teilen. Weil der Einzugsbereich der Community so groß ist und die Mitgliederzahlen entsprechend umfassend sind, besteht hier eine optimale Voraussetzung dafür, eben diese Gleichgesinnten auch zu finden. Die Unverbindlichkeit und offene Struktur mag ebenso dazu beitragen, etwaige Hemmschwellen und „Berührungsängste“ zu überwinden. Anders als in Vereinen oder anderen formellen Zusammenschlüssen sind die Mitglieder nicht dazu angehalten und verpflichtet, sich regelmäßig aktiv einzubringen. Allerdings muss an dieser Stelle hinzugefügt werden, dass sich gerade bei den Regionalgruppen häufig ein Stamm aktiver Mitglieder zusammenschließt, welcher für gewöhnlich an gemeinsamen Veranstaltungen teilnimmt, so dass sich hier eine vereinsähnliche Struktur entwickelt. Der Vor-

teil, Gleichgesinnte für gemeinsame Unternehmungen zu finden oder aber an bereits geplanten Veranstaltungen teilnehmen zu können hat eine deutlich soziale Komponente im Sinne von Partizipation und Einbindung, aber auch in Hinblick auf Beziehungsgestaltung und Kontaktpflege. Darüber hinaus werden Lern- und Bildungseffekte angeregt. Ilse beispielsweise brachte das anschaulich zur Sprache, wenn sie berichtete, dass gemeinsame Ausflüge sie im Nachgang dazu motivieren, sich ausführlich mit den besuchten Orten auseinanderzusetzen und zum Beispiel Bücher zur historischen Entwicklung zu lesen (vgl. Interview mit Ilse, S. 7, Z. 287–291). Durch das Aktivitätsangebot werden demnach Anstöße für eigene Bildungsprozesse gegeben und es formen sich zuweilen neue Interessensgebiete aus.

Dieses alltagsergänzende und -erweiternde Ressourcenpotenzial wurde assimodativ genannt. Dieser Begriff ist als Kombination aus assimilativen und akkomodativen Ressourcen zu verstehen, wie in Kapitel 1.4.2 ausführlich dargestellt wurde. Die Wortneuschöpfung verweist auf den dialektischen Charakter dieses Ressourcenpotenzials. Es handelt sich, wie aufgezeigt wurde, um eine Ergänzung und Erweiterung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln. Diese Ergänzungsformen können dabei ganz unterschiedliche Gestalt annehmen. Sie bieten den Feierabend-Nutzern die Möglichkeit, erweiterte Alltagserfahrungen zu erleben und diese nach eigenen Wünschen zu gestalten, etwa durch die interessensgeleitete Teilnahme an Veranstaltungen, Aktivitäten und Ausflügen. Oder aber sie bieten die Gelegenheit, ihre Alltagserfahrungen den vorhandenen Gegebenheiten, auf welche sie keinen direkten Einfluss (mehr) haben, anzupassen. So zeigen sich im Zusammenhang mit diesem medienvermittelten Unterstützungspotenzial Handlungsspielräume, wie sie im *real life* nur eingeschränkt vorhanden sind (wodurch die stattfindende Transformation deutlich in den Vordergrund tritt). Dieser Gesichtspunkt wird beispielsweise bei der Beziehungsgestaltung und der Kontaktpflege zu Gleichgesinnten sehr deutlich. Die Senioren sind nicht auf ihr direktes Umfeld festgelegt, sondern können hier bildlich gesprochen Grenzen überwinden. Dadurch ergibt sich ein erweitertes Handlungsspektrum, auf das sie ohne die Einbindung in die Community in dieser Form sicherlich nicht zurückgreifen könnten. Es kann beispielsweise Kontakt hergestellt werden zu Menschen, die in anderen Ländern leben oder zu Menschen, die ähnliche Interessen haben. Insbesondere vor dem Hintergrund veränderter Lebensbedingungen im Zusammenhang mit dem Älterwerden kann der Wunsch nach Kontakt zu Gleichgesinnten einen komplett neuen Stellenwert erhalten. Dieser Aspekt zeigt sich beispielsweise in Form gemeinsamer Interessen und Überzeugungen (wie bei Paul) oder etwa darin, dass der Wunsch nach einer neuen Partnerschaft geteilt wird (wie bei Emma, Werner und Peter). Demnach vereint dieses Res-

sourcenpotenzial beide Anlagen in sich, sowohl akkomodative Unterstützungsformen als auch assimilative Ressourcen. Deutlich wurde außerdem, dass die Erweiterung von Alltagserfahrungen auch durch Bildungsprozesse, welche durch die Mitgliedschaft in der Community auf unterschiedlichste Art und Weise angeregt werden, erfolgen gehen kann. Hierbei bezieht sich der Zugewinn an (Lern-) Erfahrungen nicht nur auf die Handhabung der Medientechnik, auch wenn dieser Aspekt sicherlich nicht zu vernachlässigen ist. Die oftmals schrittweise Annäherung an die technischen Gegebenheiten verringert und beseitigt etwaige Hemmschwellen und Berührungsängste und stärkt das Selbstvertrauen hinsichtlich erlebter Erfolge in der Anwendung und im Umgang damit. Darüber hinaus können sich durch die Einbindung in die Community und die Kontakte zu vielen unterschiedlichen Menschen Sichtweisen verändern und/oder erweitern, mögliche Vorurteile und Vorbehalte abbauen (oder im negativen Fall auch verhärten) und Einstellungen damit tief greifend beeinflusst werden. Jörissen und Marotzki betonen, dass „Bildungsprozesse [..] die Art und Weise oder das Repertoire an Konstruktionsmöglichkeiten von Welt und auch von Selbstverhältnissen [verändern]“ (2009, S. 23). Die Autoren sind überzeugt davon, dass eine Veränderung dahingehend, sich die Welt zugänglich zu machen, auch eine Veränderung im Hinblick auf den Selbstbezug nach sich zieht (vgl. ebd., S. 24).

Das Spektrum an möglichen „community-vermittelten“ Ressourcen hinsichtlich Ergänzungen und Erweiterungen von Alltagserfahrungen ist somit sehr weit gefasst und auch im Zusammenhang mit seiner Reichweite und seinem Stellenwert für die Persönlichkeitsentwicklung der Betroffenen stark differenziert. Es reicht von gemeinsamen Unternehmungen und mehr oder weniger tief greifender Kontakte bis hin zu identitätsrelevanten Wandlungs- und Veränderungsprozessen. Vor diesem Hintergrund gilt es jedoch nicht, den Fehler zu begehen, diese unterschiedlichen Einflussfaktoren hinsichtlich ihrer Wirkkraft kategorisieren oder gar bewerten zu wollen. Der gemeinsame Stadtausflug kann für ein Mitglied genauso bedeutsam sein wie die eventuelle Korrektur der Weltsicht eines anderen. Ausschlaggebend hierfür sind die Ausgangslage der jeweiligen Personen, ihre Bedürfnislage, Wünsche und Interessen.

Potentiell, so die Annahme, steht diese Ressourcenform jedem Nutzer der Community zur Verfügung. Allein durch die Anmeldung bei Feierabend und die Nutzung des Angebots eröffnen sich mannigfaltige Möglichkeiten, die für die Senioren in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung darstellen (können). Die assimodative Transformation stellt somit im Vergleich zu den anderen beiden Formen ein niedrigschwelliges Ressourcenspektrum dar.

6.2.2 Assimilative Transformation: Aufrechterhaltung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln

Dieser Ressourcenbereich ist vor allem im Hinblick auf die dargestellten Veränderungen und Verlusterlebnisse, die mit dem Alter einhergehen (können), von großer Bedeutung, wodurch vor allem exogene Faktoren als Auslöser zu betrachten sind. Das Internet und die Einbindung in die Communitystruktur kann es den betroffenen Nutzern ermöglichen, Lebensbereiche weiterhin wahrzunehmen, die ihnen faktisch im *real life* abhanden gekommen sind oder eine eklatante Einschränkung erfahren haben. Sehr deutlich wird das beispielsweise bei den Regionalbotschaftern, die im Zusammenhang mit ihrem Amt innerhalb des Netzwerkes Aufgaben und Verantwortung übernehmen, die ihrer (ehemaligen) beruflichen Stellung ähnelt beziehungsweise gleicht. Gerade vor dem Hintergrund, dass viele der Regionalbotschafter bereits das Rentenalter erreicht haben, zeigt sich hier ein wichtiger Unterstützungsbereich, da sich die Betroffenen als aktiv und handlungsfähig erleben, ihrer eigenen Tätigkeit einen Sinn abgewinnen können und durch die regelmäßigen Treffen und Veranstaltungsorganisation sowie -durchführung eine Strukturierung ihres Alltags erleben. Solche Erfahrungen könnten die älteren Menschen auch im Rahmen von Vereinsarbeit oder in Form anderer Ehrenämter erlangen. Die Besonderheit der Onlinecommunity zeichnet sich jedoch durch ein höheres Maß an Flexibilität und Offenheit aus. Die einzelnen Regionalgruppen legen ihre Inhalte, Ziele und Aktivitäten selbstbestimmt fest. Selbstverständlich sind die Regionalbotschafter vor diesem Hintergrund an das jeweilige Gruppeninteresse gebunden, jedoch können sie dieses freier mitbestimmen und steuern, als es beispielsweise in einem Verein, der einer klaren Satzung folgt, oder einem Ehrenamt, welches einer bestimmten Trägerschaft unterliegt, der Fall wäre. So zeigen sich auch im Zusammenhang mit den geführten Interviews große Unterschiede zwischen den einzelnen Regionalbotschaftern. Ruth und Maria richten ihre komplette Freizeit auf Feierabend.de aus, treffen sich regelmäßig mit den Mitgliedern ihrer Gruppe und sind auch an Lern- und Bildungsprozessen, die sich hierbei ergeben, interessiert (vgl. Interview mit Ruth und Maria, S. 7f., Z. 271–332). Lotte bietet täglich einen Onlinechat für interessierte Mitglieder an, bei dem man sich „über Gott und die Welt“ unterhalten kann und legt den Fokus vor allem auf die Kommunikation zwischen den Teilnehmern (vgl. Interview mit Lotte, S. 6, Z. 194–202). Udo ist sehr um die Außendarstellung seiner Gruppe bemüht und versucht stetig, neue Mitglieder zu akquirieren (vgl. Interview mit Udo, S. 12, Z. 447–455).

Entsprechend wird deutlich, dass hier unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden, die abhängig von der Persönlichkeit des Botschafters und natürlich

auch der Gruppenstruktur sind. Dennoch zeigt sich das Potenzial der eigenverantwortlichen und interessensgeleiteten Ausgestaltung. Die Regionalbotschafter können ihre eigenen Stärken und Kompetenzen einbringen und sich selbst verwirklichen. Gerade wenn die Aufgaben auf mehrere Personen verteilt werden, wie das bei Maria und Ruth der Fall ist sowie auch bei Udo, zeigt sich, dass sich die Betroffenen gemäß ihres Fähigkeitsspektrums einbringen und einander darin ergänzen. Auch die unterschiedliche Ausgestaltung der Gruppenstrukturen, des Aktivitätsspektrums und der Kommunikationsformen innerhalb der verschiedenen Regionen spiegeln die differenzierten Persönlichkeiten der Botschafter wider. Somit ist hierbei streng genommen nicht nur von einer Aufrechterhaltung von Alltagserfahrungen zu sprechen, sondern sogar von einer Erweiterung.[49] Zwar bieten Berufe häufig auch die Möglichkeit, sich im Rahmen des übertragenen Aufgabenspektrums frei zu entfalten, jedoch ist der individuelle Spielraum hier oftmals deutlich begrenzt im Sinne von Aufgabengebieten, Weisungsbefugnissen und arbeitsrechtlichen wie arbeitsplatzspezifischen Reglementierungen. Freilich besteht auch im Zusammenhang mit der Leitung der Regionalgruppen ein gewisses Regelwerk, dieses ist jedoch weiter gefasst, als das häufig im Berufsleben der Fall war beziehungsweise ist. Diese hohe Gestaltungsfreiheit in dieser Form hatten bis dahin sicherlich nur freiberuflich beziehungsweise selbstständig tätige Personen. Darüber hinaus ist das Amt des Regionalbotschafters für die Amtsträger auch mit einem gewissen Status verbunden, der ihnen mitunter größere Handlungssicherheit und ein starkes Selbstvertrauen verleiht. Das zeigt sich zum Beispiel sehr eindrucksvoll im Interview mit Lotte, die auf eine sexualisierte Belästigung durch ein anderes Mitglied ihre Rolle als Regionalbotschafterin betont und sich damit Respekt verschafft:

> „L: Mich hat mal einer angeschrieben, aber dermaßen ordinär. Da hab ich zurückgeschrieben: ‚Tu Dir das nie mehr erlauben, dass Du eine Botschafterin so anmachst.‘ Und da hat er meinen Namen gelesen und hat gesacht: ‚Um Gottes Willen, um Gottes Willen‘, hat er gesacht, ‚ich hab an ne Falsche geschickt‘“ (Interview mit Lotte, S. 9, Z. 313–316).

Da gerade die berufliche Rolle ein wichtiges Kriterium für die individuelle Identitätsarbeit darstellt, kann ihr Wegfallen eine entsprechend große Lücke hinter-

49 Darin zeigt sich, dass die unterschiedlichen Ressourcenformen nicht strikt voneinander zu trennen sind, sondern die Übergänge zwischen den verschiedenen Unterstützungsmechanismen fließend sind und sie einander ergänzen können. Die hier aufgezeigte Differenzierung ist demnach als eine analytische Trennung zu verstehen.

lassen, die zum Teil krisenhaft erlebt wird, wie in Abschnitt 1.3.1 erörtert wurde. Die Übernahme des Amtes als Regionalbotschafter kann vor diesem Hintergrund als Versuch angesehen werden, eben diese Lücke zu schließen, indem eine neue Identitätsgrundlage geschaffen wird, welche der früheren beruflichen Rolle zumindest ähnelt, und somit ein gewohnter Alltagsrahmen, der damit einherging, aufrechterhalten werden kann.

Dieser Aspekt in Bezug auf die Regionalbotschafter ist sicherlich ein sehr spezifischer, weil nur ein geringer Anteil der Mitglieder bei Feierabend.de ein solches Amt bekleidet. Ohne Zweifel sind die Regionalbotschafter stark eingebunden innerhalb der Community. Sie sind angehalten, die gruppeneigenen Webseiten zu gestalten, die die Unterseiten der „Mutterseite“ bilden, sie erledigen administrative Aufgaben auf diesen Seiten, organisieren und informieren über Veranstaltungen, begleiten Aktionen, sind Ansprechpartner für Mitglieder und dergleichen. Es ist davon auszugehen, dass es sich tatsächlich um eine Art „Vollzeitbeschäftigung“ handelt und sich nur derjenige als Regionalbotschafter bewähren kann, der bereit ist, dieses breite Aufgabenspektrum auch zu übernehmen. Entsprechend stark profitieren sie jedoch auch von den Ressourcen, die damit verbunden sind. Sei es, dass sie stärker im intrapersonalen Bereich verwurzelt sind – in Form von Identitätsarbeit, Sinnfindung, Zufriedenheit, Selbstbewusstsein und dergleichen – oder stärker im interpersonalen Bereich – in Form von Anerkennung, Zuspruch, Einbindung, Wertschätzung etc. Es gibt jedoch auch andere Feierabend-Mitglieder, die zumindest in Teilen ebenfalls persönliche Einsatzbereitschaft zeigen und entsprechend auch diese Unterstützungsanteile erfahren. Beispielsweise sind hier die Moderatoren von Thementreffs gemeint, denen die Moderation und Administration bestimmter, selbst gewählter Themenbereiche obliegt. Durch diese Tätigkeit erfahren sie sich nicht nur als Experten auf ihrem Wissensgebiet, sondern ihnen kommt die Aufgabe zu, für einen reibungslosen Ablauf innerhalb des Forums zu sorgen, Störungen zu vermeiden und auf die Einhaltung des Regelwerks (bspw. der Netiquette) zu achten. Die damit einhergehende Aufgabe kann ebenfalls wieder als sinnstiftend und bedeutsam erlebt werden, auch wenn der damit verbundene Aufwand sicherlich nicht mit dem der Regionalbotschafter gleichzusetzen ist. Aber gewisse Grundzüge ähneln sich, weshalb auch die Moderatorenfunktionen im Zusammenhang mit der assimilativen Transformation Berücksichtigung finden sollen. Dass in diesem Kontext ebenfalls von den Mitgliedern Verbindungen zum jeweiligen (früheren) Berufsleben hergestellt werden, zeigt sich sehr eindrucksvoll bei Joachim. Dieser war lange Zeit im Rettungsdienst tätig und bildete in dem Bereich auch aus (vgl. Interview mit Joachim, S. 1f., Z. 4–47). Im Zusammenhang mit Feierabend.de

beschreibt er nun jedoch seinen Wunsch, die Angebotsmöglichkeiten stärker als „reiner Konsument“ wahrzunehmen und weniger persönlich aktiv zu werden:

> „Ein einziges Mal habe ich auch selbst eine Veranstaltung organisiert, die (.) war sehr beeindruckend, das war bei den (.) in O-Stadt bei den Jesuiten. Da wurden wir vom Chef persönlich geführt und informiert. [I: Mhm] Weitere dann leider, die wäre beim Zoll am Flughafen gewesen, die wurde dann aus Sicherheitsgründen kurzfristig von der XY AG (Flughafenbetreiber) dem Zoll verboten. Gab's, gab's Bombendrohung, aber ich (.) hab halt einfach mir auch vorgenommen, weil ich früher viel halt wirklich als Ausbilder oder dadurch, dass ich zehn Jahre im Katastrophenschutz innerhalb des Roten Kreuzes verantwortlich war und bei jeder Veranstaltung eingeladen war und erscheinen musste, äh, hab ich mir auch vorgenommen, nicht mehr allzu viel selbst für andere zu machen, sondern einfach mal auch (.) äh, Dinge in Anspruch zu nehmen. [I: Mhm] Sonst so, das war früher nicht so meine Art, aber (.) ich hab gedacht, jetzt ruh ich mich mal aus, ich hab genug für andere gemacht. [I: Mhm] (2)" (Interview mit Joachim, S. 4, Z. 142–154).

Neben den klar umgrenzten Aufgaben innerhalb der Community, welche letzten Endes dazu beitragen, dass die Communitystruktur als solche überhaupt aufrechterhalten werden kann, gibt es aber auch selbstorganisierte Zusammenschlüsse, die ebenfalls den Einsatz der einzelnen Mitglieder voraussetzen, um bestehen zu können. Ein Beispiel, das nun schon mehrfach angeführt wurde, ist die Elitengruppe von Paul, die sich zu regelmäßigen Treffen zusammenfindet. Diese müssen federführend von einzelnen Teilnehmenden organisiert und vorbereitet werden. Auch Paul hat sich in diesem Zusammenhang bereits entsprechend eingebracht (vgl. Interview mit Paul, S. 4, Z. 163). Im Gegensatz zu den vorgegebenen Rollen und Funktionen innerhalb von Feierabend.de sind diese Aufgabenbereiche weniger eindeutig abgesteckt und jeder kann für sich entscheiden, ob und wie stark er sich in diesem Kontext einbringt. Jedoch dürfte hier auch das Gruppengefüge einen gewissen Handlungsrahmen vorgeben, da die Erwartungshaltung an die einzelnen Mitglieder sicherstellen dürfte, dass jeder gemäß seiner Mittel und Fähigkeiten tätig wird und sich nicht aus der Verantwortung zieht. Gerade bei Gruppen mit einem überschaubaren Nutzerstamm ist der Einfluss auf den Einzelnen nachzuvollziehen. Somit zeigt sich, dass die Verlagerung von Verantwortung und Aufgaben sowohl in formellen wie auch informellen Gruppen und Zusammenschlüssen im Zusammenhang mit Feierabend.de eine maßgebliche Bedeutung einnimmt. Die Betroffenen erleben ihr eigenes Tun in diesem Kontext als sinnhaft und wichtig, erhalten Zuspruch und Dank für ihren Einsatz und finden somit eine Rolle, über die sie sich definieren können und die strukturell an das Berufsleben erinnert, wodurch über Jahre gefestigte lebens-

weltliche Strukturen weiter erhalten werden können, wenn auch in reduzierter Form.

Assimilative Transformation muss sich jedoch nicht nur auf die Aufrechterhaltung beruflicher Rollen beschränken. Neben diesen eher exogenen arbeitsstrukturellen Beweggründen und endogenen identitätsrelevanten Motivlagen gibt es auch solche, die vorwiegend endogen verortet sind. Bei Ilse zeigen sich beispielsweise deutlich assimilative Züge, wobei sich die Bewahrung von Alltagserfahrungen vor allem auf zeitlich zurückliegende Biografieabschnitte bezieht. Ilse hat lange Zeit Einschränkungen in ihrer Lebensführung in Kauf nehmen müssen, einerseits ausgelöst durch ihre Krankheit (Epilepsie), andererseits durch die Alkoholsucht ihres Mannes. Ihre Krankheit hat sie mit Hilfe von Medikamenten bereits seit Jahren im Griff. Das Suchtverhalten ihres Mannes war jedoch eine Begleiterscheinung bis zu seinem Tod und schränkte Ilse beträchtlich in ihrem Handlungsspielraum ein. Nachdem ihr Mann verstorben war, knüpfte Ilse an ihr „altes“ Leben vor diesen Krisenerfahrungen wieder an. Sie legt jedoch großen Wert darauf, sich nicht mehr zu eng an andere Menschen zu binden und setzt viel Energie in ihre Selbstverwirklichung (vgl. Interview mit Ilse, S. 10ff., Z. 400–519). Feierabend.de bietet ihr den Rahmen, innerhalb dessen sie genau diese Bedürfnisse ausleben kann. In ihrem sozialen Umfeld kann sich Ilse mit Gleichaltrigen nicht identifizieren. Sie kann sich weder für das Interessenspektrum, noch für die Themenschwerpunkte bei gemeinsamen Unterhaltungen mit den Damen ihres Alters erwärmen (vgl. ebd., S. 5, Z. 201–207). Ihr großes Aktivitätspotenzial kann sie dafür uneingeschränkt im Communitykontext und der Möglichkeiten, die sich hierbei für sie ergeben, ausleben. Dass der Großteil der anderen Mitglieder, mit denen sie regelmäßig zu tun hat, dabei deutlich jünger ist als sie selbst, stört Ilse nicht und wird von ihr vielmehr als Vorteil erlebt und wahrgenommen. Die Flexibilität und Unbeständigkeit, die Offenheit und Unmittelbarkeit, die Ilse im Rahmen von Feierabend.de vorfindet, bilden das Fundament ihres neu gewonnen Freiheitserlebens. Hier kann sie sich nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen entfalten, ohne Einschränkungen und Reglementierungen zu erfahren, wie sie sie in den letzten Jahren ihrer Ehe erlebt hat. Anhand dieses Beispiels zeigt sich, dass Persönlichkeitsanteile, Überzeugungen und Einstellungen im Internet und im Rahmen einer Onlinecommunity mitunter leichter ausgelebt werden können, als dies im sozialen Nahraum der Fall ist. Der Gestaltungsspielraum, der sich hierbei ergibt (und das nicht nur in Bezug auf die vorgenommene Selbstdarstellung, sondern auch im Zusammenhang mit sozialen Beziehungen sowie Formen der Vergemeinschaftung und Kommunikation), bietet den Rahmen, innerhalb dessen eine relativ freie Entfaltung möglich ist und

auch biografische Prozesse und Erlebnisse aufgearbeitet werden können, wie an Ilses Beispiel verdeutlicht wurde.

Das Alter geht häufig mit einer Reihe von Einschränkungen einher. Der Alltag muss oftmals völlig neu gestaltet werden, schon alleine dann, wenn ein Ausstieg aus dem Berufsleben erfolgt und der Tag nicht mehr durch Arbeitszeit und Freizeit strukturiert wird. Aber auch persönliche Lebensentwürfe können zum Teil nicht mehr ohne Weiteres ausgelebt werden, weil sich die Bezugspersonen im sozialen Nahraum verändern, versterben und ehemalige Beziehungen somit brüchig werden. Vor diesem Hintergrund sind Lebensbereiche, die eine Stabilität aufweisen, als wichtiger Anker zu betrachten, der Sicherheit und Zuversicht vermittelt. Eben diese Stabilität kann durch die Einbindung in Onlinecommunities erreicht werden, das ist durch die vorherigen Ausführungen deutlich geworden. Die User können sich Handlungsbereiche neu erschaffen (und damit erhalten), innerhalb derer sie sich als aktiv, selbstbestimmt, kreativ und dergleichen erleben und sich vor allem gebraucht und gefordert fühlen und erfahren. Vor diesem Hintergrund ist das Ressourcenpotenzial als eminent wichtig einzustufen und in seiner Bandbreite und Vielfalt der etwaigen Einsatzmöglichkeiten noch stärker zu berücksichtigen, gerade im Zusammenhang mit pädagogischer Arbeit. Vor allem in Tätigkeitsfeldern, in denen es darum geht, die Klientel zur Selbsthilfe zu befähigen und Kompetenzen aufrechtzuerhalten, kann diese Erkenntnis hilfreich und zielführend sein.

Allerdings, auch das wurde deutlich, erfordert es einen großen Anteil persönlichen Engagements, um diese assimilative Transformation abrufen zu können. Nur diejenigen, die bereit sind, sich selbst stark einzubringen und aktiv zu werden, können letzten Endes darauf zurückgreifen. Entsprechend profitieren jene Feierabend-Mitglieder von dem Unterstützungspotenzial, welche ein Ehrenamt oder eine Aufgabe innerhalb der Community wahrnehmen. Das konventionelle Feierabend-Mitglied, das sich selbst primär als Konsument versteht, wird die vielfältigen Möglichkeiten und Chancen, welche mit diesen Ressourcen einhergehen, nur eingeschränkt für sich nutzen können. Demnach ist dieses Unterstützungspotenzial in seiner Zugangsweise als weniger niedrigschwellig anzusiedeln und zu verstehen, als es beispielsweise bei der assimodativen Transformation der Fall ist.

6.2.3 Akkomodative Transformation: Neuschöpfung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln

Die akkomodative Transformation greift vor allem bei denjenigen Feierabend-Mitgliedern, die aus irgendwelchen Gründen in ihrer Alltagsführung eingeschränkt sind, sei es durch eine Krankheit (exogen) oder aber, auch das ist möglich, dass sie wegen persönlicher Präferenzen (endogen) bestimmte Verhaltens- und Handlungsweisen nicht ohne Weiteres in ihren lebensweltlichen Bezügen zum Ausdruck bringen und ausleben können oder wollen. Ein sehr eindrucksvolles Beispiel für eine endogene akkomodative Transformation wurde mit dem Eckfall von Sigrid beschrieben. Sigrid ist eine aktive Frau, die viele Interessen hat, sich ehrenamtlich engagiert und auch in einen Verein eingebunden ist. Sie nimmt regelmäßig an Veranstaltungen teil, welche ihr im Rahmen der Regionalgruppe bei Feierabend.de geboten werden. All diese Rahmenbedingungen lassen darauf schließen, dass sie ihre Bedürfnisse im Zusammenhang mit ihrer Alltagserfahrungen ausleben kann und diese somit Befriedigung finden. Jedoch ist gezeigt worden, dass Sigrid zwar den Kontakt zu den Menschen in ihrem sozialen Nahraum schätzt und hier auch eine stabile soziale Einbindung vorfindet, sie jedoch nicht gewillt und bereit ist, in ihrem direkten Umfeld emotional tief greifende Beziehungen aufzubauen, in denen ein Austausch über intime Themen stattfinden könnte. Vielmehr kann sie sich erst unter dem Deckmantel der Anonymität, welche ihr die Einbindung in die Onlinecommunity Feierabend.de bietet, öffnen, wobei sie jedoch auch hier das Vertrauen schrittweise aufbaut und sich die Personen, die sie ins Vertrauen zieht, ganz bewusst aussucht. Nichtsdestotrotz wird dadurch deutlich, dass die Mitgliedschaft bei Feierabend.de ihr eine Alternative bietet für tief greifende Freundschaften, wie sie sie so im Alltag nicht erlebt, und das nicht etwa, weil sie hierzu keine Gelegenheit hätte, sondern weil sie sich bewusst dagegen entscheidet (vgl. Falldarstellung Sigrid, Kapitel 4.2).

Ähnlich gestaltet es sich bei Gustav, der betont, keine Freunde in seinem direkten Umfeld zu haben, sich jedoch im Rahmen der Onlinecommunity offener und mitteilsamer zeigt beziehungsweise zeigen kann:

> „G: Ja, ich hab (räuspert sich) vorhin ja mal kurz gesagt, ich habe im Prinzip keine Freunde (Anmerkung: Bevor das Interview begann, erfolgte etwas Smalltalk. In diesem Zusammenhang erwähnte Gustav, dass er keine Freunde habe). Es ist so, es gibt eine ganze Menge Leute in meinem Umfeld, die mögen mich und meine Art (2), dass ich halt mehr als zwei Worte hintereinander reden kann und dass ich gern helfe und dass ich relativ offen für alles Mögliche bin. Also (.) ich bin sehr selten ablehnend irgendner Sache gegenüber. Und die würden mich gern als Freund haben wollen. Das Problem ist, das hab ich früher gemerkt, man ist dann vereinnahmt. Ich hab

keine Freunde. Ich hab ne ganze Menge Bekannter durch meine Hobbys oder sowas, aber (.) die lass ich da nicht an mich ran. Äh, während, äh, Leute aus der Community (.) hmm, schon mehr von mir wissen meistens oder öfter. Weil, wenn ich (.) ääh (1) jemanden aus meinem Umfeld äh, den ich kenne, sage, dass ich z. B. trockener Alkoholiker bin, dann äh (.) wird das völlig anders gewertet, als wenn ich das jemand sage im Chat, der selber von mir aus einen Mann hat, der Alkoholiker ist. (2)
I: Mhm. Das heißt, ähm, Du fühlst Dich da ein Stück weit freier, seh ich das richtig?
G: Ja. [I: Mhm] (1) Ich kann das ja jederzeit selber entscheiden. (2) Ich kann, kann ja, äh, wenn ich nen Kumpel, einen Arbeitskollegen, hab, der z. B. mit mir die Wohnung wartet oder irgend sowas, dann äh, kann es sein, (.) oder ich hab schon mal erlebt, dass dann dessen Frau intrigiert gegen mich und ja, er darf dann nicht mehr mit mir reden oder irgendso'n Zeug. Oder äh (.) ich hab dann gemerkt, hinterm Rücken erzählen sie irgendwas äh von mir, das Problem hab ich dann schon. Wenn da jemand ist, der (.) in der Ecke sitzt und weiß, (.) irgendwas von mir weiß, kann ich mit dem im Prinzip nichts mehr anfangen" (Interview mit Gustav, S. 5f., Z. 196–216).

Jedoch muss hier einschränkend hinzugefügt werden, dass der neue Handlungs- und Aktionsrahmen im Internet, welcher das Potenzial tief greifender Beziehungsgestaltung besitzt, nicht unkritisch gesehen werden darf. Gustav beispielsweise machte in diesem Kontext die leidvolle Erfahrung, dass persönliche Informationen, die er einem anderen Communitymitglied offenbarte, von diesem anschließend im Forum veröffentlicht wurden, wo man sich dann über Gustav lustig machte (vgl. Interview mit Gustav, S. 6, Z. 218–230). Seiner Angst vor sozialer Denunziation, Ausgrenzung und Anprangerung konnte er also auch im Internet nicht völlig entgehen, im Gegenteil: Durch die Bekanntmachung intimer Details über sein Leben im Onlineforum wurden diese einer viel größeren Menschengruppe zugänglich gemacht, als das in seinem sozialen Nahraum der Fall gewesen wäre. Dieses Erlebnis hat Gustav vorsichtiger werden lassen hinsichtlich des Austausches über persönliche Angelegenheiten im Internet (vgl. ebd., Z. 232–236). Sigrid scheint sich dieser Gefahr von vornherein bewusst gewesen zu sein, was sich daran zeigt, dass sie sich nur schrittweise ihrem Gegenüber öffnet, erst schriftlich kommuniziert, dann telefoniert und somit erst nach und nach eine Vertrauensebene aufbaut. Nur wenn ihr Gesprächspartner ebenfalls die Bereitschaft zeigt, über sich zu erzählen, offenbart auch Sigrid Aspekte aus ihrem persönlichen Leben (vgl. Interview mit Sigrid, S. 7, Z. 257–263).

Trotz dieses Risikopotenzials wird deutlich, dass das Internet einen „Ersatzraum" hinsichtlich sozialer Beziehungsgestaltung für diejenigen Menschen bieten kann, welche in ihrem sozialen Umfeld gehemmt sind, solche Beziehungen einzugehen oder, was ebenfalls denkbar ist, in ihrer Umgebung auf wenig Gleichgesinnte treffen und somit auf andere Kontaktmöglichkeiten zurückgreifen

wollen beziehungsweise müssen. Die mittelbare Unmittelbarkeit, die in Abschnitt 5.2 von Thiedeke beschrieben wurde, bildet vor diesem Hintergrund die Grundlage für die Beziehungsgestaltung. Der persönliche, direkte Kontakt ist hierbei nicht notwendig oder besser gesagt, gar nicht erwünscht. Es findet vielmehr eine bewusste Verlagerung auf die Onlinecommunity statt, die zwar Vergemeinschaftungsprozesse zulässt, gleichzeitig jedoch durch die anonyme und unverbindliche Struktur größere Handlungsspektren eröffnet. Die Form der Selbstdarstellung kann ebenso frei gewählt werden wie die Themen, über die man sich austauscht. Prozesse sozialer Kontrolle finden sich zwar auch innerhalb des Onlinenetzwerkes, allerdings sind diese weit weniger rigide und bindend, als das im unmittelbaren Umfeld der Fall ist. Dieser Zugewinn an Freiheit, Flexibilität und Unbestimmtheit ist es, welcher die Möglichkeit impliziert, eine Neuschöpfung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln hinsichtlich der Ausgestaltung von Kontakten und Beziehungen herbeizuführen.

Diese Neuschöpfung ist jedoch auch für eine andere Personengruppe von großer Bedeutung und zwar für diejenigen Internetnutzer, die durch Krankheit oder Gebrechen in ihrer Mobilität und ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt sind, was als Beispiel für eine exogen veranlasste Transformation anzusehen ist. Einige der Interviewteilnehmer sind von (chronischen) Krankheiten betroffen oder haben einen Schlaganfall erlitten, was ihr Alltagsleben beträchtlich beeinflusst. Gertrud beispielsweise kann nach ihrem Schlaganfall nur schrittweise ihre Körperfunktionen wiederherstellen und findet somit erst nach und nach wieder in ihr Leben zurück. Der Schlaganfall geht für Gertrud mit einem großen Kompetenzverlust einher, der von ihrer zeitweiligen Inkontinenz bis zur Unfähigkeit reicht, Auto fahren zu können. Im Zuge der Verarbeitung und Bewältigung des Schlaganfalls spielt Feierabend.de eine wichtige Rolle für sie, da sie hier Kontaktmöglichkeiten findet, welche ihr in ihrem direkten Umfeld durch ihre Immobilität und ihre Schwierigkeit, sich verbal auszutauschen, verwehrt sind (vgl. Interview mit Gertrud, S. 1f., Z. 27–50 und S 2f., Z. 70–90). Im Netz hat sie die Gelegenheit, mit anderen Usern zu kommunizieren, wobei sie auf die Schriftsprache zurückgreifen kann und nicht durch ihr eingeschränktes verbales Sprachvermögen, welches phasenweise mit dem Schlaganfall einherging, behindert wird. Zudem kommt die offene Struktur der Community ihrem jeweils tagesaktuellen Gesundheitszustand entgegen, da sie sich sofort zurückziehen kann, wenn sie merkt, dass sie müde wird oder sie sich zu sehr anstrengt. Auch für die direkte Bewältigung der Erkrankung ist die Einbindung bei Feierabend.de für Gertrud eine große Unterstützung. Sie erzählte, wie gut ihr die Zuschriften und die Anteilnahme tun würden. Sie versucht, diese schwierige Phase mit ihrem trockenen Humor zu überstehen, beispielsweise indem sie auf Rück-

fragen eines Feierabend-Mitglieds nach ihrem Befinden sagte, dass ein Tag, an dem sie mit trockenen Pampers aufwache, ein wunderbarer Tag für sie sei (vgl. ebd., S. 2f., Z. 81f.). Diesen Humor kann sie innerhalb der Community ausleben, da sie hier auf „Leidensgenossen“ trifft, die das Thema auf den Punkt bringen, nichts beschönigen und auch keine Scheu haben, über die unangenehmen Begleiterscheinungen des Schlaganfalls zu sprechen.

Dieses Beispiel verweist auf eine wichtige Ressource, welche durch die Mitgliedschaft in der Onlinecommunity gegeben ist, nämlich auf die soziale Einbindung auch bei persönlicher Immobilität. So können online beispielsweise Gespräche und Diskussionen geführt werden, für die man nicht das Haus verlassen muss, welche aber dennoch den Kontakt zu vielen unterschiedlichen Menschen ermöglichen. Es findet keine soziale Isolation und Abschottung statt, sondern die Betroffenen können am „Weltgeschehen“ teilnehmen, wenn auch indirekt, aber dennoch umfassend. Dies reicht von der Informationsbeschaffung über den Einkauf von Waren bis hin (was vor allem innerhalb der Community von zentraler Bedeutung ist) zu der sozialen Netzwerkpflege. Dabei ist es völlig nebensächlich, ob die Kommunikationspartner aus dem eigenen Ort stammen, aus einer anderen Stadt oder gar einem anderen Land. Diese entgrenzende Wirkung, die immer wieder im Zuge der Diskussion zum Thema Internet zur Sprache kommt, wirkt in diesem Fall auch entgrenzend hinsichtlich einer körperlichen Einschränkung und/oder Immobilität.

Die Abgrenzung akkomodativer Transformation zur assimilativen Transformation ergibt sich in diesem Kontext daraus, dass die Neuschöpfung im Zusammenhang der akkomodativen Transformation kein Alternativenspektrum aufweist, welche im Zuge der assimilativen Transformation zumindest faktisch gegeben ist. Im Gegensatz zu den Feierabend-Usern, die ihre Identitätsarbeit und ihre Handlungsfähigkeit auch anderweitig ausführen und erleben könnten, sind bei denjenigen Nutzern, bei denen die akkomodative Transformation greift, Handlungsalternativen deutlich eingeschränkt, da sie aufgrund von gesundheitlichen, strukturellen und/oder persönlichen Rahmenbedingungen in ihrer Lebensführung beeinträchtigt sind. Somit stellt die akkomodative Transformation eine Steigerung zur assimilativen Transformation dar. Neuschöpfung bedeutet demnach, dass neue Erfahrungen gemacht werden auf der Grundlage dessen, dass vertraute Verhaltensweisen aufgegeben werden müssen und eine dezidierte Um- und Neuorientierung stattfindet. Ehemalige soziale Bezüge müssen beispielsweise ersetzt werden, Formen des wechselseitigen Austausches und der Kommunikation müssen neu entwickelt werden und die persönliche Teilhabe und Partizipation am öffentlichen Leben verlagert sich auf das heimische Umfeld. Eine Aufrechterhaltung ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, da bedingt durch

spezifische Rahmenbedingungen nicht auf bisherige Kompetenzen und Handlungsoptionen zurückgegriffen werden kann, die durch eine Anpassung beibehalten werden könnten, sondern die Betroffenen sind dazu gezwungen, einen völlig neuen Kompetenz- und Handlungsbereich auszubilden (z. B. Verlagerung der Kommunikation auf Schriftsprache, wenn das Sprachvermögen durch einen Schlaganfall erst schrittweise wieder erlangt werden kann).

Einen ganz anderen Ersatz zu ihren lebensweltlichen Bezügen findet Lisa vor. Lisa meldete sich ursprünglich bei Feierabend.de an, weil sie nach dem Tod ihres Mannes Halt benötigte und auf der Suche nach anderen Frauen war, mit denen sie sich zum Thema Verwitwung, Tod und Trauer austauschen könnte. Dieses Unterfangen erwies sich jedoch als relativ erfolglos. Lisas Erwartungen wurden nicht erfüllt (vgl. Interview mit Lisa, S. 1, Z. 3–17). Nach anfänglicher Enttäuschung darüber, dass sie im Rahmen von Feierabend.de nicht den Kontakt zu anderen Witwen herstellen konnte, den sie sich gewünscht hätte, erkannte sie jedoch schnell einen anderen Vorteil, den die Einbindung in das Netzwerk ihr bot: Ihr kompletter Alltag, all ihr Denken, Fühlen und Handeln war nach dem Tod ihres Mannes darauf ausgerichtet, diesen Schicksalsschlag zum einen überhaupt erst einmal zu begreifen und zum anderen, ihn zu verarbeiten. Der Smalltalk auf Feierabend.de und die von anderen Usern eingestellten Beiträge und Bilder boten Lisa vor diesem Hintergrund eine Ablenkung von Trauer und Schmerz, die in ihrem Alltag dominierten. Das Internet und besonders die Community bildeten insofern eine Art Schonraum, innerhalb dessen sie kurzzeitig auf andere Gedanken kommen, eine Auszeit nehmen konnte von ihrem Trauerprozess und in gewisser Weise auch wieder ein wenig Energie sammeln konnte, um sich dem weiteren Verarbeitungsprozess zu stellen. Darauf verweist auch folgender Auszug aus dem Interview mit Lisa:

> „L: […] und ich war für das Internet unheimlich (.) wie gesagt, grad nachdem mein Mann tot war unheimlich dankbar, weil diese Phasen, wo man denkt, man hält einfach das net mehr aus. (.) Und dann gehste ins Internet und guckst wie gesagt, da kommt dann (unverständlich) und Du guckst, ah, da war des und da kannst ja, dieses Surfen ist ja so herrlich, näh? Man kann sich dann vertiefen in irgendwas (.), es ist einfach ein Stück Lebendigkeit und es ist doch kommunikativer als Fernsehen, wo also was angeboten wird und die Möglichkeit nicht is, sich da jetzt einzubringen. [I: Mhm] Des also is, da is des Internet, ich halt's trotzdem für ne gute Sache, also ich muss schon sagen. Nur, es is wie alles, ich mein, äh (.) Morphium ist auch ne gute Sache in ner schweren Erkrankung und man kann's trotzdem missbrauchen, klar. [I: Mhm] (5)“ (Interview mit Lisa, S. 5f., Z. 220–229).

Die Neuschöpfung von Alltagserfahrungen kann sich demnach auch in einer Ablenkung von aktuellen, zuweilen belastenden Themen ausdrücken. Die teilweise kritisierte Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, die innerhalb der Community anzutreffen sind, bergen somit auch den Vorteil der Neujustierung und Neuorientierung in der Auseinandersetzung mit Themen und Interessenbereichen, welche ein deutliches Gegengewicht zu den Alltagserfahrungen im *real life* bedeuten können. Sie sind somit auch eine Chance, von letzteren Abstand zu erhalten. Vor allem wenn alltägliche Erfahrungszusammenhänge geprägt sind von Frust, Ärger, Stress oder Trauer, ist diese Möglichkeit sicherlich nicht unbedeutend für die Betroffenen, um Abstand von den „Stressoren" zu erhalten, mit denen sie sich ansonsten täglich befassen müssen. Die unterstützenden Züge, die hierbei zum Tragen kommen, zeichnen sich nachvollziehbar ab und konnten durch das aufgeführte Fallbeispiel untermauert werden.

Wie sich an den Beispielen zeigt, gestaltet sich die akkomodative Wirkung des Internets in Form von Ersatzfunktionen von alltäglichem Erleben und Handeln sehr vielfältig. Zum Teil sind sie bewusst und aktiv herbeigeführt (endogen), wie das bei Sigrid und Gustav der Fall ist. Die beiden entscheiden sich selbstbestimmt dafür, einen Ersatz für Beziehungsformen, welche sie in ihrem Umfeld nicht ausleben wollen, im Internet zu suchen. In anderen Fällen ist die akkomodative Transformation, die sich hierbei ergibt, äußeren Umständen geschuldet (exogen), welche die Betroffenen nicht direkt beeinflussen können. Das ist bei all jenen Personen gegeben, die in ihrem Handlungsradius eine Einschränkung erfahren, beispielsweise aufgrund einer Erkrankung. Die Möglichkeiten des Internets spielen für die Betroffenen eine große Rolle, um ihre soziale und gesellschaftliche Partizipation aufrechtzuerhalten. Sie unterscheiden sich von der erstgenannten Personengruppe darin, dass ihnen keine andere Wahl bleibt. Aufgrund von Immobilität, Schmerzen und körperlichen Gebrechen sind sie an ihr Zuhause gebunden und müssen sich damit arrangieren. Das Internet und die Einbindung in eine Community eröffnet diesem Personenkreis die Chance, trotz all der Einschränkungen, die diese Personen erfähren, Kontakte und Beziehungen zu pflegen, sich auszutauschen, aktiv zu bleiben, sinnhaft erlebten Tätigkeiten nachzugehen und so weiterhin aktiv am Leben teilzunehmen.

Der dritte Bereich, der vor allem bei Lisa deutlich zum Ausdruck kam, offenbart sich in Ersatzerfahrungen, die sich im Sinne einer bewussten Ablenkung vom Alltagserleben niederschlagen. Gerade vor dem Hintergrund krisenhafter Ereignisse und Schicksalsschläge ist der Alltag häufig angereichert mit damit zusammenhängenden Gedanken, Gefühlen, mit Sorgen, Trauer, depressiven Verstimmungen und dergleichen. Hier kann das Internet insofern unterstützend zum Einsatz kommen, dass die Betroffenen mittels der Anwendungen im Rah-

men der Community, in den Beiträgen anderer Nutzer, im Forum etc. Momente der „Auszeit“ aus den aktuellen alltäglichen Bezügen erleben. Sicherlich ist dieser Aspekt kritisch zu betrachten, vor allem dann, wenn die Einbindung in virtuelle Netzwerke einer „Alltagsflucht“ gleichkommt und die Nutzer somit versuchen, sich einer aktiven Bewältigung von Problem- und Krisensituationen zu entziehen. Wie so oft sind die Grenzen zwischen einem positiven, ablenkenden Charakter und einer Vermeidungstaktik fließend und in Abhängigkeit von der jeweiligen Persönlichkeit zu betrachten. Im vorliegenden Interview wurde jedoch deutlich, dass die Internetnutzung vor diesem Hintergrund eine wichtige Unterstützungsfunktion bedeutete. Die Ersatzerfahrungen gewinnen für die Betroffenen durchaus einen relevanten Stellenwert, wenn es darum geht, einen gewissen Abstand von krisenhaft erlebten Alltagssituationen zu bekommen, um diesen im nächsten Schritt wieder besser gewachsen zu sein.

6.2.4 Diskussion der Ergebnisse

Wie sich zeigt, ist das transformative Ressourcenpotenzial, welches sich durch die Einbindung in die Seniorencommunity für die Mitglieder offenbart, sehr unterschiedlich verortet und auch in der Ausprägung stark differenziert. Ausschlaggebend sind hierbei nicht nur die jeweilige Bedürfnis- und Interessenslagen der User, welche sich auf ihr Nutzungsverhalten auswirken, sondern auch ihre individuellen Handlungsoptionen und die Bereitschaft der aktiven Mitgestaltung des Netzwerkes in Form der Übernahme von Aufgaben, beispielsweise im Zusammenhang der Thementreffs oder Regionalgruppen. Ein weiterer Einflussfaktor ist die spezifische Erwartungshaltung an die Community, die sich ebenfalls entscheidend auf das Verhalten innerhalb des Netzwerkes auswirkt. Darüber hinaus spielt die jeweilige Persönlichkeit eine entscheidende Rolle, was sich in der Musterbildung (vgl. Kapitel 5) zeigte. Das spezifische Verständnis von Vergemeinschaftung und Selbstdarstellung innerhalb des Internets hat sicherlich einen großen Effekt darauf, welches Ressourcenspektrum man für sich selbst überhaupt wahr- beziehungsweise letzten Endes in Anspruch nimmt. Trotzdem lässt sich feststellen, dass alleine die Tatsache, dass die Feierabend-Mitglieder den Schritt in die „digitale Teilhabe“ gewagt haben, den Zugang zu neuem Unterstützungsformen geschaffen hat, die sich ihrerseits in Form einer Erweiterung, Ergänzung, Aufrechterhaltung oder einer Neuschöpfung von lebensweltlichen Bezugsystemen niederschlagen (können). Was hierbei für den einzelnen User maßgeblich von Bedeutung ist, hängt ab von dessen individuellem Hintergrund, aber auch von soziokulturellen Gegebenheiten und Rahmenbedingungen und

kann sich vor allem je nach Bedürfnis- und Lebenslage verändern. Alleine die Zugangsmöglichkeit ist als entscheidende Bereicherung zu bewerten, eröffnet sie doch völlig neue Handlungsspielräume, neue Kontaktmöglichkeiten und die Gelegenheit, aktive Identitätsarbeit zu leisten.

Der Stellenwert von Feierabend.de bei den einzelnen Interviewteilnehmern variiert von einer weniger stark gewichteten sporadischen Nutzung des Angebots, häufig in Form einer stillen Mitleserschaft, bis hin zu einer kompletten Ausrichtung des gesamten Freizeitverhaltens auf die Community sowie auf die Mitglieder der Community. Eine entsprechend große Varianz weist auch das Ressourcenspektrum auf, welches die Nutzer aus ihrer Mitgliedschaft ziehen. Dementsprechend lässt sich keine allgemeingültige Aussage darüber machen, welcher Benefit sich für die einzelnen Mitglieder ergibt. Wie sich anhand Lisas Beispiel zeigte, kann der Zugewinn, welchen sie der Mitgliedschaft bei Feierabend zuschreibt, erst im Nachhinein erkennbar werden. Ihre ursprüngliche Intention, innerhalb des Netzwerkes andere Witwen zu finden, mit denen sie die Trauerphase gemeinsam bearbeiten könnte, also eine Art Selbsthilfegruppe, war für sie nicht zufriedenstellend umsetzbar. Im Nachhinein erkannte sie allerdings, dass die Einbindung in die Community ihr wichtige Momente der Ablenkung bot. Diese wiederum hatten indirekt Anteil bei der Bewältigung des Todes ihres Ehemannes. Der Zugewinn ist folglich nicht immer auf den ersten Blick zu identifizieren. Die vorgenommene Kategorisierung soll dabei helfen, die Unterstützungsmöglichkeiten, die sich durch die Mitgliedschaft innerhalb einer Onlinecommunity für die User ergeben, in ihrer Vielfältigkeit besser einschätzen zu können. Hierbei gilt wiederum, dass die Grenzen fließend sind und die verschiedenen Ressourcenpotenziale in unterschiedlicher Art und Weise greifen, beziehungsweise einander ergänzen oder sogar überlagern. Deutlich ist auch geworden, dass durch die Einbindung in die Onlinecommunity und die dadurch stattfindenden Transformationsprozesse eine Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit und des eigenen Aktivitätsradius erreicht werden kann und sei es nur bis zu einem gewissen Maß. Somit erschließt sich ein erkennbarer Mehrwert, den die Communitymitglieder bestenfalls aus ihrer Mitgliedschaft bei Feierabend.de ziehen können. Zweifelsohne sind diese Prozesse für die Betroffenen in ihrer Bandbreite nicht unbedingt ersichtlich und reflektierbar. Anhand der vorgenommenen Untersuchung zeigt sich jedoch, dass das Unterstützungspotenzial, welches sich hierbei ergibt, sehr vielfältig ist und einen zentralen Stellenwert einnehmen kann. Die Abhängigkeit von der individuellen Persönlichkeit, aber auch von strukturellen Bedingungen bei der Abfrage und Nutzung dieser Ressourcenpotenziale wurde betont. Die vorgenommene Differenzierung lässt keine Verallgemeinerung zu, sondern muss immer im Hinblick auf die jeweiligen Nutzer,

ihre Persönlichkeit und lebensweltlichen Bedingungen sowie der damit zusammenhängenden Einstellung reflektiert werden.

Zu Beginn dieses Theoretisierungskapitels wurde auf die unterschiedlichen Sinnbereiche hingewiesen, die Schütz unterscheidet, indem er von „mannigfaltigen Wirklichkeiten“ (1971) spricht. In diesem Zusammenhang kam die Frage nach (neuen) Wirklichkeitsformen durch die Einbindung in die Seniorencommunity auf. Anhand der drei unterschiedenen Transformationsprozesse werden nachfolgend die damit zusammenhängenden Wirklichkeitsbereiche analysiert. Relativ unkritisch dürfte sich dieser Gesichtspunkt im Zusammenhang mit der assimodativen Transformation gestalten. Die onlinebasierte Ergänzung von Alltagserfahrungen impliziert, dass im Netz erlebte Wirklichkeitsformen in die bisherige Alltagswelt adaptiert und integriert werden. Allenfalls finden hierbei Verschiebungen statt, beispielsweise hinsichtlich der objektiven Zeitperspektive, welche durch die zeitlich und räumlich entgrenzende Wirkung, die sich im Internet einstellt, eine gewisse Ausweitung und Flexibilisierung erfährt. Auch das körperbezogene Wirken kommt durch den nicht vorhandenen Austausch von Angesicht zu Angesicht weniger deutlich zum Ausdruck (auch wenn es nach wie vor vorhanden ist, wenn auch in Form der Interaktion zwischen Mensch und Maschine und nicht unbedingt zwischen Mensch und Mensch). Somit ist davon auszugehen, dass bei der assimodativen Transformation das bisherige Wirklichkeitserleben in der Alltagswelt aufrechterhalten werden kann. Es erfährt dabei zwar eine Erweiterung, muss aber nicht durch das von Schütz so bezeichnete „Schockerlebnis“ (ebd., S. 265) aufgegeben werden zugunsten eines anderen Wirklichkeitsbereichs. Entsprechend überschaubar sind die erforderlichen Anpassungsprozesse, welche mit diesem Ressourcenpotenzial einhergehen, da die User auf vertraute Sinnbereiche zurückgreifen können, indem sie die neugewonnenen Möglichkeiten mit bereits vorhandenen Kompetenzen und bestehenden Ansätzen verbinden.

Anders gestaltet sich das im Zusammenhang mit der assimilativen Transformation im Sinne der Aufrechterhaltung von Alltagserfahrungen. Hier erfährt der bisherige alltagsweltliche Wirkbereich der Menschen eine Einschränkung, etwa aufgrund äußerer Umstände, wie sie sich zum Beispiel bei dem Ausscheiden aus dem Berufsleben einstellen. Diese Einschränkungen sind als der bereits beschriebene Schock anzusehen, der es erforderlich macht, bisherige Wirklichkeitsakzente zu revidieren. Dadurch, dass das vertraute Wirken nicht mehr die bisher gewohnte Anwendung finden kann, müssen die bis dato geltenden Wirklichkeitsvorstellungen überwunden werden. Mit Verlagerung der Wirkbereiche auf das Internet beziehungsweise genauer gesagt auf die Onlinecommunity wird diese zum neuen Ausgangspunkt der Wirklichkeitsgestaltung, was eine entspre-

chende Anpassung des Sinnsystems impliziert. Demnach ist auch eine Neuausrichtung des damit verbundenen Erkenntnisstils vonnöten. So zeigt sich beispielsweise im Zusammenhang mit der Zeitdimension, dass vergangene Erfahrungswerte aufgegriffen werden, diese jedoch mit einem neu strukturierten Istzustand und diesbezüglich auch mit sich verändernden Zukunftsentwürfen in Einklang gebracht werden müssen. Es kann nicht länger auf bisherige Orientierungssysteme zurückgegriffen werden, sondern eine Neuausrichtung derselben muss erfolgen. Schütz (1971, S. 286) spricht in diesem Kontext von einer Modifizierung der bisherigen Lebenswelt, die jedoch weiterhin als Wirklichkeit wahrgenommen wird. Eine Aufrechterhaltung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln durch das Internet ist demnach nicht gleichzusetzen mit einer kompletten Verlagerung des individuellen Handlungsspektrums auf das Web, sondern lediglich mit einer Transformation bestimmter Wirklichkeitsbereiche, welche wiederum eine alltagsrelevante Bedeutung haben, so dass sich hieraus ein Wechselverhältnis ergibt zwischen den beiden Sinnsystemen. Daraus lässt sich folgern, dass Wirklichkeitsbereiche zwar als in sich geschlossen, aber nicht voneinander getrennt zu begreifen sind, wie es Schütz auch im Zusammenhang mit der Welt der wissenschaftlichen Theorie formulierte:

> „Die geschlossenen Sinnbereiche sind keine voneinander getrennten Weisen des Bewußtseinslebens, etwa in dem Sinne, daß der Übergang von einem zum anderen eine Seelenwanderung und eine völlige Auslöschung der Erinnerung voraussetzen würde, wie es die Lehre der Metempsychosis behauptet. Die geschlossenen Sinnbereiche sind lediglich Titel für verschiedene Spannungen ein- und desselben Bewußtseins, und es ist das selbe Leben, das weltliche Leben in der ungebrochenen Einheit von der Geburt bis zum Tod, dem wir uns in verschiedenen Modifikationen zuwenden“ (ebd., S. 297).

Während bei den assimodativen Ressourcenpotenzialen die bisherige Alltagswelt aufrechterhalten werden kann und lediglich eine Erweiterung erfährt, zeichnet sich im Zusammenhang der assimilativen Transformation ein stärkeres Nebeneinander der beiden Wirklichkeitsbereiche ab, wobei die gegenseitige Einflussnahme erkennbar ist. Um diese Einflussnahme an einem Beispiel zu veranschaulichen: Mit dem Einstieg in den Ruhestand fällt eine wichtige Identitätsgrundlage der Alltagswelt weg, was den erwähnten Schock auslösen kann. Die Neuorientierung innerhalb der Onlinecommunity und der dortige Aufbau von Handlungsfeldern, die der früheren beruflichen Tätigkeit ähnlich sind, führen zur Ausbildung neuer Identitätsanteile. Diese wiederum kommen in der Wirklichkeit des Alltags zum Tragen. Gleichzeitig ist die Vorstellung des eigenen Selbst jedoch auch

geprägt von früheren alltäglichen Erfahrungen, ebenso wie von getätigten Zukunftsentwürfen, so dass diese in dem „neuen“ Wirklichkeitsbereich der Onlineaktivität ebenfalls zum Tragen kommen. Die einzelnen Sinnbereiche sind somit zwar in sich geschlossen und stimmig, nicht jedoch als unabhängig voneinander zu verstehen. Sie bestehen nebeneinander, so dass ein Wechsel von einem Bereich in den anderen problemlos möglich ist. Zumindest trifft das für die Ressourcenform der assimilativen Transformation zu.

Etwas differenzierter gestalten sich die Rahmenbedingungen bei der akkomodativen Transformation. Auch hier kommt es zu einem Schockerlebnis im Zusammenhang mit der Alltagswirklichkeit, allerdings im Sinne dessen, dass Handlungsoptionen komplett wegbrechen und das alltägliche Leben wie bisher nicht mehr fortgeführt werden kann. Es kommt hierbei somit zu einer grundlegenden Erschütterung der bisherigen Orientierungsmaßstäbe und Sinnzusammenhänge. Das wirkende Selbst erlebt sich nicht mehr länger als handlungsfähig und ist gezwungen, sich neue richtungsweisende Rahmenbedingungen zu erschaffen. Dies ist, so wurde aufgezeigt, im Zusammenhang mit der Einbindung in Onlinecommunities möglich, wodurch sich eine Neuschöpfung von Alltagserfahrungen und Alltagshandeln ergibt. Diese Neuschöpfung impliziert jedoch in Abgrenzung zur assimilativen Transformation, dass die bisherige Alltagswirklichkeit zu großen Teilen aufgegeben wird (bzw. werden muss) zugunsten des „neuen, onlinebasierten“ Wirklichkeitsbereichs, wodurch dieser zum zentralen Bestandteil der Lebenswelt der Betroffenen wird. Mit anderen Worten bedeutet dies, dass im Zusammenhang der Neuschöpfung von Erfahrungen im Kontext der Einbindung in Onlinecommunities diese zum Ausgangspunkt alltäglicher Wirklichkeit werden. Das Besondere hierbei ist, dass sich Kommunikations- und Interaktionsprozesse im Zuge dieses neuen Sinnzusammenhangs komplett wandeln. Es kommt nicht mehr oder nur noch eingeschränkt zu einem körperbezogenen interaktiven Austausch von Person zu Person, die Kommunikationsprozesse erfolgen zu großen Teilen über die „Interaktionspartner Computer und Internet“. Indirekt findet selbstredend weiterhin der Kontakt zwischen Menschen statt, jedoch über die Mittelsfunktion der entsprechend notwendigen Technik. Dies macht es erforderlich, bisherige Überzeugungen über zwischenmenschliche Beziehungen anzupassen. Diese soeben erfolgte Darstellung ist jedoch nicht nur unter einem „Zwangscharakter“ aufgrund äußerer Dispositionen zu begreifen, sondern die Schaffung dieses neuen Wirklichkeitsbereichs und die starke Konzentration auf diesen kann auch internalen Motivgründen folgen, wie anhand der empirischen Ergebnisse (bspw. bei Sigrid) aufgezeigt wurde.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Einbindung in die Onlinecommunity den Usern (neue) sinnstiftende und wirklichkeitsrelevante Erfahrungen ermög-

licht, die je nach Form der stattfindenden Transformation die Alltagswirklichkeit bereichert, ergänzt oder, wie zuletzt angesprochen wurde, zu großen Anteilen ersetzt. Das Besondere an diesem Sinnbereich ist, dass er eine große Gestaltungsfreiheit mit sich bringt und die „Fesseln des ‚interobjektiven' Raums und der intersubjektiven Standardzeit" (Schütz 1971, S. 270) überwinden kann, wie der Autor es beispielsweise exemplarisch am Beispiel von Fantasiewelten beschreibt, wobei die Gestaltungsspielräume bei letzteren zweifelsfrei unbegrenzt sind, was auf die Onlinecommunity sicherlich in diesem Sinne nicht zutrifft. Jedoch werden auch hier Handlungs- und Wirkfelder sichtbar, die einen entgrenzenden Charakter aufweisen, wodurch sich die individuelle Reichweite vergrößert. Schütz betont in Bezug auf den Begriff der Reichweite, dass

> „[d]er Platz, den mein Leib innerhalb der Welt einnimmt, also mein tatsächliches Hier, (.) der Ausgangspunkt ist, von dem ich meine Lage im Raum bestimme. Er ist sozusagen der Nullpunkt des Koordinatensystems. In Bezug auf meinen Leib ordne ich die Dinge meiner Umwelt in den Kategorien von Rechts und Links, von Vorn und Hinten, von Oben und Unten, von Nah und Fern usw. an" (ebd., S. 255).

Anhand dieses Zitates wird deutlich, dass diese klare Verortung und Kategorisierung im Internet nicht aufrechtzuerhalten ist und somit eine deutliche Ausweitung erfährt. Der Körper als Mittelpunkt des Orientierungssystems und die damit zusammenhängende Ort- und Zeitgebundenheit verlieren komplett an Bedeutung, ausschlaggebend sind Kommunikations- und Interaktionsprozesse, die in Echtzeit stattfinden (können) und nicht zwangsläufig die gleichzeitige Anwesenheit der Interaktionspartner voraussetzen müssen, wenn zum Beispiel der Dialog über E-Mail stattfindet. Schütz spricht in diesem Kontext von einer „Quasi-Gegenwart, in der ich nur das Produkt der Mitteilungen des Anderen deute (…) ohne dabei an dem ablaufenden Prozeß kommunikativer Handlung teilgenommen zu haben" (Schütz 1971, S. 254).

Im Gegensatz zu der zuvor angesprochenen Fantasiewelt, innerhalb der „die ‚Leistungen' und ‚Wirkhandlungen' [.] lediglich phantasiert [sind]" (Schütz 1971, S. 271), verändert das online eingebundene Selbst sehr wohl seine Außenwelt, da es tatsächlich wirkend tätig ist, in Kommunikationsprozesse tritt und Interaktionen hervorruft. Es findet eine wechselseitige Einflussnahme statt, wenn auch nicht unbedingt in ihrer angesichtigen Form, die auf Körperwahrnehmung gründet und eine Gemeinsamkeit von Raum und Zeit aufweist. „Der Andere erscheint [.] lediglich als partielles Selbst, als Urheber dieser oder jener Handlung, die ich nicht in lebendiger Gegenwart teile", erklärt Schütz (ebd., S. 253f.). Dieser Aspekt ist sicherlich als ein Verlust gegenüber unmittelbaren sozialen

Beziehungen zu werten. Gleichzeitig geht aufgrund der großen zeitlichen und räumlichen Reichweite des Internets auch der Zugewinn einher, die Auswahl potenzieller Kommunikations- und Interaktionspartner quasi ins Unermessliche zu steigern und somit nicht mehr auf das sozialräumliche Umfeld angewiesen zu sein. An dieser Stelle ist einmal mehr darauf hinzuweisen, dass die rein angesichtige und die rein onlinebasierte soziale Beziehung jeweils die beiden Endpole im Zusammenhang dieser Betrachtung darstellen. Wie sich anhand des Datenmaterials zeigt, sind die Betroffenen in der Regel sehr darum bemüht, hier Mischformen herzustellen und beispielsweise persönliche Treffen in die Wege zu leiten. Eine Reduktion auf einen dieser Bereiche zeigte sich bei den Interviewten nur in Ausnahmefällen.

Die geführte Diskussion dürfte deutlich zum Ausdruck gebracht haben, wie vielfältig, oder um Schütz' Wortwahl aufzugreifen: „mannigfaltig" (1971) sich die Wirklichkeitsbereiche gestalten, innerhalb der sich die *silver surfer* bewegen. Ihr Alltagshandeln wird mitunter nur am Rande von ihren Interneterfahrungen beeinflusst, was als bereichernd, aber wenig verändernd anzusehen ist. Oder aber, auch das ist möglich, ihr onlinebasiertes Wirken wird zum zentralen Sinnsystem ihrer lebensweltlichen Bezüge, was mit einer völligen Neuorientierung und Neuausrichtung der alltäglichen Welt einhergeht. Hier sind es wieder die individuellen Rahmenbedingungen, die ausschlaggebend dafür sind, welchen Sinnbereichen welche Bedeutung zugeschrieben wird, denn, so deklariert Schütz Bezug nehmend auf James (1890):

> „Wirklichkeit (…) bedeutet ganz einfach ein Verhältnis zu unserem emotionalen und tätigen Leben. Der Ursprung aller Wirklichkeit ist subjektiv; was immer unser Interesse erweckt und anregt, ist wirklich. Ein Ding als wirklich zu bezeichnen bedeutet, daß dieses Ding in einer bestimmten Beziehung zu uns steht" (ebd., S. 237).

7 Zusammenfassung und Ausblick

Das Leben in der heutigen Zeit ist, wie eingangs aufgezeigt wurde, geprägt von Flexibilisierungs- und Pluralisierungsprozessen und damit einhergehend von Unsicherheitsmomenten sowie von Entgrenzungserfahrungen. Daraus resultiert die Notwendigkeit, die sich einstellenden Wahlmöglichkeiten in einen (jeweils individuell) kongruenten Zusammenhang zu bringen. Ein Unterfangen, das eine Steigerung erfährt hinsichtlich der alterspezifischen Herausforderungen und Aufgabenstellungen. Um den beschrieben gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen begegnen zu können, auch das wurde ausführlich erläutert, bedarf es umfassender Ressourcen, die sowohl in der eigenen Person verortet sein können als auch in Umweltbedingungen zu suchen sind. Das Ressourcenrepertoire, auf das eine Person zurückgreift, kann sich im Zuge des voranschreitenden Lebensverlaufs verändern und sich bestenfalls den sich neu einstellenden Anforderungen anpassen. Dieser Gesichtspunkt wurde zielgruppenspezifisch am Beispiel der Lebensphase des Alters diskutiert.

Auf der Grundlage dieses theoretischen Kontextes wurde die Forschungsfrage entwickelt, die untersucht, inwieweit solche ressourcenstiftenden oder -erhaltenden Funktionen für Senioren auch im Internet zum Tragen kommen können und welche Faktoren in diesem Zusammenhang maßgeblich sind.

Das Internet mit seinen vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten ist omnipräsent in unserem Alltag, darüber besteht inzwischen kaum Zweifel. Der Umgang mit dem Medium gestaltet sich vielfältig und differenziert, je nach Interessenslage, Alter, Geschlecht, Bildungsstand und dergleichen. Vor dem Hintergrund der Durchdringung lebensweltlicher Bezüge durch (neue) Medien wurde der vorliegende Forschungsprozess durchgeführt. Bezüglich der Zielgruppe älterer Internetuser zeigt sich, dass gerade in den letzten Jahren deutliche Entwicklungen stattfanden hinsichtlich der Nutzungsfrequenz auf der einen Seite, jedoch auch hinsichtlich der Einrichtung zielgruppenspezifischer Angebote auf der anderen Seite, welche auf die gesteigerte Nachfrage reagieren. Vor diesem Hintergrund wurde zudem offenkundig, dass gerade im Bereich (medien-)pädagogischer Forschung noch deutliche Forschungslücken bestehen, wenn es um die Beschäftigung mit dem Phänomen „Senioren und Internet“ geht. Dass dieses For-

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

schungsfeld jedoch von Belang ist, konnte mit der vorliegenden Arbeit aufgezeigt werden. Auch Internetnutzer jenseits der 50 verwenden das Netz nicht ausschließlich zur Informationssuche oder zum Einkaufen. Vielmehr spielen auch bei älteren Usern inter- und intrapersonale Aspekte eine bedeutsame Rolle, wie anhand der vorgenommenen Musterbildung auf der Grundlage des Interviewmaterials aufgezeigt werden konnte. Demnach sind Formen der Vergemeinschaftung und Beziehungsgestaltung ein zentrales Motiv für die Nutzung von Onlineangeboten. Aber auch die Möglichkeit der Identitätsarbeit ist für Senioren ein gewichtiger Beweggrund für die Anmeldung in Communities wie Feierabend.de. Diese Ergebnisse bringen den Stellenwert neuer Medien für die Altersgruppe jenseits der 50 deutlich zum Ausdruck. Sie zeigen, dass ältere Internetuser hinsichtlich der Bandbreite ihres Nutzungsverhaltens den jüngeren weniger nachstehen (müssen), als weitläufig angenommen. Auch hier werden Fotos hochgeladen und zur Bewertung frei gegeben, auch hier werden Blogs geschrieben, auch hier finden onlinebasierte Flirts statt, auch hier kommt es zu Formen des Cybermobbings, beispielsweise durch öffentliche Denunzierung im Forum oder durch sexualisiertes Verhalten.

Trotz der Gemeinsamkeiten sei an dieser Stelle jedoch einmal mehr darauf hingewiesen, dass das Nutzungsverhalten im Rahmen der Anwendungen doch stark differieren kann bei jüngeren und älteren Nutzern. Hierbei ist weniger ein Defizit hinsichtlich Umgang und Handhabung ausschlaggebend, sondern vielmehr die jeweiligen (Medien-)Sozialisationshintergründe, die sich verschiedenartig auswirken. Dieser Gesichtspunkt wurde mit Bezugnahme auf Mannheim ausführlich diskutiert (vgl. Kapitel 5.2). Es wird in diesem Zusammenhang nochmals darauf verwiesen, da es m. E. überaus wichtig ist, dass unterschiedliches Nutzungsverhalten nicht auf fehlende Kompetenzen und Kenntnisse zurückzuführen ist, sondern auf unterschiedliche Erfahrungsräume. Dies wurde auch im Zuge dieser Untersuchung deutlich. Das Bild des älteren Users, der vor dem PC sitzt, mit der Handhabung der Maus zu kämpfen hat und mit einem „Zwei-Finger-System“ mühevoll seine Eingaben in die Tastatur tippt, ist demnach zu revidieren durch ein solches, das durchaus den medienaffinen Senioren zeigt, der den Instant Messenger nutzt, während er im Netz nach Informationen surft und nebenbei einen alten Bestand an Dia-Aufnahmen mittels einer geeigneten Software archiviert. Zweifelsohne sind die beiden soeben genannten Beispiele die jeweiligen Extreme auf einer langen Skala, welche das unterschiedliche Nutzungsverhalten und die verschiedenartig ausgeprägte Nutzungskompetenz abbildet.

Wie sich gezeigt hat, sind das Unterstützungspotenzial und die Ressourcen, die für diese Altersgruppen vor allem mit verschiedenen Anwendungen im Be-

reich sozialer Netzwerke einhergehen, umfangreich und mannigfaltig, wobei natürlich eine direkte Abhängigkeit von der persönlichen Ausgangslage der Betroffenen sowie von deren Wünschen und Bedürfnissen besteht. Im Hinblick auf Alltagserfahrungen und lebensweltliche Bezüge von Senioren werden diese (die Alltagserfahrungen) durch die Einbindung in eine Onlinecommunity sowohl ergänzt, als auch erweitert oder aufrechterhalten. Vor allem der beschriebene stattfindende Transformationsprozess, der sich in diesem Zusammenhang einstellt, konnte hinsichtlich des damit verbundenen Zugewinns für die Senioren herausgearbeitet werden. Für das damit einhergehende Ressourcenpotenzial ergibt sich damit eine Reichweite und Nachhaltigkeit, die für sich alleine gesehen bereits als deutlicher persönlicher und sozialer Mehrwert zu verstehen ist.

Nichtsdestotrotz findet der Gesichtspunkt älterer Internetuser in der pädagogischen Praxis und Theoriebildung bisher nur unzureichend Berücksichtigung. Medienprojekte werden von den Professionellen meistens im Hinblick auf Jugendliche und junge Erwachsene entwickelt. In diesem Bereich sind die Angebote auch entsprechend vielfältig und differenziert und es findet eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex statt. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit machen die Notwendigkeit des Umdenkens deutlich. Medienbezogene Angebote sind demnach nicht nur für jüngere Altersgruppen geeignet und zielführend, sondern können auch für ältere Jahrgänge herangezogen werden. Gemäß der steigenden Nutzerzahl älterer „Onliner“ sollten nicht nur altersspezifische Maßnahmen ausgebaut und erweitert werden, sondern verstärkt auch darauf geachtet werden, wie ältere Menschen das Internet und die unterschiedlichen Möglichkeiten, die sich damit für sie ergeben, nutzen. Entsprechend vielfältig und ausdifferenziert sollte sich auch das Programm der pädagogischen Praxis gestalten. Reine Computerkurse etwa, die auf die Vermittlung von Basiskompetenzen hinsichtlich des Umgangs mit der Hardware ausgerichtet sind, sind nicht ausreichend, um zum einen das Potenzial, welches in der Internetnutzung verborgen liegt, voll auszuschöpfen und zum anderen, den Bedürfnissen der Zielgruppe gerecht werden zu können. Nicht außer Acht zu lassen ist in diesem Zusammenhang, dass die eher zögerliche Handhabung der Kompetenzvermittlung oftmals dem Umstand geschuldet ist, dass viele Pädagogen selbst nur unzureichende Kenntnisse über die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten von Computer und Internet in ihrer Arbeit haben. An eben diesem Punkt können Untersuchungen wie die vorliegende anknüpfen, um hier zu einem Umdenken und kreativen Weiterdenken anzuregen. Der große Vorteil der Integration medien- und internetgestützter Anteile in die Arbeit mit Senioren liegt in diesem Zusammenhang vor allem darin, dass hierbei jeweils auf die individuelle Persönlichkeit und Bedarfslage eingegangen werden kann. Schwerpunktmäßig netzbasierte Angebote

sind beispielsweise vor allem für diejenigen gut geeignet, die eine Mobilitätseinschränkung erfahren und somit nicht mehr oder nur noch teilweise aktiv am gesellschaftlichen Leben partizipieren können. Die Einbindung von Senioren in Onlinenetzwerke kann vor diesem Hintergrund als Chance für diese angesehen werden, Isolations- und Vereinsamungstendenzen vorzubeugen und sich handlungsfähig zu erfahren, wie sich anhand der Ressource der akkomodativen Transformation herauskristallisierte. „Mischangebote“, die neben netzbezogenen Anwendungen auch persönliche Treffen implizieren, erfreuen sich bei der untersuchten Altersgruppe großer Beliebtheit. Hier geht es nicht nur um den Aufbau von Kontakten und Freundschaften, sondern auch um gemeinsame Aktivitäten, Ausflüge und Reisen, welche neben dem Spaßfaktor auch ein nicht zu vernachlässigendes Bildungspotenzial mit sich bringen. Die offene und wenig reglementierte Struktur der Onlineangebote gibt darüber hinaus die Möglichkeit zur Selbstregulation hinsichtlich Kontaktintensität und dem Grad an Intimität. Lose, unmittelbare Beziehungen sind ebenso möglich wie tief greifende, emotionale, mittelbare Beziehungen (assimilative und assimodative Transformation).

Diese Arbeit ist als Anstoß für weitere Untersuchungen in diesem Themenfeld anzusehen. Zu berücksichtigen ist auch, dass es sich bei Feierabend.de um einen geschützten, zielgruppenspezifischen Bereich handelt, bei dem sich die Senioren in einem – trotz der hohen Mitgliederzahlen – relativ überschaubaren Rahmen bewegen und dadurch sicherlich ein gewisses Gefühl an Sicherheit transportiert wird. Aufschlussreich wäre, in einem nächsten Schritt herauszufinden, ob diese Ergebnisse auf andere soziale Netzwerke ohne altersspezifische Ausrichtung übertragbar sind (z. B. Facebook). Dazu kommt, dass Facebook in seiner formalen Struktur nicht unbedingt regional verortete Gruppierungen anspricht und somit die Frage nach dem Stellenwert persönlicher Treffen, der bei Feierabend.de deutlich gegeben war, neu oder anders bewertet werden muss. Entsprechend differenziert könnte sich in einem solchen Fall die Gewichtung von Vergemeinschaftungsprozessen darstellen.

Was es allerdings nicht zu vergessen gilt, ist der Umstand, dass die befragten Interviewteilnehmer allesamt den Schritt in die Weiten des Webs bereits getätigt haben und in diesem Zusammenhang trotz stetig steigender Nachfrage in der Altersgruppe noch immer eine Minderheit im Kreise Gleichaltriger bilden. Nach wie vor ist der Großteil der Senioren offline. Es ist zu erwarten, dass sich zumindest bezogen auf den Umgang mit dem Internet die Kluft zwischen Jung und Alt nach und nach verringern wird. Die nachfolgenden Generationen sind vertraut mit dem Thema PC und Internet und werden dieses ganz selbstverständlich auch auf die Lebensphase des Alters übertragen. Berücksichtigt werden sollte in diesem Zusammenhang allerdings, dass die Technik sich stetig weiter-

entwickelt. Es wird vermutlich neue Technikformen geben, welche von den jüngeren Generationen untrennbar mit dem Alltag verknüpft werden, von den älteren jedoch erneut mühevoll angeeignet werden müssen. Diese Unterschiede zwischen den verschiedenen Altersgruppen hat es schon immer gegeben und wird es auch weiterhin geben. Für Pädagogen geht es demnach nicht nur darum, die Handlungsmöglichkeiten für diese Nutzungsgruppe auszuweiten, sondern auch darum, diejenigen, die diesen Schritt noch nicht oder noch nicht gänzlich vollzogen haben, in diesem Prozess zu unterstützen. Es geht um Aufklärung, Begleitung und Unterstützung, damit sich die Senioren in den schier endlosen Weiten des Internets besser zurechtfinden und entdecken können, wie sie ihr Nutzungsverhalten den eigenen Interessen anpassen und folglich ihren Alltag bereichern können.

Literaturverzeichnis

Ahrens, Julia (2007): 50plus und abgehängt – Internet im häuslichen Alltag von älteren Paaren. In: Jutta Röser (Hrsg.), a.a.O., S. 187–198.

Alber, Jens; Schölkopf, Martin (1999): Seniorenpolitik – Die soziale Lage älterer Menschen in Deutschland und Europa, Amsterdam.

Aner, Kirsten; Karl, Ute (Hrsg.) (2010): Handbuch Soziale Arbeit und Alter, Wiesbaden.

ARD/ZDF-Medienkommission (o. J.): ARD-ZDF-Onlinestudie. In: @1.

Backes, Gertrud M. (1997): Alter(n) als „Gesellschaftliches Problem"? Zur Vergesellschaftung des Alter(n)s im Kontext der Modernisierung, Opladen.

Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (1998): Lebensphase Alter – Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Alternsforschung, Weinheim und München.

Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (Hrsg.) (2000): Lebenslagen im Alter – Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen, Band 1 der Reihe Alter(n) und Gesellschaft, Opladen.

Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (2008): Lebensphase Alter – Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Alternsforschung, 3., überarbeitete Auflage, Weinheim und München.

Bäcker, Gerhard; Naegele, Gerhard; Bispinck, Reinhard; Hofemann, Klaus; Neubauer, Jennifer (2008): Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland, Band 2: Gesundheit, Familie, Alter und Soziale Dienste, 4. Auflage, Wiesbaden.

Bahl, Anke (1997): Zwischen On- und Offline – Identität und Selbstdarstellung im Internet, München.

Baltes, Paul B.; Baltes, Margret M. (Hrsg.) (1990): Successful Aging – Perspectives from the Behavioral Sciences, New York.

Bauman, Zygmunt (1991): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt am Main.

Bauman, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne, Hamburg/Berlin.

Bauman, Zygmunt (2007): Leben in der flüchtigen Moderne, Frankfurt am Main.

Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.), a.a.O., S. 35–74.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main.

Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie – Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Auf-

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

satzes von Günter Burkhart. In: Zeitschrift für Soziologie, Jahrgang 22, Heft 3, Juni 1993, S. 178–187. In: @2.
Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994): Riskante Freiheiten – Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main.
Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Dies. (Hrsg.), a. a. O., S. 10–42.
Becker, Peter (2006): Gesundheit durch Bedürfnisbefriedigung, Göttingen.
Berg, Klaus; Ridder, Christa-Maria (Hrsg.) (2002): Massenkommunikation VI – Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964–2000, Baden-Baden.
Birkmayer, Sylvia; Ruffer, Bernadette; Wohlfahrt, Elisabeth (1994): Mobilität im Alter. In: Christian Klicpera, Alfred Schabmann, Ali Al-Roubaie, Brigitte Schuster, Germain Weber, Henriette Beran (Hrsg.), a. a. O., S. 165–184.
Blume, Otto (1968): Möglichkeiten und Grenzen der Altenhilfe, Tübingen.
Böhm, Karin; Tesch-Römer, Clemens; Ziese, Thomas (Hrsg.) (2009): Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes – Gesundheit und Krankheit im Alter, Berlin. In: @3.
Böhnisch, Lothar (1997): Sozialpädagogik der Lebensalter – eine Einführung, Weinheim und München.
Bönisch, Lothar; Lenz, Karl; Schröer, Wolfgang (2009): Sozialisation und Bewältigung – Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne, Weinheim und München.
Börsch-Supan, Axel; Hank, Karsten; Jürgens, Hendrik; Schröder, Mathis (Hrsg.) (2009): 50plus in Deutschland und Europa – Ergebnisse des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe, Wiesbaden.
Börsch-Supan, Axel; Wilke, Christina B. (2009): Ruhestandseinkommen und Renteneintrittsalter im europäischen Vergleich. In: Axel Börsch-Supan, Karsten Hank, Hendrik Jürgens, Mathis Schröder (Hrsg.), a. a. O., S. 11–56.
Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.), a. a. O., S. 183–198. In: @4.
Brandenburg, Hermann (Hrsg.) (2004): Altern in der modernen Gesellschaft – Interdisziplinäre Perspektiven für Pflege- und Sozialberufe, Hannover.
Brandt, Martina; Deindl, Christian; Haberkern, Klaus; Szydlik, Klaus (2009): Geben und Nehmen zwischen Generationen – Der Austausch von Geld und Zeit in Europa. In: Axel Börsch-Supan, Karsten, Hank, Hendrik Jürgens, Mathis Schröder (Hrsg.), a. a. O., S. 95–114.
Brandtstädter, Jochen; Lindenberger, Ulman (Hrsg.) (2007): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne – Ein Lehrbuch, Stuttgart.
Brandtstädter, Jochen (2007a): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Leitvorstellungen und paradigmatische Orientierungen. In: Jochen Brandtstädter, Ulman Lindenberger (Hrsg.), a. a. O., S. 34–66.

Brandtstädter, Jochen (2007b): Hartnäckige Zielverfolgung und flexible Zielanpassung als Entwicklungsressourcen: Das Modell Assimilativer und Akkommodativer Prozesse. In: Jochen Brandtstädter, Ulman Lindenberger (Hrsg.), a. a. O., S. 413–445.
Brandtstädter, Jochen; Renner, Gerolf (1990): Tenacious goal pursuit and flexible goal adjustment – Explication and age-related analysis of assimilative and accommodative strategies of coping. In: Psychology and Aging, Vol. 5 (1), S. 58–67.
Breuer, Franz (2009): Reflexive Grounded Theory – Eine Einführung für die Forschungspraxis, Wiesbaden.
Buchwald, Petra; Hobfoll, Stevan E. (2013): Die Theorie der Ressourcenerhaltung: Implikationen für den Zusammenhang von Stress und Kultur. In: Petia Genkova, Tobias Ringeisen, Frederick T. L. Leong (Hrsg.), a. a. O., S. 127–138.
Buijsen, Huub (1997): Senile Demenz – Eine praktische Anleitung für den Umgang mit Alzheimer-Patienten, Weinheim, Basel.
Burkhart, Günter (1993): Individualisierung und Elternschaft – Das Beispiel USA. In: Zeitschrift für Soziologie, Jahrgang 22, Heft 3, Juni 1993, S. 159–177. In: @5.
Castells, Manuel (2005): Die Internet-Galaxie – Internet, Wirtschaft und Gesellschaft, Berlin.
Clemens, Wolfgang (2001): Stichwort: Alter. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 4. Jahrgang, Heft 4/2001, S. 489–511. In: @6.
Clemens, Wolfgang (1997): Frauen zwischen Arbeit und Rente – Lebenslagen in später Erwerbstätigkeit und frühem Ruhestand, Opladen.
Cooper, Alvin (1998): Sexuality and the Internet: Surfing into the New Millennium. In: CyberPsychology & Behavior 1998, Volume 1, Issue 2, S. 187–193.
Dieck, Margret; Naegele, Gerhard (1993): „Neue Alte“ und alte soziale Ungleichheiten – Vernachlässigte Dimensionen in der Diskussion des Altersstrukturwandels. In: Gerhard Naegele, Hans Peter Tews (Hrsg.), a. a. O., S. 43–60.
Dieck, Margret; Naegele, Gerhard (Hrsg.) (1978): Sozialpolitik für ältere Menschen, Heidelberg.
Döring, Nicola (2000): Identität + Internet = Virtuelle Identität? In: forum medienethik, Nummer 2/2000, München, S. 65–75. In: @7.
Döring, Nicola (2003): Sozialpsychologie des Internet – Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen, 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle.
Ebersbach, Anja; Glaser, Markus; Heigl, Richard (2008): Social Web, Konstanz.
Ebrahim, Shah (1996): Principles of Epidemiology in Old Age. In: Shah Ebrahim, Alex Kalache (Hrsg.), a. a. O., S. 12–21.
Ebrahim, Shah; Kalache, Alex (Hrsg.) (1996): Epidemiology in Old Age, London.
Eckert, Thomas; Hippel, Aiga von; Pietraß, Manuela; Schmidt-Hertha, Bernhard (Hrsg.) (2011): Bildung der Generationen, Wiesbaden.

Eckhardt, Josef; Horn, Imme (1988): Ältere Menschen und Medien – Eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission, Schriftreihe Media Perspektiven, Band 8, Frankfurt am Main.
Eichenberg, Christiane; Döring, Nicola (2006): Sexuelle Selbstdarstellung im Internet Ergebnisse einer Inhaltsanalyse und einer explorativen Befragung zu privaten Websites. In: @8.
Eigner, Christian; Leitner, Helmut; Nausner, Peter; Schneider, Ursula (2003): Online-Communities, Weblogs und die soziale Rückeroberung des Netzes, Graz.
Eigner, Christian; Nausner, Peter (2003): Willkommen, „Social Learning"! In: Christian Eigner, Helmut Leitner, Peter Nausner, Ursula Schneider, a. a. O., S. 52–94.
Elias, Norbert (1978): Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich, Michael Klein (Hrsg.), a. a. O., S. 22–29.
Enslin, Anna-Pia (2003): Generation 50plus – die Ausgegrenzten der mobilen Informationsgesellschaft. Text- und Rezeptionsanalyse aktueller Medienwerbung, Marburg.
Ertelt, Jürgen; Röll, Franz Josef (Hrsg.) (2008): Web 2.0: Jugend online als pädagogische Herausforderung – Navigation durch die digitale Jugendkultur, München.
Estes, Carroll L.; Gerard, Lenore E. u. a. (1984): Political economy, health and aging, Boston, Toronto.
Eysenbach, Gunther (2001): What is E-Health? In: @9.
Fabian, Thomas (1990): Fernsehnutzung und Alltagsbewältigung älterer Menschen – Ergebnisse einer qualitativen Studie. In: Gerald Straka, Thomas Fabian, Jörg Will (Hrsg.), a. a. O., S. 65–75.
Faßler, Manfred (1997): Was ist Kommunikation?, München.
Feierabend Online Dienste für Senioren AG (o. J.): Rundgang durch die Community. In: @10.
Feierabend Online Dienste für Senioren AG (2013a): Preisliste und Mediadaten 2013. In: @11.
Feierabend Online Dienste für Senioren AG (2013b): Nutzungsbedingungen Feierabend.de. In: @12.
Filipp, Sigrun-Heide (1987): Das mittlere und höhere Erwachsenenalter im Fokus entwicklungspsychologischer Forschung. In: Rolf Oerter, Leo Montada (Hrsg.), a.a.O., S. 375–410.
Filipp, Sigrun-Heide (2007): Kritische Lebensereignisse. In: Jochen Brandtstädter, Ulman Lindenberger (Hrsg.), a.a.O., S. 337–366.
Finger-Trescher, Ute; Krebs, Heinz (Hrsg.) (2003): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen, Gießen.
Förstl, Hans (Hrsg.) (2000): Demenzen in Theorie und Praxis, Berlin, New York.
Forstmeier, Simon; Maercker, Andreas (2008): Probleme des Alterns, Kempten.
Fritz, Wolfgang (2004): Internet-Marketing und Electronic Commerce – Grundlagen – Rahmenbedingungen – Instrumente. Mit Praxisbeispielen, 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden.

Fry, Prem S.; Keyes, Corey L. M. (Hrsg.) (2010): New Frontiers of Resilient Aging – Life-Strengths and Well-Being in Late Life, Cambridge.
Gehrke, Barbara (2009): Perspektiven und Möglichkeiten der Medienkompetenzförderung im höheren Lebensalter. In: Bernd Schorb, Anja Hartung, Wolfgang Reißmann (Hrsg.), a. a. O., S. 338–353.
Genkova, Petia; Ringeisen, Tobias; Leong, Frederick T. L. (Hrsg.) (2013): Handbuch Stress und Kultur – Interkulturelle und kulturvergleichende Perspektiven, Wiesbaden.
Gergen, Kenneth J. & Gergen, Mary M. (1983): Narratives of the self. In: Theodore R. Sarbin, Karl E. Scheibe (Hrsg.), a. a. O., S. 254–273.
Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory – Strategien qualitativer Forschung, 3., unveränderte Auflage, Bern.
Gottschalch, Wilfried (1988): Wahrnehmen, Verstehen, Helfen: Grundlagen psychosozialen Handelns, Heidelberg.
Gottschall, Karin; Voß, G. Günter (o. J.): Entgrenzung von Arbeit und Leben – Zur Einleitung. In: @13.
Granovetter, Mark S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: American Journal of Sociology, Volume 78, Issue 6, Chicago, S. 1360–1380.
Grathoff, Richard (1978): Alltag und Lebenswelt als Gegenstand der phänomenologischen Sozialtheorie. In: Kurt Hammerich, Michael Klein, a. a. O., S. 67–85.
Grawe, Klaus; Grawe-Gerber, Marianne (1999): Ressourcenaktivierung – Ein primäres Wirkprinzip der Psychotherapie. In: Psychotherapeut, Vol. 44, Issue 2, München, S. 63–73.
Greve, Werner (Hrsg.) (2000): Psychologie des Selbst, Weinheim.
Greve, Werner (2000): Das erwachsene Selbst. In: Ders. (Hrsg.), a. a. O., S. 96–114.
Greve, Werner (2007): Selbst und Identität im Lebenslauf. In: Jochen Brandtstädter, Ulman Lindenberger (Hrsg.), a. a. O., S. 305–336.
Gross, Friederike von; Marotzki, Winfried; Sander, Uwe (Hrsg.) (2008): Internet – Bildung – Gemeinschaft, Wiesbaden.
Gross, James J. (1998): Antecedent- and Response-Focused Emotion Regulation: Divergent Consequences for Experience, Expression, and Physiology. In: Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 74, Number 1, S. 224–237.
Haas, Sabine; Trump, Thilo; Gerhards, Maria; Klingler, Walter (2007): Web 2.0: Nutzer und Nutzungstypen – Eine Analyse auf der Basis quantitativer und qualitativer Untersuchungen. In: Helmut Reitze (Hrsg.), a. a. O., S. 215–222.
Hager, Frithjof; Schenkel, Werner (Hrsg.) (2000): Schrumpfungen. Chancen für ein anderes Wachstum. Ein Diskurs der Natur- und Sozialwissenschaften, Berlin, Heidelberg, New York.
Hammerich, Kurt; Klein, Michael (Hrsg.) (1978): Materialien zur Soziologie des Alltags, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20/1978, Opladen.

Hargittai, Eszter (2010): Digital Na(t)ives? Variation in Internet Skills and Uses among Members of the “Net Generation”. In: Sociological Inquiry, vol. 80, number 1, S. 92–113.
Hartung, Anja; Hoffmann, Dagmar; Kübler, Hans-Dieter; Schorb, Bernd; Schwender, Clemens (Hrsg.) (2012): Medien und Altern – Zeitschrift für Forschung und Praxis, Heft 1: Perspektiven der Medien- und Altersforschung, November 2012, München.
Hartung, Anja (2012): Alter(n) als Gegenstand medienbezogener Forschung und Praxis in Deutschland. In: Anja Hartung u. a. (Hrsg.), a. a. O., S. 6–21.
Hasselhorn, Marcus (1998): Alter und Altern. In: Heidi Keller (Hrsg.), a. a. O., S. 423–442.
Havighurst, Robert James (1972): Developmental Tasks and Education, 3rd ed., New York.
Heckhausen, Jutta; Schulz, Richard (1995): A life-span theory of control. In: Psychological Review (102), S. 284–304.
Heitmeyer, Wilhelm (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Frankfurt am Main.
Herriger, Norbert (2006): Ressourcen und Ressourcendiagnostik in der Sozialen Arbeit, Düsseldorf. In: @14.
Herriger, Norbert (o. J.): Grundlagentext Empowerment. In:@15.
Hitzler, Ronald; Honer, Anne; Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2008): Posttraditionale Gemeinschaften – Theoretische und ethnografische Erkundungen, Wiesbaden.
Hitzler, Ronald; Honer, Anne (1994): Bastelexistenz – Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), a. a. O., S. 307–315.
Hobfoll, Stevan E. (1988): The Ecology of Stress, Washington D.C.
Hobfoll, Stevan E. (1989): Conversation of Resources – A New Attempt at Conceptualizing Stress. In: American Psychologist, 44, S. 513–524.
Hochhalter, Angela K.; Smith, Matthew Lee; Ory, Marcia G. (2011): Successful Aging and Resilience: Applications for Public Health and Health Care. In: Barbara Resnick, Lisa P. Gwyther, Karen A. Roberto (Hrsg.), a. a. O., S. 15–30.
Hoffmann, Bernward (2008): Bewahrpädagogik. In: Uwe Sander, Friederike von Gross, Kai-Uwe Hugger (Hrsg.), a. a. O., S. 42–50.
Hohenstein, Andreas; Wilbers, Karl (Hrsg.) (2006): Handbuch E-Learning, vorläufige Fassung, München. In: @16.
Hollstein, Betina (2001): Grenzen sozialer Integration – Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke, Opladen.
Hölzle, Christina (2011): Gegenstand und Funktion von Biografiearbeit im Kontext Sozialer Arbeit. In: Christina Hölzle, Irma Jansen (Hrsg.), a. a. O., S. 31–51.
Hölzle, Christina; Jansen, Irma (Hrsg.) (2011): Ressourcenorientierte Biografiearbeit – Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden, 2., durchgesehene Auflage, Wiesbaden.

Inglehart, Ronald (1989): Kultureller Umbruch – Wertewandel in der westlichen Welt, Frankfurt am Main.
Initiative D21 E. V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG (2010): (N)Onliner Atlas 2010 – Eine Topographie des digitalen Grabens durch Deutschland. Nutzung und Nichtnutzung des Internets, Strukturen und regionale Verteilung. In: @17.
Initiative D21 E. V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG (2012): (N)Onliner Atlas 2012 – Eine Topographie des digitalen Grabens durch Deutschland. Nutzung und Nichtnutzung des Internets, Strukturen und regionale Verteilung. In: @18.
Initiative D21 E. V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG (2013): D21-Digital-Index – Auf dem Weg in ein digitales Deutschland? In: @19.
Institut für Soziale Infrastruktur (Hrsg.) (2002): Ältere Menschen und Neue Medien – Computer- und Internetprojekte von Seniorinnen und Senioren, Frankfurt am Main.
Janssen, Jan; Hahn, Erwin; Strang, Hanno (Hrsg.) (1991): Konzentration und Leistung, Göttingen.
James, William (1890): Principles of Psychology, Harvard University Press, 1983.
Jerusalem, Matthias (1990): Persönliche Ressourcen, Vulnerabilität und Streßerleben, Hogrefe, Göttingen.
Jessor, Richard; Turbin, Mark S.; Costa, Frances M. (1999): Protektive Einflussfaktoren auf jugendliches Gesundheitsverhalten. In: Petra Kolip (Hrsg.), a. a. O., S. 41–69.
Jörissen, Benjamin (2010): Medien… -bildung? -kompetenz? -literacy? -didaktik? -erziehung? In: @20.
Jörissen, Benjamin; Marotzki, Winfried (2008): Neue Bildungskulturen im „Web 2.0“: Artikulation, Partizipation, Syndikation. In: Friederike von Gross, Winfried Marotzki, Uwe Sander (Hrsg.), a. a. O., S. 203–226.
Jörissen, Benjamin; Marotzki, Winfried (2009): Medienbildung – Eine Einführung. Theorie – Methoden – Analysen, Bad Heilbrunn.
Kade, Sylvia (Hrsg.) (1994): Individualisierung und Älterwerden, Bad Heilbrunn.
Kelle, Udo (1994): Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung, Weinheim.
Keller, Heidi (Hrsg.) (1998): Lehrbuch Entwicklungspsychologie, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle.
Kerres, Michael (2006): Potentiale von Web 2.0 nutzen. In: Andreas Hohenstein, Karl Wilbers (Hrsg.), a. a. O. In: @21.
Kessler, Eva-Marie; Staudinger, Ursula M. (2010): Emotional resilience and beyond: A synthesis of findings from lifespan psychology and psychopathology. In: Prem S. Fry, Corey L. M. Keyes (Hrsg.), a. a. O., S. 258–282.
Keupp, Heiner u. a. (2002): Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg.
Keupp, Heiner (2003a): Identitätsbildung in der Netzwerkgesellschaft: Welche Ressourcen werden benötigt und wie können sie gefördert werden? In: Ute Finger-Trescher, Heinz Krebs (Hrsg.), a. a. O., S. 15–50.

Keupp, Heiner (2003b): Ressourcen als gesellschaftlich ungleich verteiltes Handlungspotential. In: Heike Schemmel, Johannes Schaller (Hrsg.), a. a. O., S. 555–573.
Klein, Alexandra (2007): Soziales Kapital online. Soziale Unterstützung im Internet – Eine Rekonstruktion virtualisierter Formen sozialer Ungleichheit, Berlin.
Klemenz, Bodo (2009): Ressourcenorientierte Psychologie – Ermutigende Beiträge einer menschenfreundlichen Wissenschaft, Band 1, Tübingen.
Kleve, Heiko (2007): Postmoderne Sozialarbeit – Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft, 2. Auflage, Wiesbaden.
Klicpera, Christian; Schabmann, Alfred; Al-Roubaie, Ali; Schuster, Brigitte; Weber, Germain; Beran, Henriette (Hrsg.) (1994): Psychosoziale Probleme im Alter, Wien.
Knecht, Alban; Schubert, Franz-Christian (Hrsg.) (2012): Ressourcen im Sozialstaat und in der Sozialen Arbeit. Zuteilung – Förderung – Aktivierung, Stuttgart.
Knesebeck, Olaf von dem; Mielck, Andreas (2009): Soziale Ungleichheit und gesundheitliche Versorgung im höheren Lebensalter. In: Axel Börsch-Supan, Karsten Hank, Hendrik Jürgens, Mathis Schröder (Hrsg.), a. a. O., S. 135–147.
Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs – Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Nr. 37, S. 1–29.
Kohli, Martin; Künemund, Harald (Hrsg.) (2005): Die zweite Lebenshälfte – Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey, 2. erweiterte Auflage, Wiesbaden 2005.
Kohli, Martin; Robert, Günther (Hrsg.) (1984): Biografie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart.
Kolip, Petra (Hrsg.) (1999): Programme gegen Sucht – Internationale Ansätze zur Suchtprävention im Jugendalter, Weinheim, München.
Kolland, Franz (1996): Kulturstile älterer Menschen – Jenseits von Pflicht und Alltag, Wien.
Kondratowitz, Hans-Joachim von (Hrsg.) (1994): Die gesellschaftliche Gestaltbarkeit von Altersverläufen, Berlin.
Kondratowitz, Hans-Joachim von (1994): Die zukünftige Dominanz prekärer „Normalitäten“ – Zur gesellschaftlichen Gestaltbarkeit von Lebensläufen. In: Ders. (Hrsg.), a. a. O., S. 1–15.
Korte, Hermann; Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (2010): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie, 8., durchgesehene Auflage, Wiesbaden.
Kreckel, Reinhard (Hrsg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. In: Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen.
Kreß, Jennifer (2009): Zum Funktionswandel des Sozialraums durch das Internet – Perspektiven und Chancen für die Soziale Arbeit. Masterarbeit zur Abschlussprüfung an der Hochschule Darmstadt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Soziale Arbeit, unveröffentlicht.
Krotz, Friedrich (2008): Posttraditionale Vergemeinschaftung und mediatisierte Kommunikation – Zum Zusammenhang vom sozialen, medialem und kommunikativem

Wandel. In: Ronald Hitzler, Anne Honer, Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), a. a. O., S. 151–169.
Kruse, Andreas; Schmitz-Scherzer, Reinhard (Hrsg.) (1995): Psychologie der Lebensalter, Darmstadt.
Kübler, Hans Dieter u. a. (1991): Ältere Menschen und neue Medien – Eine Rezeptionsstudie zum Medienverhalten und zur Medienkompetenz älterer Menschen in Hamburg und Umgebung, Schriftreihe der HAM, Bd. 4, Berlin.
Kübler, Hans-Dieter (2009): Medien und Alter als Gegenstand der Medienforschung in Deutschland. In: Bernd Schorb, Anja Hartung, Wolfgang Reißmann (Hrsg.), a. a. O., S. 97–113.
Kübler, Hans Dieter (2012): Digital Immigrants, silver surfer – oder digital prudents? Sekundäranalytische Sondierungen über defizitäre oder differenzierte Medienkompetenzen der älteren Generationen. In: Anja Hartung u. a. (Hrsg.), a. a. O., S. 51–63.
Labouvie-Vief, Gisela; DeVoe, Marlene; Bulka, Diana (1989): Speaking about Feelings: Conceptions of Emotion across the Life Span. In: Psychology and Aging, Vol. 4, S. 425–437.
Langehennig, Manfred (1987): Die Seniorenphase im Lebenslauf – Zur sozialen Konstruktion eines neuen Lebensalters, Augsburg.
Lawton, M. Powell (1996): Quality of Life and Affect in Later Life. In: Carol Magai, Susan H. McFadden (Hrsg.), a. a. O., S. 327–348.
Lehr, Ursula (1977): Der ältere Mensch und das Fernsehen. In: Reinhard Schmitz-Scherzer (Hrsg.), a. a. O., S. 130–136.
Lehr, Ursula (2000): Psychologie des Alterns, 9. Auflage, Heidelberg.
Lehr, Ursula; Schmitz-Scherzer, Reinhard; Quadt, Else (1979): Weiterbildung im höheren Erwachsenenalter – Eine empirische Studie zur Frage der Lernbereitschaft älterer Menschen, Stuttgart.
Lindenberger, Ulman; Smith, Jacqui; Mayer, Karl Ulrich; Baltes, Paul B. (Hrsg.) (2010): Die Berliner Altersstudie, 3., erweiterte Auflage, Berlin.
Lomrantz, Jacob (Hrsg.) (1998): Handbook of Aging and Mental Health – An Integrative Approach, New York.
Lübbe, Hermann (2000): Gegenwartsschrumpfung und zivilisatorische Selbsthistorisierung. In: Frithjof Hager, Werner Schenkel (Hrsg.), a. a. O., S. 11–20.
Lyotard, Jean-Francois (1986): Das postmoderne Wissen, Wien.
Maaß, Christian; Pietsch, Gotthard (2007): Web 2.0 als Mythos, Symbol und Erwartung, Diskussionsbeitrag Nr. 408, Mai 2007. In: Diskussionsbeiträge der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft der FernUniversität in Hagen. In: @22.
Magai, Carol; McFadden, Susan H. (Hrsg.) (1996): Handbook of Emotion, Adult Development and Aging, San Diego.
Mann, Michael (1988): States, War and Capitalism – Studies in Political Sociology, Oxford.
Mannheim, Karl (1970): Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk, eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, 2. Auflage, Darmstadt.

Matthes, Joachim; Pfeifenberger, Arno; Stosberg, Manfred (Hrsg.) (1981): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg.
Martin, Peter; Martin, Mike; Schmitt, Marina; Sperling, Uwe (2000): Forschungsberichte aus dem DZFA (Nr. 8) Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE) – Abschlussbericht über den 2. Untersuchungsdurchgang, In: @23.
Marotzki, Winfried (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie – Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften, Weinheim.
Marotzki, Winfried; Dick, Michael (Hrsg.) (2005): ZBBS, 6. Jg. Heft 1/2005, Titel: Biografie und Lernen.
Marotzki, Winfried; Jörissen, Benjamin (2008): Medienbildung. In: Uwe Sander, Fredericke von Gross, Kai-Uwe Hugger (Hrsg.), a. a. O., S. 100–109.
Marotzki, Winfried; Ohl, Arnd-Michael, Ortlepp, Wolfgang (2006): Einführung in die Erziehungswissenschaft, 2. Auflage, Opladen und Farmington Hills.
Mayer, Karl Ulrich; Diewald, Martin (2007): Die Institutionalisierung von Lebensverläufen. In: Jochen Brandtstädter, Ulmann Lindenberger (Hrsg.), a. a. O., S. 510–539.
Mayring, Philipp (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung, 5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage, Weinheim und Basel.
Mead, Georg Herbert (1983): Gesammelte Aufsätze, Band 2, 1. Auflage, Frankfurt am Main.
Mey, Günter (2000): Erzählungen in qualitativen Interviews: Konzepte, Probleme, soziale Konstruktionen. In: Sozialer Sinn – Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Nummer 1, S. 135–151. In: @24.
Meyen, Michael (2004): Mediennutzung – Mediaforschung, Medienfunktionen, Nutzungsmuster, 2. Auflage, Konstanz.
Meyer, John (2005): Weltkultur – Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen, Frankfurt am Main.
Milgram, Stanley (1967): The small world problem. In: Psychologie Today 2, S. 60–67.
Moreno, Jacob L. (1996): Die Grundlagen der Soziometrie – Wege zur Neuordnung der Gesellschaft, unveränderter Nachdruck der 3. Auflage, Opladen.
MPFS (2012): Jim-Studie – Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger, Stuttgart. In: @25.
Müller, Christoph (2001): Online Communities im Internet, Bad Boll. In: @26.
Müller, Lotti; Petzold, Hilarion G. (2003): Resilienz und protektive Faktoren im Alter und ihre Bedeutung für den Social Support und die Psychotherapie bei älteren Menschen. In: Polyloge. Materialien aus der europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit. Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“, Ausgabe 08/03. In: @27.
Naegele, Gerhard; Schütz, Rudolf Maria (Hrsg.) (1999): Soziale Gerontologie und Sozialpolitik für ältere Menschen, Opladen.
Naegele, Gerhard; Tews, Hans Peter (Hrsg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik, Opladen.

Nestmann, Frank (1996): Psychosoziale Beratung – ein ressourcentheoretischer Entwurf. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 5, S. 359–376.
Niederfranke, Anette (1994): Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen älterer Frauen. In: Sylvia Kade (Hrsg.), a. a. O., S. 45–58.
Ochel, Jens (2003): Senioren im Internet, Köln.
Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hrsg.) (1987): Entwicklungspsychologie – Ein Lehrbuch, 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, München, Weinheim.
O'Reilly, Tim (2005): What is Web 2.0 – Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software. In: @28.
Panke, Stefanie (2007): Unterwegs im Web 2.0 – Charakteristiken und Potentiale, Portalbereich: Didaktisches Design, Stand: 19.01.2007. In: @29.
Pencun, Maria Theresa (2005): Generation 50plus im Internet – Grundlagen, Analyse, Perspektiven, Berlin.
Petrich, Dorothea (2011): Einsamkeit im Alter – Notwendigkeit und (ungenutzte) Möglichkeiten Sozialer Arbeit mit allein lebenden alten Menschen in unserer Gesellschaft, Jenaer Schriften zur Sozialwissenschaft, Band Nr. 6, Jena.
Piaget, Jean (2000): Psychologie der Intelligenz, 10. Auflage, Rieden am Forggensee.
Pinquart, Martin (1998): Das Selbstkonzept im Seniorenalter, Weinheim.
Pietraß, Manuela; Schäffer, Burkhard (2011): Mediengenerationen – vom Kohortenvergleich zu generationsspezifischen Habitus. In: Thomas Eckert, Aiga von Hippel, Manuela Pietraß, Bernhard Schmidt-Hertha (Hrsg.), a. a. O., S. 323–332.
Platta, Holdger (1998): Identitäts-Ideen: Zur gesellschaftlichen Vernichtung unseres Selbstbewusstseins, Gießen.
Popp, Ingrid (1999): Pflege dementer Menschen, Stuttgart.
Preitler, Barbara; Berger, Wolfgang; Schweighofer, Michael (1994): Einsamkeit im Alter. In: Christian Klicpera, Alfred Schabmann, Ali Al-Roubaie, Brigitte Schuster, Germain Weber, Henriette Beran (Hrsg.), a. a. O., S. 83–93.
Prensky, Marc (2001): Digital Natives, Digital Immigrants. In: @30.
Programm polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes (2008): Im Netz der neuen Medien: Internet, Handy und Computerspiele – Chancen und Risiken für Kinder und Jugendliche, Stuttgart. In: @31.
Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung – Ein Arbeitsbuch, 3., korrigierte Auflage, München.
Reimann, Helga; Reimann, Horst (Hrsg.) (1994): Das Alter. Einführung in die Gerontologie, 3., neu bearbeitete Auflage, Stuttgart.
Reinders, Heinz (2005): Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen, München.
Reitze, Helmut (Hrsg.) (2007): Media Perspektiven, Nr. 4/2007, Frankfurt.
Resnick, Barbara; Gwyther, Lisa P.; Roberto, Karen A. (Hrsg.) (2011): Resilience in Aging – Concepts, Research, and Outcomes, New York, Dordrecht, Heidelberg, London.
Rheingold, Howard (1994): Virtuelle Gemeinschaft – Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers, Bonn, Paris.

Richter, Alexander; Koch, Michael (2008): Funktionen von Social-Networking-Diensten. Proceeding Multikonferenz Wirtschaftsinformatik 2008, Forschungsgruppe Kooperationssysteme. In: @32.
Röhrle, Bernd; Caspar, Franz; Schlottke, Peter F. (Hrsg.) (2008): Lehrbuch der klinisch-psychologischen Diagnostik, Stuttgart.
Röll, Franz Josef (2008a): Lernbausteine für die Web 2.0 Generation. In: Jürgen Ertelt, Franz Josef Röll (Hrsg.), a. a. O., S. 59–84.
Röll, Franz Josef (2008b): Von der Stärke schwacher Beziehungen – Kommunikationskultur und Gemeinschaftsbildung als Ausdruck von Identitätssuche. In: Jürgen Ertelt, Franz Josef Röll (Hrsg.), a. a. O., S. 119–137.
Rosenmayr, Leopold (1996): Altern im Lebenslauf: Soziale Position, Konflikte und Liebe in den späten Jahren, Göttingen, Zürich.
Röser, Jutta (Hrsg.) (2007): MedienAlltag – Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien, Wiesbaden.
Ryff, Carol D.; Singer, Burton H.; Love, Gayle Dienberg; Essex, Marilyn J. (1998): Resilience in Adulthood and Later Life: Defining Features and Dynamic Processes. In: Jacob Lomrantz (Hrsg.), a. a. O., S. 69–96.
Sander, Uwe; Gross, Fredericke von; Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.) (2008): Handbuch Medienpädagogik, Wiesbaden.
Sarbin, Theodore R.; Scheibe, Karl E. (Hrsg.) (1983): Studies in social identity, New York.
Saß, Anke-Christine; Wurm, Susanne; Ziese, Thomas (2009): Somatische und psychische Gesundheit. In: Karin Böhm, Clemens Tesch-Römer, Thomas Ziese (Hrsg.), a. a. O., S. 31–61. In: @33.
Schaan, Barbara (2009): Verwitwung, Geschlecht und Depression im höheren Lebensalter. In: Axel Börsch-Supan, Karsten Hank, Hendrik Jürges, Mathis Schröder (Hrsg.), a. a. O., S. 115–131. In: @34.
Schade, Inka (1983): Das Massenmedium Fernsehen und seine Funktion in der Gerontologie – Fakten und Einstellungen: Mit einer Pilotstudie zur Einstellung der über 60-jährigen Menschen zum Fernsehen allgemein und zu Seniorensendungen im speziellen. Unveröffentlichte Dissertation, Goethe Universität Frankfurt am Main.
Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (1999): Einführung in die Gruppensoziologie – Geschichte, Theorien, Analysen, 3. Auflage, Wiesbaden.
Schäfers, Bernhard (2010): Die soziale Gruppe. In: Hermann Korte, Bernhard Schäfers (Hrsg.), a. a. O., S. 129–144.
Schäffer, Burkhard (2003): Generationen – Medien – Bildung: Medienpraxiskulturen im Generationenvergleich, Opladen.
Schäffer, Burkhard (2009): Mediengenerationen, Medienkohorten und generationsspezifische Medienpraxiskulturen. Zum Generationenansatz in der Medienforschung. In: Bernd Schorb, Anja Hartung, Wolfgang Reißmann (Hrsg.), a. a. O., S. 31–50.

Schäuble, Gerhard (1989): Die schönsten Jahre des Lebens? Lebenslagen und Alltagsrhythmen von jungen Alten, Stuttgart.
Scheiner, Joachim (2003): Unerfüllte Aktivitätswünsche älterer Menschen in der Freizeit. In: @35.
Schemmel, Heike; Schaller, Johannes (Hrsg.) (2003): Ressourcen – Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit, Tübingen.
Schiepek, Günter; Cremers, Sandra (2003): Ressourcenorientierung und Ressourcendiagnostik in der Psychotherapie. In: Heike Schemmel, Johannes Schaller (Hrsg.), a.a.O., S. 147–193.
Smith, Emma; Grawe, Klaus (2003): Die funktionale Rolle von Ressourcenaktivierung für therapeutische Veränderungen. In: Heike Schemmel, Johannes Schaller (Hrsg.), a. a. O., S. 111–122.
Schmitz-Scherzer, Reinhard (Hrsg.) (1977): Aktuelle Beiträge zur Freizeitforschung, Praxis der Sozialpsychologie, Band 7, Darmstadt.
Schneider, David (2006/2007): Phishing, Pharming und Identitätsdiebstahl – von Postbank bis Paypal, Seminararbeit zu Thema Nr. 2 des Seminars: Informationstechnische Grundlagen und strafrechtliche Beurteilung der Internetkriminalität, Universität Freiburg. In: @36.
Schneider, Hans-Dieter (1974): Aspekte des Alterns – Ergebnisse sozialpsychologischer Forschung, Frankfurt am Main.
Schölkopf, Martin (2001): Altenpflegepolitik in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen.
Schönpflug, Wolfgang (1991): Von der Aktivierungstheorie zur Ressourcentheorie: Die Regulation von Aktiviertheitszuständen. In: Jan Janssen, Erwin Hahn, Hanno Strang (Hrsg.), a. a. O., S. 27–36.
Schorb, Bernd (2009): Erfahren und Neugierig – Medienkompetenz und höheres Lebensalter. In: Bernd Schorb, Anja Hartung; Wolfgang Reißmann (Hrsg.), a. a. O., S. 319–337.
Schorb, Bernd; Hartung, Anja; Reißmann, Wolfgang (Hrsg.) (2009): Medien und höheres Lebensalter – Theorie – Forschung – Praxis, Wiesbaden.
Schubert, Franz-Christian; Knecht, Alban (2012): Ressourcen – Einführung in Merkmale, Theorien und Konzeptionen. In: Alban Knecht, Franz-Christian Schubert (Hrsg.), a. a. O., S. 15–41.
Schubert, Iris (2012): Wohlbefinden im Alter – Ressourcen zum Umgang mit Lebensveränderungen. In: Alban Knecht, Franz-Christian Schubert (Hrsg.), a. a. O., S. 335–347.
Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze – Das Problem der sozialen Wirklichkeit, Den Haag.
Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt, Frankfurt am Main.
Schütze, Fritz (1984): Kognitive Strukturen autobiografischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli, Günther Robert (Hrsg.), a. a. O., S. 78–117.

Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hrsg.), a. a. O., S. 67–156.
Schweiger, Wolfgang; Ruppert, Anna Katharina (2009): Internetnutzung im höheren Lebensalter – Lebensglück, Alterserleben und die unerkannte Problemgruppe ‚Männer'. In: Bernd Schorb, Anja Hartung, Wolfgang Reißmann (Hrsg.), a. a. O., S. 171–186.
Shanas, Ethel; Townsend, Peter; Wedderburn, Dorothy; Friis, Henning; Milhoj, Poul; Stehouwer, Jan (1968): Old People in three Industrial Societies, New York.
Silbereisen, Rainer K.; Pinquart, Martin (Hrsg.) (2008): Individuum und sozialer Wandel – Eine Studie zu Anforderungen, psychosozialen Ressourcen und individueller Bewältigung, Weinheim und München.
Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin.
Statistisches Bundesamt (2010): Frauen und Männer in verschiedenen Lebensphasen. In: @37.
Statistisches Bundesamt (2011): Durchschnittliches Sterbealter. In: @38.
Stetina, Birgit; Kryspin-Exner, Ilse (Hrsg.) (2009): Gesundheit und neue Medien – Psychologische Aspekte der Interaktion mit Informations- und Kommunikationstechnologien, Wien.
Stetina, Birgit; Kryspin-Exner, Ilse (2009): Gesundheitsrelevante Aspekte neuer Medien. In: Dies. (Hrsg.), a. a. O., S. 1–36.
Stiehr, Karin (2002): Wie sinnvoll und nützlich ist die Erschließung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien für Seniorinnen und Senioren? In: Institut für Soziale Infrastruktur (Hrsg.), a. a. O., S. 9–20.
Stiftung Lesen/Spiegel-Verlag (Hrsg.) (2001): Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend – Eine Studie der Stiftung Lesen. Mainz und Hamburg.
Stosberg, Manfred (1995): Alter und Familie. Zur sozialen Integration älterer Menschen – Theoretische Konzepte und empirische Befunde, Frankfurt/M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien.
Straka, Gerald; Fabian, Thomas; Will, Jörg (Hrsg.) (1990): Aktive Mediennutzung im Alter – Modelle und Erfahrungen aus der Medienarbeit mit älteren Menschen, Heidelberg.
Straka, Gerald A. u. a. (1989): Medien im Alltag älterer Menschen, Band 18 der Begleitforschung des Landes Nordrhein-Westfalen zum Kabelpilotprojekt Dortmund, Düsseldorf.
Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim.
Strübing, Jörg (2008): Grounded Theory – Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden.
Strübing, Jörg (2010): Grounded Theory – ein pragmatischer Forschungsstil für die Sozialwissenschaften, Weinheim.
Teising, Martin (2007): Krisenintervention bei älteren Menschen. In: @39.

Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.) (2002): Gerontologie und Sozialpolitik, Stuttgart. In: @40.
Tesch-Römer, Clemens (2002): Gerontologie und Sozialpolitik – Zur Gegenwart und Zukunft des Deutschen Zentrums für Altersfragen. In: Ders. (Hrsg.), a. a. O., S. 21–38.
Tesch-Römer, Clemens; Engstler, Heribert; Wurm, Susanne (Hrsg.) (2006): Altwerden in Deutschland – Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte, Wiesbaden.
Tesch-Römer, Clemens; Wurm Susanne (2006): Veränderung des subjektiven Wohlbefindens in der zweiten Lebenshälfte. In: Clemens Tesch-Römer, Heribert Engstler, Susanne Wurm (Hrsg.), a. a. O., S. 385–446.
Tesch-Römer, Clemens; Wurm, Susanne (2009): Theoretische Positionen zu Gesundheit und Alter. In: Karin Böhm, Clemens Tesch-Römer, Thomas Ziese (Hrsg.), a. a. O. In: @41.
Tesch-Römer, Clemens, Motel-Klingebiel, Andreas (2010): Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie in Deutschland. In: Kirsten Aner, Ute Karl (Hrsg.), a. a. O., Wiesbaden, S. 447–457.
Tews, Hans Peter (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Gerhard Naegele, Hans Peter Tews (Hrsg.), a. a. O., S. 15–42.
Tews, Hans Peter (1995): Altersbilder – Über Wandel und Beeinflussung von Vorstellungen vom und Einstellungen zum Alter, 2. Auflage, Köln.
Thiedeke, Udo (2008): Virtuelle Gemeinschaften, Gruppen und Netzwerke in Neuen Medien. In: Uwe Sander, Friederike von Gross, Kai-Uwe Hugger (Hrsg.), a. a. O., S. 428–431.
Thieme, Frank (2008): Alter(n) in der alternden Gesellschaft – Eine soziologische Einführung in die Wissenschaft vom Alter(n), Wiesbaden.
Thiersch, Hans (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim und München.
Thomae, Hans (1983): Altersstile und Altersschicksale – ein Beitrag zur differentiellen Gerontologie, Bern.
Tiefel, Sandra (2005): Kodierung nach der Grounded Theory lern- und bildungstheoretisch modifiziert: Kodierungsleitlinien für die Analyse biografischen Lernens. In: Winfried Marotzki, Michael Dick (Hrsg.), a. a. O., S. 65–84.
Tomasik, Martin J.; Silbereisen, Rainer K. (2008): Anforderungen des sozialen Wandels: Verteilung, Kumulation und psychosoziale Effekte. In: Rainer K. Silbereisen, Martin Pinquart (Hrsg.), a. a. O., S. 55–98.
Townsend, Peter (1968): Isolation, desolation and loneliness. In: Ethel Shanas u. a. (Hrsg.), a. a. O., S. 258–287.
Wahl, Hans-Werner; Diehl, Manfred; Kruse, Andreas; Lang, Frieder R.; Martin, Mike (2008): Psychologische Alternsforschung – Beiträge und Perspektiven. In: Psychologische Rundschau, 59 (1), S. 2–23.
Wahl, Hans-Werner; Heyl, Vera (2004): Gerontologie – Einführung und Geschichte, Grundriss Gerontologie, Band 1, Stuttgart.

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne – Freiheit und Disziplin, Frankfurt am Main, New York.
Weis, Serge; Weber, Germain (Hrsg.) (1997): Handbuch Morbus Alzheimer – Neurologie, Diagnose, Therapie, Weinheim.
Wellmann, Barry; Gulia, Milena (1997): Net Surfers don't ride alone: Virtual Communities as Communities. In: @42.
Werner, Burkhard (1997): Demenz – Epidemiologie, Ursachen und Folgen einer psychischen Erkrankung im Alter, Weinheim, München.
Werner, Burkhard (2004): Strukturwandel des Alterns in der Moderne. Versuch einer Neuinterpretation des Alter(n)s in einer Altersgruppen-übergreifenden Sicht. In: Hermann Brandenburg (Hrsg.), a. a. O., S. 121–132.
WHO (1946): Constitution of the World Health Organization, New York. In: @43.
Wildbit (2005): Social Networks Research Report. In: @44.
Willutzki, Ulrike (2003): Ressourcen: Einige Bemerkungen zur Begriffsklärung. In: Heike Schemmel, Johannes Schaller (Hrsg.), a. a. O., S. 91–110.
Willutzki, Ulrike (2008): Klinische Ressourcendiagnostik. In: Bernd Röhrle, Frank Caspar, Peter F. Schlottke (Hrsg.), a. a. O., S. 251–272.
Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung – Überblick und Alternativen, Frankfurt am Main.
Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: @45.
Wurm, Susanne; Tesch-Römer, Clemens (2006): Gesundheit, Hilfebedarf und Versorgung. In: Clemens Tesch-Römer, Heribert Engstler, Susanne Wurm (Hrsg.), a. a. O., S. 329–383.
Zillien, Nicole (2006): Digitale Ungleichheit – Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft, Wiesbaden.
Zoch, Annette (2009): Mediennutzung von Senioren, Berlin.

Internetlinks:

@1: ARD/ZDF-Medienkommission (o. J.): http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/ [Zugriff am 15.05.2013].
@2: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): http://zfs-online.org/index.php/zfs/article/viewFile/2831/2368 [Zugriff am 27.12.2012].
@3: Böhm, Karin; Tesch-Römer, Clemens; Ziese, Thomas (Hrsg.) (2009): http://edoc.rki.de/documents/rki_fv/reJBwqKp45PiI/PDF/21r1eZ1NVL2AY_02.pdf [Zugriff am 03.06.2010].
@4: Bourdieu, Pierre (1983): http://unirot.blogsport.de/images/bourdieukapital.pdf [Zugriff am 13.12.2011].
@5: Burkart, Günter (1993): http://www.zfs-online.org/index.php/zfs/article/viewFile/2830/2367 [Zugriff am 27.12.2012].

@6: Clemens, Wolfgang (2001): http://www.springerlink.com/content/f801217lr8032401/fulltext.pdf [Zugriff am 03.06.2010].
@7: Döring, Nicola (2000): http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/doering_identitaet/doering_identitaet.pdf [Zugriff am 28.03.2011].
@8: Eichenberg, Christiane; Döring, Nicola (2006): http://christianeeichenberg.de/wp-content/uploads/2011/07/EichenbergD%C3%B6ring_2006.pdf [Zugriff am 15.05.2013].
@9: Eysenbach, Gunther (2001): http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC1761894/ [Zugriff am 12.09.2011].
@10: Feierabend Online Dienste Für Senioren AG (o. J.): http://www.feierabend.de/Rundgang-durch-die-Community-37452.htm [Zugriff am 24.07.2013].
@11: Feierabend Online Dienste für Senioren AG (2013a): http://www.feierabend.de/media/standalone/Mediadaten/mediadaten_2013_neu.pdf [Zugriff am 24.07.2013].
@12: Feierabend Online Dienste für Senioren AG (2013b): http://www.feierabend.de/Nutzungsordnung-37445.htm [Zugriff am 23.09.2013].
@13: Gottschall, Karin; Voß, G. Günter (o. J.): http://www.arbeitenundleben.de/downloads/Entgr-GottVoss.pdf [Zugriff am 07.01.2013].
@14: Herriger, Norbert (2006): http://www.empowerment.de/materialien/materialien_5.html [Zugriff am 12.12.2011].
@15: Herriger. Norbert (o. J.): http://www.empowerment.de/grundlagentext.html [Zugriff am 13.12.2011].
@16: Hohenstein, Andreas; Wilbers, Karl (Hrsg.) (2006): http://mediendidaktik.uni-duisburg-essen.de/system/files/web20-a.pdf [Zugriff am 28.10.2010].
@17: Initiative D21 E. V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG (2010): http://www.initiatived21.de/wp-content/uploads/2010/06/NONLINER2010.pdf [Zugriff am 30.10.2010].
@18: Initiative D21 E. V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG (2012): http://www.initiatived21.de/wp-content/uploads/2012/06/NONLINER-Atlas-2012-Basiszahlen-f%C3%BCr-Deutschland.pdf [Zugriff am 29.12.2012].
@19: Initiative D21 E. V.; TNS Infratest Holding GmbH & Co. KG (2013): http://www.initiatived21.de/wp-content/uploads/2013/04/digitalindex.pdf [Zugriff am 23.07.2013].

@20: Jörissen, Benjamin (2010): http://joerissen.name/medienbildung/bildungskompetenzliteracyerziehung/#identifier_0_479 [Zugriff am 17.02.2013].
@21: Kerres, Michael (2006): http://mediendidaktik.uni-duisburg-essen.de/system/files/web20-a.pdf [Zugriff am 28.10.2010].
@22: Maaß, Christian; Pietsch, Gotthard (2007): http://www.feu.de/FBWIWI/forschung/beitraege/pdf/db408.pdf [Zugriff am 29.11.2010].
@23: Martin, Peter; Martin, Mike; Schmitt, Marina; Sperling, Uwe (2000): http://www.nar.uni-heidelberg.de/pdf/newsletter/nl2009_04_schmitt_ilse_2000.pdf [Zugriff am 06.10.2013].
@ 24: Mey, Günter (2000): http://www.ssoar.info/ssoar/files/2008/66/mey_interview_sozialersinn_2000.pdf [Zugriff am 17.01.2011].
@25: MPFS (2012): http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf12/JIM2012_Endversion.pdf [Zugriff am 15.05.2013].
@26: Müller, Christoph (2001): http://www.socio5.ch/pub/badboll.pdf [Zugriff am 18.10.2012].
@27: Müller, Lotti; Petzold, Hilarion G. (2003): http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/polyloge/Mueller-Petzold-Resilienz-Polyloge-08-2003.pdf [Zugriff am 29.08.2010].
@28: O'Reilly, Tim (2005): http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-20.html [Zugriff am 28.11.2010].
@29: Panke, Stefanie (2007): http://www.e-teaching.org/didaktik/theorie/informelleslernen/Web2.pdf [Zugriff am 28.11.2010].
@30: Prensky, Marc (2001): http://www.marcprensky.com/writing/Prensky%20-%20Digital%20Natives,%20Digital%20Immigrants%20-%20Part1.pdf [Zugriff am 07.08.2013].
@31: Programm polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes (2008): http://www.polizei-beratung.de/vorbeugung/medienkompetenz/handreichung_fuer_lehrkraefte/ [Zugriff am 20.07.2010].
@32: Richter, Alexander; Koch, Michael (2008): http://www.kooperationssysteme.de/docs/pubs/RichterKoch2008-mkwi-sns.pdf [Zugriff am 09.02.2011].

@33: Saß, Anke-Christine; Wurm, Susanne; Ziese, Thomas (2009): http://edoc.rki.de/documents/rki_fv/reJBwqKp45PiI/PDF/21r1eZ1NVL2AY_02.pdf [Zugriff am 03.06.2010].
@34: Schaan, Barbara (2009): http://www.springerlink.com/content/p3865535j7048u11/fulltext.pdf [Zugriff am 03.06.2010].
@35: Scheiner, Joachim (2003): http://www.vpl.tu-dortmund.de/cms/Medienpool/PDF_Dokomunte/Arbeitspapiere/AP04_von_Joachim_Scheiner.pdf [Zugriff am 23.07.2013].
@36: Schneider, David (2006/2007): http://www.jurawelt.com/sunrise/media/mediafiles/14428/Seminararbeit_Phishing.pdf [Zugriff am 20.07.2010].
@37: Statistisches Bundesamt (2010): https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/HaushalteMikrozensus/BroschuereFrauenMaenner0010013109001.pdf?__ blob= publi cationFile [Zugriff am 22.07.2013].
@38: Statistisches Bundesamt (2011): https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Sterbefaelle/Tabellen/SterbealterDurchschnitt.html [Zugriff am 22.07.2013].
@39: Teising, Martin (2007): http://cip-medien.com/media/download_gallery/07-02/2007-2-14.%20Teising.pdf [Zugriff am 03.06.2010].
@40: Tesch-Römer, Clemens; Wurm, Susanne (2009): http://edoc.rki.de/documents/rki_fv/reJBwqKp45PiI/PDF/21r1eZ1NVL2AY_02.pdf [Zugriff am 05.07.2010].
@41: Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.) (2002): http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/PRM-24395-SR-Band-214,property=pdf,bereich=,sprache %0B=de,rwb=true.pdf [Zugriff am 19.05.2012].
@42: Wellmann, Barry; Gulia, Milena (1997): http://groups.chass.utoronto.ca/netlab/wp-content/uploads/2012/05/Net-Surfers-Dont-Ride-Alone-Virtual-Community-as-Community.pdf [Zugriff am 17.05.2013].
@43: WHO (1946): http://apps.who.int/gb/bd/PDF/bd47/EN/constitutionen.pdf [Zugriff am 11.09.2010].
@44: Wildbit (2005): http://wildbit.com/wildbit-sn-report.pdf [Zugriff am 17.05.2013].
@45: Witzel, Andreas (2000): http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519 [Zugriff am 17.01.2011].

Anmerkungen zur Transkription und Transkriptionsregeln

„I“ steht für Interviewerin und der Anfangsbuchstabe des Namens für die interviewte Person (z.B. „S“ für Sigrid)

Mhm	Zustimmung
Betont	betont, unterstrichen
:u:nd	Dehnung
(.)	Pause, unter einer Sekunde
(1), (2), (3)	Pause, Zahl gibt Länge an (in Sekunden)
Die=die=die	Stottern, Wiederholung, schnell gesprochen, Verschleifung

J. Kreß, *Onlinecommunities für Senioren,*
DOI 10.1007/978-3-658-10818-2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2016